Hahn-Hahn

Bilder

aus der

Geschichte der Kirche.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erster Band.

Die drei ersten Jahrhunderte.

Die Martyrer.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1856.

Die Martyrer.

Bilder

aus den drei ersten Jahrhunderten

der

christlichen Kirche.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Mainz,

Verlag von Franz Kirchheim.

1856.

Approbatio.

Imprimi permittitur.

MOGUNTIAE, die xxiv. Oct. 1856.

Dr **M. A. Nickel,**
Cons. Capit.

Mainz,
Druck von F. Kupferberg.

Vorwort.

Hätte man mir nicht gesagt, daß ein kleines Buch, wie dieses, hie und da in der Welt nützlich sein könne: so würde sich meine armselige Feder nie an diesen erhabenen und ehrwürdigen Gegenstand gewagt haben, nie! Aber darauf hin habe ich es denn in Gottes Namen gethan, indem ich mich betrachtete wie einen Mosaikarbeiter, dem der Meister eine herrliche Zeichnung vorlegt, nach welcher er mit tausend schönen bunten Steinen ein Bild zusammenzusetzen hat. Ein Bild der heiligen Kirche in den ersten christlichen Jahrhunderten versucht nun eben dies Buch in einer Reihe von Schilderungen zu geben. Sie beginnen mit der Stiftung dieser zur Beseligung der Menschen vom Sohn Gottes gegründeten Gemeinschaft und zeigen, wie sie vom heiligen Geist beseelt und geleitet Wurzel faßt, sich ausbreitet, leidet; über Jerusalems Trümmer, über Roms Götzentempel sich erhebt; unter dem sichtbaren Oberhaupt, dem Papst, und den ihm untergeordneten Bischöfen den Widersacher bekämpft, sowohl im Polytheismus als in der Häresie; verwundet wird von ihren Feinden und von ungerathenen Kindern ihres eigenen Schooßes; und endlich ihr Palladium, das heilige Kreuz, zu einem Siegeszeichen macht, unter dessen Einfluß für die Menschheit eine neue Weltordnung anfängt.

Zu Füßen des heiligen Kreuzes liegt wie ein wundervoller Kranz dunkler Passionsblumen das Leben der Blutzeugen, der Martyrer, die „Nachahmer der Leiden ihres Gottes zu sein begehren," wie der heilige Bischof Ignatius so schön von sich selbst sagt.

Ich habe bei diesen Bildern weiter nichts gethan, als Thatsachen zusammen getragen, welche die Geschichte aufbewahrt und durch die zuverläßigsten Zeugnisse beglaubigt hat; Handlungen, Worte, Schriften, Ereignisse. Ich habe mich gehütet, die Legende in die Geschichte zu verflechten, damit Niemand diese mit jener als eine poetische Sage verwerfe. Führe ich irgend etwas an, was die Legende erzählt, so ist es ausdrücklich dabei bemerkt. Ebenfalls habe ich mich gehütet, nach meinem Geschmack oder aus meiner Phantasie den Thatsachen etwas beizufügen, sie auszuschmücken, wie man es nennt; denn es hätte ein falscher Schmuck werden können. Bei den Gesprächen, Verhören, Visionen der Martyrer hab' ich zuweilen abgekürzt und zusammengedrängt; aber verändert nie.

Die Bücher, welche ich benutzt habe, sind:

Ruinart: Echte und ausgewählte Acten der ersten Martyrer.

Stolberg: Geschichte der Religion Jesu Christi.

Döllinger: Christliche Kirchengeschichte.

Möhler: Patrologie.

Wilmers: Lehrbuch der Religion.

Flavius Josephus: Geschichte der Juden und des Krieges mit den Römern.

Rohrbacher: Histoire universelle de l'Eglise Catholique.

Fleury: Histoire Ecclésiastique.

Gaume: Les trois Rome.

Dann das römische Brevier und Allioli's Uebersetzung der heiligen Schrift. Ich hätte gewiß noch viel mehr lesen und benutzen können; aber, unwissend, ungelehrt und ungeübt in solchen Studien, wie ich bin, kam es mir vor, als müsse meine schwache Hand erlahmen, wenn sie noch mehr Material zu bewältigen erhielte.

Was die Martyrer betrifft, so habe ich gesucht, die Auswahl nach hervorstechenden Zügen zu machen, entweder von Erhabenheit, von Wirksamkeit für die Kirche, von Holdseligkeit; oder weil sie einen lebhaften Gegensatz zwischen christlicher und heidnischer Gesinnung bilden, wie Symphorosa der Anbetung des Antinous gegenüber; oder sehr trostreich für arme Sünder sind, wie Afra und Bonifacius; oder Lehren und Gebräuche der heiligen Kirche als uralt bestätigen: so Blandina und Pionius die Fürbitte und Anrufung der Heiligen; Fructuosus die Fasten; Theodotus die Verehrung der Reliquien; Irenäus von Sirmium die Ehelosigkeit der Priester. Noch andere, weil sie in unmittelbarer Beziehung zu gewissen Verordnungen der Verfolger stehen: Felix und Euplus zur Vernichtung der heiligen Schriften; Julia zur Rechtlosigkeit der Christen; Philippus zum Raube des Kirchengutes; u. s. w. Auch hier muß ich sagen: vielleicht hätte ich noch Schöneres wählen können und verstand es nur nicht! Alles, was in dem Buche nicht gut ist, ist meine Schuld; der Mosaikarbeiter war dann eben ungeschickt und hat seine Sache schlecht gemacht.

Wohlan, mein Leser, mache du die deine besser! Du strebst nach hohen Dingen? Du hast ein Herz, das für Himmlisches erglüht? Nun, so betrachte die überschwengliche Gnade und Liebe Gottes in der Anordnung, Leitung und Beschirmung seiner Kirche und die glühende, hingebende, opferselige

Liebe der ersten Kinder dieser Kirche; denn Höheres und Himmlischeres gibt es nicht. Und machst du dich dann auf zur praktischen Nachfolge Jesu, und bist du dann bereit, auch dein Leben in den Kranz der Passionsblumen zu Füßen des heiligen Kreuzes zu verflechten: so hast du deine Sache besser gemacht als ich, o viel besser! da ich nur davon zu schreiben verstehe.

Sollte aber Gottes Gnade durch diese Bilder in irgend eine Seele einen Strahl von Trost, Freudigkeit, Erquickung oder Ermuthigung werfen, oder die Trübsal ihr versüßen und die Nöthen des Lebens ihr erleichtern, oder ihre Anhänglichkeit an die heilige Kirche verstärken und verinnigen: so sei sie liebreich meiner eingedenk im frommen Gebet.

Mainz, am Tage der Verklärung Christi,
6. August 1856.

Ida Hahn-Hahn.

Inhaltsverzeichniß.

Der heilige Polykarp, Bischof von Smyrna.

Sein heiliger Wandel; seine reine apostolische Lehre; sein gewichtiges Zeugniß gegen die Häresien. — Aus seinem Schreiben an die Philipper. — Sein Leiden und Tod unter Marc Aurel in Smyrna am 26. Januar 167. S. 167—180.

Der heilige Justinus, der Martyrer.

Seine Herkunft, Studien und Bekehrung. Reise nach Rom. Häresiarchen daselbst. Innere Verwandtschaft der Häresien mit dem Heidenthum und der falschen Philosophie. Justins zwei Apologien des Christenthums. Das Mysterium von der wirklichen Gegenwart in der Eucharistie. Sein Gespräch mit Tryphon. Sein Tod in Rom unter Marc Aurel um 167 am 13. April. S. 180—195.

Die Martyrer von Lyon und Vienne, insbesondere die heilige Blandina.

Grausamkeit der Verfolger. Zehn Christen fallen ab; werden bekehrt durch die Fürbitte der heiligen Bekenner. Bischof Pothinus; Diakon Sanctus; Maturus, Attalus; der Arzt Alexander. Der Knabe Ponticus und Blandina leiden und sterben zuletzt zu Lyon unter Marc Aurel am 2. Junius 177. S. 195—205.

Fortgang der Verfolgungen.

Unter Septimus Severus, 202—10. Unter Maximin dem Thracier, 237, ganz kurze Verfolgung. Die Christen breiten sich aus, genießen Ruhe und Frieden, lassen sich theilweise vom Wohlleben fesseln. Die wüthenden Verfolgungen unter Decius, 250—51; Gallus, 252; Valerianus, 257—59, erwecken die Glaubenskraft. Abermalige Zeit der Ruhe. Zahlreiche Bekehrungen der Besten, Tüchtigsten und Angesehensten. Das Christenthum eine Macht, welche das Heidenthum schreckt. Diocletians blutiges Verfolgungs-Edict, 23. Febr. 303. Galerius hebt es auf 311, aber Maximin Daja erneuert die Verfolgung, bis Constantin das Christenthum förmlich anerkennt, 313. S. 205—221.

Die heiligen Perpetua, Felicitas und ihre Gefährten.

Vivia Perpetua beschreibt selbst ihr Leiden und das dieser Martyrer bis zum Tage vor dem Thierkampf. Ein Augenzeuge beschreibt ihr Ende. Sie leiden zu Carthago unter Septimus Severus am 7. März 202. S. 221—234.

Der heilige Irenäus, Bischof von Lyon.

Schüler des heil. Polykarp. Schreibt gegen die Gnostiker: „Darstellung und Widerlegung der sogenannten Erkenntniß.“ Kennzeichen der wahren Kirche: ihre Einheit, Heiligkeit, Allgemeinheit (Katholicität) und Apostolicität; die Aufeinanderfolge der Bischöfe mit derselben Glaubenslehre und derselben Tradition; der Zusammenhang der Lehre und der Tradition mit Rom. Ueber die Häresie. Ueber das Mysterium der wirklichen Gegenwart Jesu Christi in der Eucharistie. Ueber die allerseligste Jungfrau Maria. Martyrertod des Irenäus um 203 am 28. Juni zu Lyon unter Kaiser Severus. Tertullian, „Beweis des Besitzstandes.“ S. 235—249.

Die heilige Potamiana.

Die Jungfräulichkeit auch in Ansehen bei den Heiden: Vestalinnen, Druidinnen; wird verklärt im Christenthum und wird der Lieblingsstand der Gläubigen. Für sie leidet Potamiana, eine junge Sclavin, zu Alexandrien den Martertod, 28. Juni 207, unter Kaiser Severus. Marcella, ihre Mutter, und der Soldat Basilides ebenfalls. S. 250—255.

Bruchstücke aus Briefen des heiligen Dionysius, Bischofs von Alexandrien.

Die Verfolgung vor und unter Decius. Die heil. Apollonia, Metras, Quinta, Serapion, Dioskorus und Andere. Verbannung des Heiligen. Pest in Alexandrien. Der Heilige bekämpft die Irrlehre des Paul von Samosata, der die Gottheit Christi läugnete und nennt die heilige Jungfrau Maria „Theotocos:" Gebärerin Gottes. Stirbt 264. S. 255—262.

Der heilige Pionius.

Eudämon, Bischof von Smyrna, fällt ab. Pionius, ein heiliger Priester, legt sich selbst mit Asclepiades und Sabina in Fesseln, ermahnt die Heiden und Juden, kräftigt die Gläubigen, tröstet reuige Büßer, wird um seine Fürbitte angefleht, leidet selig den Feuertod zu Smyrna unter Decius am 11. März 250. S. 262—271.

Der heilige Cyprianus, Erzbischof von Carthago.

Herkunft; Bekehrung. 248 Erzbischof. Hohe Tugend. Entzieht sich dem Martertod unter Decius. Zahlreiche Apostaten. Wollen sich in die Kirche wieder eindrängen. Cyprian will nur reuige Büßer aufnehmen. Zustimmung von Rom. Seine Schrift „Von den Gefallenen" ermahnt zur Beicht und Buße. Schrift „Von der Einheit der Kirche;" Primat des Petrus. Differenz mit Papst Stephanus über die Taufe; Rom hält die alte Ueberlieferung aufrecht; der Prüfstein, um die ächte Tradition von der falschen zu unterscheiden, ist die Gemeinschaft des Glaubens mit der Kirche von Rom. Cyprian in Verbannung nach Curubis, 257; hingerichtet in Carthago, 14. September 258, unter Kaiser Valerian. S. 271—293.

Der heilige Laurentius.

Erzdiakon der Kirche zu Rom, Pfleger ihrer Armen, Verwalter ihrer Güter, verkauft die kostbaren Altargeräthe und überweist dem habgierigen Präfecten die Schätze der Kirche — die Armen. Leidet den Feuertod, 10. August 258 zu Rom, unter Kaiser Valerian. S. 293—298.

Der heilige Nicephorus.

Ueber die Gemüthsstimmung der Martyrer. Freundschaft zwischen Nicephorus und Sapricius. Dann ihre Feindschaft. Dieser bleibt unversöhnlich und fällt vom Glauben ab. Nicephorus bittet ihn um Vergebung und leidet den Martertod zu Antiochien unter Kaiser Valerian am 9. Februar 259. S. 298—302.

Afrikanische Martyrer.

Die Priester Renus, Victor, Lucius, Montanus, Julian und Flavian der Diakon, sämmtlich Schüler Cyprians, und die Wittwe Quartillosia werden durch Hunger und Durst in langwieriger Haft gefoltert, durch Visionen belehrt und getröstet und endlich hingerichtet zu Carthago im Mai 259 unter Valerian. S. 302—309.

Die heil. Marian, Jakobus und ihre Gefährten.

Große Leiden, liebliche Visionen. Marians Mutter. Furchtbares Blutbad zu Cirtha in Numidien, 30. April 259, unter Valerian. S. 309—313.

Der heilige Fructuosus.

Bischof von Tarragona in Spanien, ist der erste spanische Martyrer, von dessen Leiden man Acten hat. Sehr beliebt auch bei dem heidnischen Volk. Lehnt auf seinem Leidensweg einen Labetrunk ab, um die Faste nicht zu brechen. Leidet den Feuertod mit seinen beiden Diakonen zu Tarragona, 21. Januar 259, unter Valerian. S. 313—316.

Der heilige Cyrillus.

Kaum zwölf Jahre alt von seinem Vater des Glaubens wegen gegeißelt und verstoßen. Dann enthauptet, 29. Mai 260, zu Cäsarea in Cappadocien. S. 316—319.

Der heilige Gregorius Thaumaturgus.

Seine Herkunft, Erziehung, Bildung. Studirt mit seinem Bruder das Christenthum und die heiligen Schriften unter Origenes zu Cäsarea. Dann zu Alexandrien unter dem heil. Dionysius. Wird getauft; kehrt nach seiner Vaterstadt Neocäsarea in Pontus zurück; entsagt der Welt; wird Bischof; wirkt unzählige Wunder; bekehrt die ganze Landschaft. Stirbt zu Neocäsarea, 17. December 264. Origenes stirbt zu Tyrus 254. Aus seinen Schriften: über die Liturgie des Gottesdienstes; über das Gebet; über die heiligen Sacramente der Buße und der Eucharistie. S. 319—341.

Aus des Eusebius Pamphilius, Bischofs von Cäsarea, Beschreibung der Diocletianischen Verfolgung.

Verschiedene Martern, welche die Christen auszustehen hatten und zwar Jahre lang. Wie die wilden Thiere sich zuweilen vor den Martyrern scheuen. Ulpianus. Agapius. Theodosia. Wie alle Lebensmittel auf den Märkten durch heidnische Opferweihungen verunreinigt werden. Wie die Bischöfe gequält werden. Wie der Freund des Eusebius, der gelehrte heilige Priester Pamphilus, mit eilf Anderen an einem Tage den Martertod leidet. Eusebius selbst stirbt erst um 340. S. 341—351.

Der heilige Genesius.

Schauspieler zu Rom, bekehrt sich auf der Bühne, wird gemartert, empfängt die Bluttaufe, 26. August 286, unter Kaiser Diocletian. S. 351—354.

Die heilige Afra,

Wie der heilige Bischof Narcissus sie, ihre Mutter und drei Dienerinnen tauft. Wie Afra verhört und auf einer Insel im Lech zu Augsburg verbrannt wird, 5. August 304. Wie ihre Mutter und die drei Dienerinnen in ihrer Gruft umkommen. S. 405—410.

Der heilige Irenäus, Bischof von Sirmium.

Wie er Weib und Kind verläßt um Christi willen und Priester und Bischof wird. Wie er alles Irdische verläugnet und nach langer Qual enthauptet wird, 25. März 304, zu Sirmium in Pannonien. S. 410—414.

Der heilige Phokas.

Gärtner zu Synope. Wie er gastfrei ist. Wie er seine Mörder aufnimmt und bewirthet. Wie er sich ihnen überliefert und leidet, 14. Juni 304. Wie die Schiffer auf dem schwarzen Meer ihn verehren. S. 414—418.

Die heilige Julitta und ihr Sohn Quiricus.

Wie sie Heimath und Vermögen verläßt und ihren Sohn zu retten sucht. Wie Beide ergriffen werden. Wie das dreijährige Kind Christum bekennt und zum Martyrer wird. Wie Julitta leidet, 16. Juni 305, zu Tarsus in Cilicien. S. 418—422.

Die heil. Nicander und Marcianus und die heil. Daria.

Wie beide Freunde den Kriegsdienst verlassen. Wie sie verhört und verurtheilt werden. Wie Marcians heidnische Gattin wehklagt. Wie Nicanders Gattin Daria ihn kräftigt und mit ihm leidet, 17. Juni 305, in Mösien. S. 422—426.

Der heilige Philippus, Bischof von Heraklea.

Wie die Kirchen geschlossen, die Zusammenkünfte der Christen untersagt, die Altargeräthschaften geraubt, die heiligen Schriften gesucht und verbrannt werden. Wie Philippus und sein Diakon Hermes verhört und eingekerkert werden. Wie Philippus Nachts im Theater die Christen ermahnt und kräftigt. Wie er gemartert und dann nach Adrianopel geschickt wird. Wie er dort mit Hermes und dem Priester Severus den Flammentod leidet, 22. Oktober 305. S. 426—432.

Die heilige Julia.

Wie sie gedrangsalt, beraubt und vor Gericht als Christin für rechtlos erklärt wird. Wie sie in den Flammen endet, 30. Juli 305, zu Cäsarea in Cappadocien. S. 433—435.

Die heiligen Firmus und Rusticus.

Wie sie zu Mailand vom Kaiser Maximian Herculeus selbst verhört werden. Wie er sie geißeln und peinigen läßt und dann dem Richter Anolinus übergibt. Wie dieser sie nach Verona als Gefangene zum Kriegsobersten Cangarius schickt. Wie Cangarius Christ wird. Wie die Martyrer leiden, 9. August 305, zu Verona. Wie Anolinus ihre Acten verbrennen läßt. S. 435—441.

Soli Deo Gloria.

Die Aufgabe der Apostel.

Das welterlösende Opfer war vollzogen und der Sohn Gottes am Kreuz verschieden. Aus seinem Blut stieg ein süßer Wohlgeruch empor zum Thron des ewigen Vaters und sank zurück als ein Thau, reich an Gnaden und Segen, über die Gegenwart und Zukunft der menschlichen Geschlechter bis zum Ende der Tage. Dies Abendopfer des alten Bundes, das um die Stunde auf Golgatha vollzogen ward, wo im Tempel zu Jerusalem täglich ein Lamm geschlachtet wurde als Vorbild des Lamm Gottes — um die neunte Stunde, d. h. um drei Uhr Nachmittags — beschloß die alte Zeit, die der Erwartung, und eröffnete die neue, die Zeit der Erfüllung. Von ihr war geweissagt: „Gott der Herr kommt mit Macht und sein Arm wird herrschen.“ (Isaias 40, 10.)

Aber der Herr war gekommen als der Allergeringste und seine Arme waren an's Kreuz genagelt, und seine wenigen Schüler und Anhänger hatten entmuthigt, angstvoll und verzagt ihn verlassen, und nur seine allerseligste Mutter, einige fromme Frauen und sein Lieblingsjünger hielten in seinem bitteren Leiden und Sterben bei ihm aus. Frauen und ein Jüngling waren die ersten unerschrockenen, standhaften Gläubigen; alle übrigen Apostel waren schwach im Glauben. Die Furcht ließ sie vergessen, daß geschrieben stand: „Gott selber kommt und erlöset

euch." (Isaias 35, 4.) Die Masse des Volkes aber, Vornehme wie Geringe, Junge wie Alte, Reiche wie Arme, Gelehrte wie Ungelehrte, benahm sich nach der uralten und immer sich erneuernden Weise: obwohl sie nach allen Verheißungen und Prophezeihungen ihrer heiligen Schriften gar nicht daran zweifeln konnten, daß Jesus Christus, der Gekreuzigte, die längst ersehnte „Erwartung Israels," der Messias sei: so verstockten sie sich gegen diese Ueberzeugung und nannten den Sohn Gottes einen Gotteslästerer, weil er nicht ihren irdischen eitlen Träumen vom Messias entsprach. Die Masse des Volkes vergaß nicht, wie die Jünger, aus Zaghaftigkeit die Verheißung, sondern sie wollte nicht glauben; darum galten ihr Weissagungen wie Zeichen und Wunder nichts.

Am dritten Tage war das heilige Grab leer, zur beängstigenden Verwirrung der Hohenpriester und Schriftgelehrten, die es von Kriegsknechten bewachen ließen. Sie waren so fassungslos über dies Ereigniß, welches Jesus vorhergesagt hatte, daß sie die Wache mit Geld bestachen, damit sie aussage, während ihres Schlafes hätten die Jünger den Leichnam gestohlen. Ob die Aussage schlafender Wächter Glauben verdiene, das zu bedenken fiel ihrem blinden Haß nicht ein; und die Masse des Volkes nahm, ohne sich zu besinnen, eine Aussage an, welche der eigenen Leidenschaft entsprach.

„Und sein Grab wird herrlich sein." (Isaias 11, 10.) Die Erde bebte, der Himmel öffnete sich, Engel stiegen herab, der Heiland erstand. Magdalena verkündet frohlockend die selige Botschaft und das schwache Fünkchen des Glaubens flackerte auf in den Jüngern; denn der Meister hielt ihnen Wort: Er war auferstanden. Nun erschien er ihnen, erst Einzelnen, dann Allen. Nun führte er mit ihnen das wunderreiche, geheimnißvolle Leben der vierzig Tage, in dem er „ihnen den Sinn aufschloß, daß sie die Schrift verständen" (Luc. 24, 45.) und ihnen wiederholte, daß er „die Verheißung seines Vaters — die Kraft aus der Höhe (Luc. 24, 49.) — auf sie herabsenden werde." Indem er sich ihnen immer deutlicher als der im Alten Testament Verheißene zeigte, kräftigte er ihren Glauben

an seine eigenen Verheißungen, bereitete sie vor auf die Ankunft des heiligen Geistes, machte ihre Seelen willig und fähig, die wunderbare Gabe aufzunehmen, und gab ihnen die Vollmacht: „alle Völker zu lehren, Alles zu halten, was er befohlen habe" — und „das Evangelium allen Geschöpfen zu predigen in der ganzen Welt." (Marc. 16, 15.) Und damit sie Muth faßten für diesen unermeßlichen Auftrag, sprach er: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden — und ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt." (Matth. 28, 18—20.) „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich auch euch. Empfanget den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen; und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten." (Joh. 20, 21—23.) So waren sie in der Kraft Gottes zur Belehrung, Entsündigung, Heiligung der Menschen geweiht, und zur Gründung und Leitung der Kirche, der Heilsanstalt für die Seelen, berufen. Das oberste Hirtenamt dieser Heerde vertraute er Dem an, zu welchem er schon vor seinem Leiden und Sterben gesagt hatte: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben. Was immer du binden wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden sein; und was immer du lösen wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gelöset sein." (Matth. 16, 18—19.) Zu diesem Petrus sprach er jetzt vor seinem letzten Scheiden: „Weide meine Lämmer! Weide meine Schaafe! Folge mir nach." (Joh. 21.) Dann breitete er seine Hände segnend über sie aus „und eine Wolke entzog ihn ihren Blicken." (Apost. 1, 9.) Die Jünger aber kehrten vom Oelberg heim in das Haus, wo sie in der Nacht, bevor er verrathen ward, das Osterlamm mit ihm gegessen hatten. Erwartungsvoll, aber fest im Glauben, verharrten sie ruhig und „einmüthig im Gebet, sammt den Frauen und Maria der Mutter Jesu." (Apost. 1, 14.) Die Weissagungen der Propheten, welche in den heiligen Schriften aufbewahrt wurden, waren vor ihren Augen in Erfüllung gegangen durch Leben, Leiden, Sterben und Auf-

erstehung ihres göttlichen Meisters: wie hätten sie zweifeln können, daß sein Wort, bis auf das allergeringste, in Erfüllung gehen werde! In frommer Sehnsucht beteten sie um die Frucht der Gnade, welche durch den Tod Jesu zur Reife gekommen und ihnen bestimmt war; und noch andere Gläubige gesellten sich zu ihnen, so daß ungefähr hundert und zwanzig Personen beisammen waren. In dieser ersten kleinen Gemeinde erhob sich Petrus, als das von Christus eingesetzte Oberhaupt der christlichen Kirche, und schlug vor, die Lücke auszufüllen, welche der Verräther Judas zwischen den zwölf Aposteln gemacht hatte. Das geschah, indem nach einem demüthigen Gebet das Loos geworfen ward und den Matthias bezeichnete.

Nun waren also die zwölf Männer beisammen, die den Auftrag ausführen sollten, die Welt mit allen ihren Verhältnissen umzugestalten und ein Reich zu gründen, das mächtiger und umfassender sei, denn alle Reiche der Erde. Diese Männer waren Alle von geringer Herkunft, ohne Ansehen und Reichthum, ohne Bildung und Wissenschaft; waren Alle aus der verachteten Provinz Galiläa, meistens Fischer; Judas Thaddäus und sein Bruder Jacobus Vettern Jesu, folglich Handwerker, vielleicht Zimmerleute wie er; Matthäus sogar ein Zöllner, also gehaßt und mißachtet, weil im Dienst der römischen Oberherrschaft. Sie waren aber auch Alle gläubige Israeliten, die auf den verheißenen Messias hofften und seiner Ankunft voll Verlangen entgegen sahen — freilich gemäß der Vorstellung ihres Volkes, das einen mächtigen irdischen König in ihm erwartete. Als sie ihn daher in der Niedrigkeit finden, zweifeln sie zuweilen an ihm, tadeln ihn, beschäftigen sich mit ehrgeizigen Plänen, machen ihm Vorwürfe, da er von seinem bitteren Leiden und Sterben spricht. Jedoch die Befähigung zu einem tiefen lebendigen Glauben lag in ihnen Allen, wie der Edelstein im Schacht, denn sie hatten den guten Willen zur freudigen Hingebung an die Wahrheit. Andreas und Petrus waren bereits Schüler von Johannes dem Täufer; verließen ihn aber, nachdem sie den Messias gehört hatten. Und wie sie ihren Lehrer: so verlassen die Uebrigen augen-

blicklich, als Christus sie beruft, ihre Kähne, ihr Handwerk, ihre Hütten und folgen ihm mit der größten Bereitwilligkeit in sein armes wanderndes Leben, wo ihnen sehr oft das Nothwendigste mangelte, um ihren Hunger zu stillen, da sie sogar Aehren ausrauften und die rohen Körner verzehrten. Aber bis zu jener sittlichen Kraft, die im Augenblick der schwersten Versuchung Widerstand leistet, und um der Wahrheit willen Marter und Tod nicht scheut, hatte sich ihr guter Wille noch nicht erhoben. Sie waren zaghaft, fürchteten nicht blos den Tod, sondern auch, was andere Leute sagen oder thun würden, und trieben — den Johannes ausgenommen — den Mangel an Festigkeit bis zur Feigheit.

Gerade solche Männer mußten es sein, damit die Hand Gottes in Gründung seiner Kirche offenbar werde; damit die Unmacht des Geschöpfes die Macht, Weisheit und Barmherzigkeit Gottes zeige. Das war keine eigene Kraft, die ihre Scheu in Muth, ihre Befangenheit in Freiheit, ihre Unwissenheit in tiefe Erkenntniß umwandelte; die ihnen den unermüdlichen Eifer der Liebe, die grenzenlose Hingebung des Glaubens und die freudige Zuversicht der Hoffnung gab; die sie hieß, ein Werk in die Hand zu nehmen, dessen Riesenaufgabe dermaßen außer allem Verhältniß zu ihren Mitteln stand, daß, vom natürlichen Standpunkt aus betrachtet, dies Unternehmen als ein Wahnsinn oder eine Lächerlichkeit erscheinen mußte.

Die Welt lag im Argen; Stolz und Sinnlichkeit waren ihre herrschenden Götzen, überall! in Rom, in Griechenland, in Judäa. Das jüdische Volk war „wie Schaafe, die keinen Hirten haben.“ (Ezech. 34, 5.) Seine Häupter spalteten sich in hochmüthige, heuchlerische Pharisäer und in ungläubige, leichtsinnige Sadducäer. Diese verachteten das göttliche Gesetz öffentlich, Jene im Herzen, so daß die Frucht desselben, Tugend, den Einen wie den Anderen fremd war. In der Erwartung des Messias vereinigte sich freilich der Glaube des ganzen Volkes und gerade zu dieser Zeit mit besonderer Lebhaftigkeit. Aber das waren wenig Seelen, die ihn in dem Sinn erwar-

teten, wie er verheißen war! Die allermeisten rechneten auf einen mächtigen König, der das verhaßte Römerjoch abschütteln, die Gränzen des jüdischen Reiches erweitern und fremde Völker sich unterwerfend in Fülle des Glückes herrschen werde. Ganz heidnisch faßten sie die Herrschaft nur irdisch und das Glück nur zeitlich auf. Von einem ewigen, übernatürlichen Reich wußten sie nichts mehr. Ihre Fürsten aus der herodianischen Familie waren keine selbstständigen Herrscher, seitdem Pompejus das Land erobert hatte. Rom verlieh und entzog ihnen die Königswürde, je nach der Laune der Cäsaren oder nach den Geldsummen, welche zur Bestechung der allvermögenden Weiber und Freigelassenen verwendet wurden. Und immer hatte ein römischer Landpfleger einen Palast und die hohe Gerichtsbarkeit in Jerusalem; und immer lag eine römische Besatzung in der Burg Antonia, dem festen Schloß neben dem Tempel, welches eigentlich zu dessen Schutz erbaut war. Die herodianischen Fürsten, Männer und Frauen, waren ein entartetes Geschlecht, versunken in die Lust der Welt, zum Theil nicht ohne Talent, aber schmeichelnd und kriechend vor der Gunst der römischen Kaiser und zitternd und bebend vor ihrer Ungunst. So war denn das jüdische Volk sehr elend, weil ohne religiöse, sittliche und politische Stütze und Kraft; und doppelt elend, weil es das einzige Mittel zur Rettung, wodurch es sich hätte erneuern können, das Evangelium, mit Widerwillen von sich stieß und mit Haß verfolgte; denn „die Finsterniß hat das Licht nicht begriffen;" (Joh. 1, 4.) — nie!

Tiefer im Argen noch lag die heidnische Welt. Vom Götzendienst war ihr das Herz entnervt, von der Philosophie das Gehirn vertrocknet; sie lebte durch und für die Sinne. Da alle Lebenskräfte sich auf diese eine Richtung warfen und von ihr und in ihr zehrten und begehrten, keine Schranke achteten, keinen Widerstand duldeten: so wuchsen sie zu krankhaft-ungeheuerem Maße an und wurden durch Alles, was sie erlangten, nicht befriedigt, sondern überreizt. Es ist erstaunenswerth, daß die menschliche Natur sich hat freiwillig in eine solche Verthierung versenken und in einem solchen Pfuhl der

Greuel ihr Behagen finden können, wie es sich bei der großen Masse des römischen Volkes zur Kaiserzeit und besonders bei den Kaisern selbst zeigt. Zu dieser Erniedrigung konnte sie nur gelangen unter dem verderblichen Einfluß des Götzendienstes, der aus dem Abfall von der ewigen Wahrheit, von Gott, entsprungen war, nur aus der Lüge lebte, nur durch Bethörung und Berauschung des sinnlichen Menschen herrschte und, um ihn in Trug und Taumel zu erhalten, aus seinen bösen Leidenschaften Götter und Göttinnen machte, denen er mit großer Bequemlichkeit huldigen konnte, indem ihre Anbetung darin bestand, daß er sich seinen ungebändigten Trieben hingab. Ungerechtigkeit, Habgier, Unzucht, Ehr- und Herrschsucht, Hochmuth, Neid und Grausamkeit, diese Schooßsünden des Sinnenmenschen, thronten als Götter in den Tempeln wie in den Herzen, und der Qualm, der von ihren Opferaltären aufstieg, umhüllte mit giftigem Nebel dermaßen Verstand und Gemüth, daß Wahnwitz und Bosheit, Blödsinn und Laster die gesunde Vernunft und alle Gewissenhaftigkeit ertödteten. Der vollkommenste Ausdruck dieser Verthierung, gleichsam ihre Prachtexemplare, waren einige der römischen Kaiser selbst, einige der Cäsaren der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung. In ihnen hatte das Ich jene monströse Beschaffenheit angenommen, die uns bei gewissen indischen Götzenbildern mit hundert Armen mit Schreck und Ekel erfüllt. Sie waren nicht blos unumschränkte Gebieter des größten Reiches, das je auf Erden bestanden hat: sondern sie waren zugleich dessen Oberpriester, seitdem Julius Cäsar die Würde des Pontifex maximus angenommen hatte, um nach allen Seiten hin seine Macht zu befestigen. Bald gingen sie noch einen Schritt weiter, wie das durch die Gewohnheit unbeschränkter Herrschaft sehr leicht sich macht: sie erklärten sich selbst für Götter und fanden bereitwillige Anbeter! Bluttrunkene Tyrannen und schamlose, hirnverbrannte Wüthriche ließen sich göttliche Ehren erweisen, während Christus sich kreuzigen ließ. Als Tiberius auf dem Felseneiland Capri den Menschen zum Gegensatz vom Ebenbild Gottes, nach welchem er geschaffen war, machte, indem

er sich selbst und Andere in einen Sumpf von Gräuelthaten versenkte: da führte Christus den Menschen zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurück, indem er in seiner Person die Menschheit mit seiner Gottheit vereinigte und, nachdem er den Tod überwunden hatte, siegreich mit ihr zum ewigen Vater in den Himmel einging.

Und von dieser Bestimmung, diesem Ziel, dieser Umbildung sollten die Apostel mitten in einer gottlosen Welt sprechen, und gehört und verstanden und begriffen werden! Der Habgier und Verschwendung sollten sie predigen von der Seligkeit der Armuth; der schamlosen Unmäßigkeit von keuscher Nüchternheit; der starren Herzlosigkeit von dem Segen der Barmherzigkeit; der stolzen Hoffart von unscheinbarer Demuth; der Herrschsucht von Knechtesdienst; dem sophistischen Verstande von Kindeseinfalt; der Sinnenlust von strenger Entsagung; der Selbstvergötterung von Brudersinn; der Eigenliebe von Liebe zum Leiden. Sie sollten dieser von Schwelgerei und Bethörung taumelnden Welt zurufen: Laß ab von deinen Götzen, deinen Tempeln, deinen Freuden, deinen Leidenschaften, deinen Bestrebungen, deinen Ansichten. Alles ist falsch! Alles ist hohl! Allem, was du bis jetzt geliebt, geachtet und begehrt hast, mußt du den Krieg erklären. Alles mußt du verlassen, was du bis jetzt erstrebt hast: Du hängst an irdischen Genüssen? sie sind dir verboten; du verlangst nach irdischem Besitz? wirf ihn weg, um den Himmel leichter zu erstürmen; nur das Sichtbare, das Handgreifliche hat Werth für dich? gib es auf! nur das Unsichtbare kann dir Befriedigung gewähren. Deine Götter sind lügenhaft, deine Freuden sind sündhaft, dein Glück ist schattenhaft. Nur Eines thut Noth: Gott, den Gekreuzigten, lieben und ihm allein dienen. Dies sollten sie predigen und Glauben finden! Wohl gab es unter den Römern, Griechen und Barbaren so wie unter den Juden einzelne Seelen, die sich über das dichte Gewölk von Thorheit und Laster, das sie umgab, zu erheben suchten zu etwas Ewigem; allein ihre Zahl war so gering und ihr Einfluß so beschränkt durch die allge-

meine Verderbtheit und Verkehrtheit, daß sie kein großes Gewicht in die Wagschaale für das Gelingen des apostolischen Unternehmens zu legen hatten.

Entschiedene Gegner desselben waren alle Götzenpriester mit ihrem ganzen großen Anhang von Zeichendeutern, Wahrsagern, Zauberern, Priesterinnen, Tempeldienern und Dienerinnen theils aus dem blinden Trieb der Selbsterhaltung; theils weil sie die reine und erhabene Lehre des Evangeliums, die ihre Lehren brandmarkte, als einen Vorwurf, der sie persönlich beleidigte, aufnahmen. Bei dieser Veranlassung machten mit ihnen gemeinschaftliche Sache die Philosophen, von denen es wimmelte in der heidnischen Welt, da der Wahn- und Aberglaube stets den Unglauben hervorruft. Diese Philosophen wandelten aber nicht mehr auf dem Wege der Forschung nach ewiger Wahrheit, nach ewiger Schöne, die ein Sokrates und Plato angedeutet hatten, sondern sie überboten einander in spitzfindigen, eitlen Lehren, unbekümmert um Weisheit und Tugend, die wenig in ihren Worten, noch weniger in ihrem Leben zu finden waren. Auch sie opferten, wie die Priester, den Götzen des Stolzes und der Sinnlichkeit; aber weil sie es ohne Tempel und Altar thaten: so war Feindschaft zwischen Philosophen und Priestern, ausgenommen den Fall, daß sie sich gegen die Wahrheit wehrten. Gegen den wahren Glauben ziehen Irrglaube, Wahnglaube und Unglaube immer Hand in Hand zu Felde, denn sie fühlen sämmtlich ihre Existenz durch ihn bedroht. Genug: wo eine Macht war, da war sie ganz gewiß wider das Evangelium gerichtet und die Welt war so reichlich mit Götzen versehen, daß sie sehr wenig Theilnahme für einen neuen Gott haben konnte. Um diese Feindseligkeit und diese Stumpfheit zu überwinden, um diese Völker zu besiegen, die ihre Cäsaren — und diese Cäsaren, die sich selbst anbeteten, was hatten die Apostel? — die Vollmacht Jesu und den heiligen Geist.

Die Ausgießung des heil. Geistes.

Die Juden feierten durch das Pfingstfest das Gedächtniß der Gesetzgebung auf dem Sinai. Vom Feuer des Himmels umblitzt und von Donner umrollt, brachte Moses seinem Volk die Tafeln des Gesetzes, den Grundstein des Alten Bundes. Ein neues Feuer vom Himmel sollte auch dem Neuen Bunde die Weihe geben; das Feuer der Liebe, welches der Alte Bund nicht gekannt hatte und welches der heilige Geist, als göttliche Gnadenfrucht der Erlösung, den Gläubigen zu bringen kam. Als das ewige Wort zum Vater in den Himmeln zurückkehrte, sandte der Vater „den Tröster," die ewige Liebe, zu den Verwaisten herab: der Lehrer ging und der Bräutigam kam. Am Tage der Pfingsten, dem zehnten nach der Himmelfahrt Christi, war die kleine Gemeinde beisammen, geheiligt durch Gebet und Geduld, rein vom Eigenwillen, bereit zu jeglichem Gehorsam. Plötzlich erscholl ein Brausen wie bei Sturmwind und erfüllte das ganze Haus. „Und es erschienen ihnen zertheilte Zungen, wie Feuer, und es ließ sich auf einen Jeden von ihnen nieder. Und Alle wurden mit dem heiligen Geist erfüllt und fingen an in verschiedenen Sprachen zu reden." (Apost. 2, 3—4.) Das Fest hatte viele Juden aus fremden Ländern nach Jerusalem geführt. Sie eilten herbei und entsetzten sich, denn sie hörten Alle, und Jeder in seiner Sprache, wie die ungelehrten Männer aus Galiläa „die großen Thaten Gottes verkündeten." Sie staunten; die Einen gaben Gott die Ehre, die Anderen äußerten höhnisch, diese Männer möchten wohl berauscht sein. Petrus aber, das Oberhaupt, nahm das Wort, deutete hin auf die Weissagung des Propheten Joel und predigte ihnen den gekreuzigten Christus, den Herrn, den Messias, so eindringlich, und ermahnte sie so kräftig, Buße zu thun und sich taufen zu lassen im Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden, daß an dem einen Tage gegen Dreitausend willig sein Wort aufnahmen und die Taufe empfingen.

Der heilige Geist hatte nun der Kirche die überschwänglichen Schätze der Gnade und alle Wunderkräfte des übernatürlichen Lebens gebracht, wie Christus es ihr verhieß. „Der Geist der Wahrheit sollte bei ihr bleiben in Ewigkeit" (Joh. 14, 16—17.); sollte fortwährend sie belehren, sie heiligen, unsichtbarer Weise sie regieren und überhaupt die Fülle der Gnadenschätze ihr mittheilen, die Christus ihr verdient hatte. Sie bildete nun einen Körper, der durch die Sacramente der Taufe, der Buße, der Eucharistie in die innigste Gemeinschaft des Lebens nach der Ordnung der Gnade mit Christus trat, der „in ihr blieb und sie in ihm, damit sie viele Frucht bringe." (Joh. 15, 5.) Sie bildete nun einen sichtbaren und doch geheimnißvollen Leib, dessen Glieder zu den verschiedensten Aemtern, Diensten und Verrichtungen berufen, aber sämmtlich zum Gehorsam gegen das Haupt verpflichtet waren, welches in der sichtbaren Welt die Stelle des unsichtbaren Oberhauptes, Christus, vertrat. Jedes Glied in seiner Besonderheit verhielt sich zu Christus wie der Rebzweig zum Weinstock, lebendig, weil er „das ewige Leben gibt." (Joh. 17, 2.) Alle Glieder in der Gesammtheit und Einheit bildeten den Gegenstand seiner unendlichen Liebe, mit dem er all seine Macht getheilt, den er mit all seiner Herrlichkeit geschmückt hat, den Gegenstand seines zärtlichsten Wohlgefallens, die Fortsetzerin seines Werkes auf Erden: — seine geheimnißvolle Braut — die Kirche.

Vom heiligen Geist erfüllt traten die Apostel jetzt, mit Petrus an der Spitze, ihr Lehramt an und dieser nämliche Petrus, der sieben Wochen zuvor durch die Frage einer Magd dermaßen in Furcht gerieth, daß er den Heiland verleugnete, bekannte ihn jetzt mit so heiliger Zuversicht, daß Tausende davon ergriffen wurden. Vom heiligen Geist erleuchtet sammelten sich die Gläubigen zu einer Heerde um diese Männer, denen die Kraft aus der Höhe das unfehlbare Lehramt übertragen hatte durch die Worte: „Wer euch höret, der höret mich" (Luc. 10, 16.); und begehrten von ihnen unterrichtet, geleitet und geheiligt zu werden. In diesem kleinen Kern, in diesem Senfkorn, war der ganze große Wunderbaum enthal-

ten, der aus dem Kreuz mit dem Blut Jesu begossen, Wurzel trieb und die heilige katholische Kirche heißt; der Wunderbaum, dessen Zweige sich über die ganze Welt ausspannen und allen Geschlechtern der Menschen die Frucht des Lebens bieten, und aus dem eine solche Fülle von Blüthen vielfältigster Art hervorsprossen, von solcher Schönheit, solchem Duft, solcher Pracht, solcher Vollkommenheit, wie die früheren Jahrtausende es kaum geahnt haben; denn die Luft, die reinigend, erfrischend und stärkend durch seine Aeste und Blätter weht, ist das Wehen des heiligen Geistes, und der Thau, der nährend und belebend auf seine Knospen fällt und ihnen Wachsthum und Entfaltung gibt, ist die heiligmachende Gnade; und von diesen beiden Dingen wußte die heidnische Welt nichts! Es sind die Kronjuwelen der Braut Christi. Aber das geringste ihrer Glieder hat Anrecht und Antheil daran; Jeder tritt durch sie in Verbindung mit Christus und wird seiner unendlichen Verdienste, aus denen alles Heil kommt, theilhaft.

Die Kirche lebt das Leben Jesu; in den Einen sein leidendes, in den Anderen sein dienendes, handelndes, wirkendes, wunderthätiges Leben. Den Aposteln, ersten Nachfolgern seines Lebens und ersten Vollstreckern seines Willens, gab er zur Besiegelung ihrer Vollmacht seine Macht über die Natur. „In seinem Namen trieben sie Teufel aus, redeten in neuen Sprachen, hoben Schlangen auf und wenn sie Tödtliches tranken, schadete es ihnen nichts.“ (Marc. 16, 17—18.) Die Welt, auch die jüdische, war zu fleischlich, um nicht eine sinnliche Beglaubigung für die Boten vom Reich Gottes zu begehren. Wiederum trat vor allen Anderen Petrus hervor. Er zuerst hatte im Namen Jesu gepredigt und getauft; er zuerst hieß im Namen Jesu den Lahmen wandeln, und er wandelte. Die Kranken wurden gesund, wenn nur der Schatten des Petrus auf sie fiel, und todt stürzten Diejenigen nieder, welche wagten, den heiligen Geist, der in ihm war, durch eine Lüge zu betrüben. Doch waren diese Wunderthaten immer nur Sinnbilder des höheren Wunders, welches sich in jeder Seele kund gibt, wenn sie durch die Gnade aus ihrem kranken,

lahmen, blinden, natürlichen Leben geweckt, im übernatürlichen wiedergeboren und zu einem neuen Geschöpf wird. Und dies höhere Wunder geschah an den ersten Gläubigen. In Eintracht, Friedfertigkeit, Demuth und Barmherzigkeit gingen sie mit einander um, beteten gemeinsam, feierten gemeinsam das heilige Liebesmahl, theilten Hab und Gut, nicht aus Zwang, sondern von Liebe getrieben, mit den nothleidenden Brüdern „und fanden Gunst bei dem ganzen Volk." (Apost. 2, 46.) Die Erstlingsgemeinde zu Jerusalem sollte ein ächtes Bild des himmlischen Jerusalem sein, indem sie „ein Herz und eine Seele" in Gott war. Ein solches Beispiel war unwiderstehlich; darum vergrößerte sie sich von Tag zu Tage so sehr, daß die Pflege der Armen nicht genügend mehr von den Aposteln besorgt werden konnte. Es mußten ihnen eigene Pfleger bestellt werden, sieben Diakonen, denen die Apostel kraft ihres Priesteramtes die Hände auflegten und mit Gebet sie weiheten zu ihrem Amt, das dem Priesterthum unterordnet war. Der erste dieser Diakonen war Stephanus, zugleich der erste Blutzeuge für das Evangelium. Denn je höher die Sonne der Wahrheit stieg, um so bitterer wurde sie von Denen gehaßt, welche „die Finsterniß mehr liebten als das Licht": von den Priestern des alten Gesetzes, die hartnäckig in ihrem Unglauben verharrten, und von ihren Anhängern. Stephanus ward gesteinigt, eine große Verfolgung der Christen brach in Jerusalem aus und Saulus, einer der glühendsten Verfolger, ward bald darauf durch die Hand Gottes erblindet zu Boden geschmettert, um in Paulus umgewandelt zu werden und als ein Sehender in Christo aufzuerstehen. Diese Verfolgung veranlaßte die Apostel, auf andere Saatfelder den evangelischen Samen auszustreuen. Philippus der Diakon ging nach Samaria, predigte, und es bekehrte sich und ließ sich taufen. Dadurch war es eingetreten in die christliche Gemeinde. Den heiligen Geist brachten aber erst die Apostel den Bekehrten; Petrus, der mit Johannes zu ihnen zog, für sie betete und ihnen die Hände auflegte; denn diese segnende Weihe, die Firmung, gehörte dem Amt des Oberhirten, des Bischofs, an. Nun

begann mehr und mehr das Wanderleben der Boten des Evangeliums; erst in Judäa und den angränzenden Ländern, dann weiter und immer weiter bis zu den Gränzen des damals bekannten Erdkreises; erst zu den Juden, dann zu den Römern, den Griechen, den Barbaren, allen heidnischen Völkern. Der erste Heide, welcher die Glaubensbotschaft empfing, war der römische Hauptmann Cornelius zu Cäsarea am Meer, und Petrus, der überall der Erste war, um das Licht der Wahrheit zu entzünden, brachte sie ihm. Die Häupter der Synagoge zu Jerusalem erweckten inzwischen eine zweite Verfolgung der Christen und König Herodes-Agrippa ließ Jacobus, den Sohn des Zebedäus, enthaupten und Petrus in Ketten legen. Ein Engel brach diese Ketten und führte Petrus aus dem Kerker; aber diese drohenden Anzeichen verkündeten das Schicksal, welches die Christen zu erwarten hatten. Das verstärkte ihren Muth, reinigte ihren Glauben und entflammte ihre Liebe. Die Apostel zerstreuten sich von Jerusalem, nachdem ihnen der heilige Geist ein Losungswort eingegeben hatte, an welchem sich in allen Theilen der Welt die Christen erkennen sollten: sie faßten gemeinschaftlich das Apostolische Glaubensbekenntniß ab, das in den ersten Zeiten nicht aufgeschrieben werden durfte, um jeden möglichen Verrath und Mißbrauch zu verhüten. Mit dieser Parole zogen sie in den Kampf für das Reich Gottes. Jacobus, des Alphäus Sohn, blieb als Bischof in Jerusalem. Petrus ging nach Antiochien, wo Paulus und Barnabas bereits eine Gemeinde gegründet hatten und wo man zuerst die Gläubigen Christen nannte. Ihnen stand er als Bischof vor und machte von dort häufige Reisen nach Jonien, Griechenland und Jerusalem.

Sein Bruder, der Apostel Andreas, soll das Evangelium nach Scythien und Thracien gebracht haben; Johannes nach Kleinasien, wo er die sieben Kirchen gründete, an welche in seiner geheimen Offenbarung die Schreiben gerichtet sind; Philippus nach Phrygien; Bartholomäus nach Armenien; Thomas nach Persien und dem tieferen Asien; Simon von Cana nach Mesopotamien; Judas Thaddäus nach Idumäa und Arabien;

Matthäus und Matthias nach Aethiopien. Alle starben den Tod der Märtyrer, Johannes ausgenommen, der sein Martyrium schon unter dem Kreuz des Heilandes ausgestanden hatte. Allmälig gehen diese großen leuchtenden Gestirne unter; doch je mehr sie dem Blick entschwinden, um desto heller lassen sie die Welt zurück.

Der gewaltigste, der unwiderstehlichste Herold des Evangeliums war der frühere Verfolger desselben, der Zögling, der Stolz und die Hoffnung der Synagoge, den Gamaliel, ihr berühmtester Lehrer, gebildet hatte — Paulus. Der Heiland selbst berief ihn vom Himmel zum Apostelamt und gab ihm dazu die Weihe des heiligen Geistes durch wunderbar göttliche Gaben, in denen alle Gegensätze zur Vollkommenheit verschmolzen waren, damit er „Allen Alles werden könne.“ Diese Kraft und diese Geduld, dies Feuer und diese Unermüdlichkeit, diese Erhabenheit und diese Demuth, diese Erkenntniß und dieser Glaube, diese Liebe und diese heilige Strenge, diese Freudigkeit und dieser Ernst, dies Sehnsuchtsvolle und diese Entsagung, dieser unausgesetzte heiße Kampf um „die Krone der Gerechtigkeit“ (II Tim. 4, 14.), der ihm eine himmlische Traurigkeit und eine selige Siegeszuversicht gibt, diese unsäglichen Leiden des Kreuzes und diese überfließenden Tröstungen im Gekreuzigten machen ihn in seinem Leben und in seinen Schriften zu einem Spiegel und Vorbild der erlösten Menschheit. Darum war sein Einfluß unwiderstehlich. Darum machte er Korinther keusch und Römer demüthig. Darum wanderte er rastlos von einer Stadt zur anderen, von einem Lande zum anderen, predigend, taufend, ermahnend, belehrend, schreibend, warnend, drohend, liebend, allumfassend, allüberall die Flamme der heiligen Liebe, der himmlischen Weisheit weckend und nährend. Darum war ihm, wie dem Lichtstrahl, nichts unzugänglich, so daß er in Rom, mit der Kette an einen Soldaten gefesselt, in den Kaiserpalast drang und gleichsam unter Nero's Augen und unter seinen Hausgenossen Bekehrungen wirkte. Und dies war derselbe Saulus, der mit Wohlgefallen der Steinigung des Stephanus beiwohnte und wuthentbrannt nach

Damaskus zog, um anderen Christen ein ähnliches Schicksal zu bereiten! Der heilige Geist hatte den schwankenden Petrus in einen Felsen umgewandelt; der heilige Geist wandelte „das Kind der Nacht und der Finsterniß“ in „einen Sohn des Lichtes und des Tages“ um. (I Theß. Cap. 5. V. 5.) Bei keinen Anderen ist die Wirksamkeit des heiligen Geistes so überwältigend, so erneuernd, so anschaulich als bei diesen beiden Aposteln.

Rom und Jerusalem.

Roms Anfang ward mit Bruderblut gedüngt. Die Häuptlinge einer kleinen raublustigen Volksbande, die Zwillinge Romulus und Remus, gründeten es am Fuß des capitolinischen Hügels und Romulus erschlug seinen Bruder, um allein die Herrschaft auszuüben. Raub, Krieg, Blut blieb seitdem der Quell, aus dem Rom sein Bestehen schöpfte und seine Vergrößerung nährte. Zuerst raubte es sich Weiber, die Sabinerinnen, um Wurzel zu fassen auf dem Erdboden; dann breitete es sich allmälig weit und weiter aus, indem es Städte, Völker, Länder, Erdtheile, endlich fast die ganze damals bekannte Welt eroberte und sich unterwarf. Es brauchte dazu gegen 800 Jahre. In diesem ganzen, langen, wechselvollen Zeitraum blieb es dem Charakter seines Ursprungs treu: herrschsüchtig, ungerecht, stolz und verwegen. Eine gewisse rauhe und wilde Tugend, eine aufopfernde Liebe für's Vaterland, ein Festhalten am Wort, ein Verschmähen der äußeren Ehren und Sinnenfreuden gab in seiner besten Zeit dem römischen Volk Kraft und Würde. Seine beste Zeit war die, als es durch die Kriege mit Carthago in beständiger Wachsamkeit und Anstrengung erhalten wurde. Damals lebten die Scipionen: dieser Name faßt das Ehrenvollste zusammen, was von Rom gesagt werden kann. Nach der Eroberung und Zerstörung Carthago's ward Roms

Sieger- und Herrscherlauf immer kühner, immer gewaltiger, immer unwiderstehlicher. Könige aus dem tiefen Asien, aus dem inneren Afrika folgten in Ketten dem Siegeszug der Imperatoren, wenn sie auf der Via Sacra triumphirend zum Tempel des Jupiter auf dem capitolinischen Hügel zogen, und Rom schwelgte in Uebermuth, Glanz und Wohlleben. In der herben Schule des Leidens, die den Menschen in immerwährender Entsagung übt, können Völker und Individuen eher ohne Religion bestehen, als unter dem entnervenden Einfluß des Glückes. Sowie Rom unter diesen Einfluß trat, vermorschte es innerlich, denn ihm fehlte das Fundament jeder sittlichen Kraft: die Religion. Es hatte Götter und Tempel, Altäre und Priester in Ueberfluß, es schlachtete Opferthiere und streute Weihrauch in Fülle; aber der Dienst, den es seinen Götzenbildern widmete, war eine Form der Politik, oder ein Hebel der Herrschermacht, oder ein Cultus und eine Beschönigung menschlicher Leidenschaften der niedrigsten Art. Ohne Zügel, ohne Schranken, ohne Halt stürzte es in alle Gelüste und Genüsse, welche die Unterjochung der Welt dem Siegervolk darbot und ermöglichte. Roms Glück — war sein Untergang; Roms Schätze — waren sein Verderben; Roms Weltherrschaft — war sein Todesurtheil; diese dreifache Bürde kann kein Mensch und kein Volk tragen ohne Gott. Dieser Riesenkörper ging mit Riesenschritten seiner Auflösung entgegen und seine Zersetzung war schon weit gedrungen, als der Erlöser den Lebenskeim zu einer neuen Weltordnung legte. Der Lebenskeim der römischen Welt war Gewalt; aber sie hielt nicht Stand; der Lebenskeim der christlichen Welt sollte die Liebe sein; und sie dauert fort und wird fortdauern in Ewigkeit. Alle Staatsformen hatte Rom durchgemacht. Als Königreich hatte es begonnen, um seine noch geringen Kräfte wie in einem festen Kern zu sammeln. Zu einer aristokratischen Republik war es übergegangen, als der Stamm sicher aus dem Kern sich erhob. Dann trat das demokratische Element hinzu und gewann allmälig dermaßen die Oberhand, daß Rom von Bürger-

kriegen und Sclavenkriegen mehr und mehr zerrissen, blutend unter Pöbelherrschaft, ohnmächtig unter Dictatur sank, und halbtodt von Parteiungen, Blutvergießen und Verfolgungen, in der Unumschränktheit eines Kaisers Rettung vor der Vielherrschaft gewalthaberischer Tyrannen sah. Die Cäsaren legten Rom in Ketten, und Rom ließ es geschehen, weil sie vergoldet waren und weil Alle sie trugen. Bald lebten Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, Greise und Jünglinge, Männer und Weiber, sammt Hab und Gut, Würde und Ehre, Amt und Ansehen nur noch durch einen Blick, einen Wink der Kaiser. Vor der Aussicht auf kaiserliche Gunst und vor der Furcht vor kaiserlichem Mißfallen schwieg jede Rücksicht, floh jedes Bedenken. Seneca, der weiseste Mann seiner Zeit, lobte unbefangen seinen Zögling, den Nero, wegen des vollbrachten Muttermordes. Der berühmteste heidnische Weltweise vermogte weiter nichts, als einen Menschen mit guten natürlichen Anlagen, wie Nero war, zu einem Ungeheuer zu erziehen, dessen Thorheit und Tyrannei sprichwörtlich geworden sind! Es war Zeit, daß der arme Fischer von Galiläa nach Rom kam, um die Erziehung des Menschengeschlechtes nach einem neuen Gesetz zu beginnen. In einer unübersehbaren Ebene, die im Norden und Süden gränzenlos mit dem Horizont zusammenfloß, im Westen vom mittelländischen Meer, im Osten vom Sabiner- und Albanergebirg begrenzt wurde, breitete Rom mit einer Bevölkerung von ein Paar Millionen über seine sieben Hügel am Tiber sich aus. Die glücklichste Lage für die Hauptstadt der Welt! Ungehemmt konnte sie mit dem steigenden Bedürfniß in der Ebene sich ausdehnen; die Nähe des Meeres erleichterte die Verbindung und den Verkehr mit fremden Ländern; und das reizende Gebirg mit seinen Wäldern und Hainen, seinen Seen und Wasserfällen bot den reichen und vornehmen Römern den lieblichsten Landaufenthalt.

An der östlichen Küste dieses nämlichen mittelländischen Meeres zog sich der schmale Landstrich Judäa hin, ein Pünktchen nur im Römerreich, aber ein wunderbares, von Gott ver-

heißenes, von Gott gesegnetes Land — auch noch jetzt, nachdem sich die Gnade davon zurückgezogen hat, stellenweise an der Küste ein wunderschönes Land. Da steigt aus den blauen Wellen der Carmel wie ein erhabener Altar auf, wie ein ewiges Denkmal jenes Altares, den dort der Prophet Elias errichtete, als er, der einzige Prophet des Herrn, vierhundert und fünfzig Baalspropheten voll heiligem Vertrauen herausforderte, ihr Opfer auf ihren Altar zu legen; er wolle seinerseits dasselbe thun, und wessen Gott dann Feuer vom Himmel senden werde, um das Opfer zu verzehren „derselbe soll Gott sein.“ (III Kön. 18, 24.) Baal regte sich nicht; aber „der Gott Abrahams und Isaaks und Israels“ erhörte seinen Propheten, schickte Feuer herab und verzehrte Brandopfer und Altar des Elias. Und das israelitische Volk, obwohl schon tief verderbt durch eigene Bosheit und Götzendienerei, so wie durch das böse Beispiel solcher Könige, wie Achab und Jezabel, „fiel auf's Angesicht und sprach: „Der Herr, er ist Gott.“ Aber vor dem Opfer auf Golgatha sprach es das nicht mehr! Und eine Tagreise südlich vom Carmel liegt eine ganze Stadt in Schutt und Trümmer, aus denen man hie und da noch Thürme, Thore, Wasserleitungen und Mauern mühsam erkennt. Es sind die Ruinen von Cäsarea am Meer, dem prächtigen Sitz des römischen Landpflegers von Judäa. Da bekehrte Petrus den Hauptmann Cornelius; da ward Paulus zwei Jahre von Felix gefangen gehalten; da vertheidigte er sich so glorreich vor dem Landpfleger Festus und dem König Herodes-Agrippa, daß Letzterer zu ihm sprach: „Beinah konntest du mich bereden ein Christ zu werden.“ (Apost. 26, 28.) Ach! nur eine andere Wendung der Frage des Pilatus: „Was ist Wahrheit!“ — Scorpionen, Schlangen und Schakale hausen jetzt in Cäsarea. Verfallene Brunnen und Cisternen, einstürzendes Mauerwerk machen es gefährlich, die ungeheure Ruine zu besuchen, welche noch während der Kreuzzüge ein starker, fester Platz und Sitz eines Erzbischofs war. Noch ein Paar Jahrhunderte und Cäsarea wird von der Erde verschwunden sein, denn das Meer unterwäscht es immer tiefer und

der Küstensand wird immer höher darüber aufgeweht. Und eine Tagereise südlich von Cäsarea liegt auf einem Hügel, der in's Meer hineintritt, Jaffa, das biblische Joppe. Hier erweckte Petrus die Tabitha von den Todten; hier hatte er das Gesicht, welches die Heiden ohne den Umweg durch das mosaische Gesetz unmittelbar zum Heil in Christus berief; von hier aus ging er vielleicht nach Rom. Reizend liegt die Stadt zwischen Orangen- und Citronengärten, deren Bäume sich biegen unter der Fülle goldgelber Früchte und weißer duftender Blüthen. Zwischen dem feinen grünen Laube der Granatbäume schimmern die röthlichen Granatäpfel. An den Dattelpalmen hängen in dicken Büscheln die braunen Datteln; an den Bananen die sichelförmigen gelblichen Früchte. Große Pflanzungen von Zuckerrohr erstrecken sich weit in die Ebene hinein; einzelne Palmen, Tamarisken und Terebinthen erheben sich in diesen Feldern, die mit Cactus- und Akazienhecken eingefaßt sind. Um die unförmlichen Zweige des Cactus schlingen sich Weinreben in zierlichen Gewinden und klettern zu den Spitzen der höchsten Bäume hinauf. Brunnen spenden überall reichliches Wasser und um ihren feuchten Rand wächst Oleandergesträuch mit rosenfarbenen Blüthen. Wie Ueberreste von Salomons Gärten sieht die ganze Landschaft aus. Allmälig verlaufen sich diese prächtigen Gärten in dem weiten Gefilde, welches sich an der ganzen syrischen Küste, bald breiter bald schmäler, zwischen dem Meer und dem Gebirge von Judäa lagert. Das ist die Ebene von Sacon, ein fruchtbares Ackerland. In sieben Stunden durchschneidet man sie von Jaffa bis zum Fuß der Berge, die einen langen Höhenzug von Norden nach Süden bilden und aus zerrissenem und zerklüftetem Kalkstein, voll Schluchten und Höhlen, bestehen. Am Abhange der Schluchten und in den schmalen Thälern liegen Dörfer mit Gärten und Haine von Oelbäumen, Steineichen und Terebinthen, aber spärlich. Der Kamm des Gebirges ist ganz unwirthbar und kahl. Man erreicht ihn, indem man immer in eine Schlucht hinab- und auf der entgegengesetzten Seite eine Berglehne hinansteigt, in drei und einer halben

Stunde. Oben breitet sich eine weite Hochebene mit leicht gehügeltem Boden aus: da liegt Jerusalem auf seinen heiligen Hügeln! Im Osten der Morija, wo Abraham bereitwillig seinen Isaak zum Opfer schlachten wollte und wo Salomon später den Tempel erbaute; im Süden der Berg Sion, mit Davids Burg, dem Palast der Könige; im Norden der minder hohe Acra und Bezetha. Den alten Umfang der Stadt kennt man nicht; nach der Eroberung durch die Römer ward sie so gründlich geschleift, daß kein Stein auf dem anderen blieb. Sie hatte aber natürliche Grenzen für ihre Ausdehnung, indem der Berg Sion südlich mit einer ganz schroffen steilen Felsenwand in das enge wilde Thal Benhinnon abfällt, und der Morija östlich ebenso schroff und tief in die Schlucht des Baches Cedron, der zwischen der Stadt und dem Oelberg fließt. Der Umfang muß aber nach Norden, der Ebene zu, sehr beträchtlich gewesen sein, da Jerusalem während seiner alljährlichen religiösen Feste gegen drei Millionen Menschen beherbergte. Der Tempel war der Mittelpunkt der Stadt, des Landes, des Volkes, eins jener riesenhaften Gebäude, wie man sie jetzt nur noch aus ähnlichen Tempelruinen des Orients kennt. Der innerste Raum, das Allerheiligste, welches die Bundeslade mit den beiden Gesetztafeln des Moses enthielt, war der Kern des Ganzen. Säle und Hallen zu verschiedenen Zwecken des Gottesdienstes und für Priester, Leviten und Schriftgelehrte bestimmt, umgaben es zunächst und bildeten den eigentlichen Tempel. Um ihn lag ein weiter Vorhof, den ein bedeckter Säulengang umfing und der Vorhof der Weiber hieß, weil diese nicht den Tempel selbst betreten durften. Und um diesen ersten Vorhof lag noch ein ähnlicher zweiter, der Vorhof der Heiden; so daß das ganze Gebäude in drei Abtheilungen zerfiel, die sich terassenweise mit breiten Treppen über einander erhoben und mit prächtigen Pforten gegen einander geschlossen waren. In dem äußersten Vorhof, dem der Heiden, hatten die Verkäufer ihren Stand und trieben dort ein solches Unwesen mit ihrem Handel, daß der Heiland sie hinaustrieb. Wenn es in der heil. Schrift häufig heißt: Sie

gingen hinauf gen Jerusalem oder zum Tempel: so ist das die richtige Bezeichnung für die Lage der Stadt und des Tempels. An diesem Tempel hing das Volk mit einer fanatischen Liebe. Diese Mauern, diese Hallen, diese Säulen wurden ihm dermaßen zum Heiligthum, daß es der vorbildlichen Bestimmung des Tempels gänzlich vergaß. Bevor der Sohn Gottes in die Welt kam, wurden nur hier die gottgefälligen Opfer vollzogen, blickte nur auf diese Stätte der Anbetung das Auge Jehovas segnend herab. Dieser Auserwählung sollte nun das israelitische Volk verlustig gehen! Sein erhabenes Vorrecht sollte es verlieren! Andere Stätten und Tempel sollten gleicher Ehre gewürdigt werden! Es brachte nicht in Anschlag, daß es an übernatürlichen Gaben gewann, was es etwa an irdischen Vorzügen verlor. Es vergaß, daß die Zeit da war, von welcher der Heiland zu der Samariterin am Brunnen gesagt hatte: „Es kommt die Stunde, da ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem den Vater anbeten werdet." (Joh. 4, 21.) Je schwächer, schwankender und unvollkommener des Volkes Glaube an Gott und sein Wort wurde, desto fester klammerte es sich an seinen Tempel. Diese Liebe ward durch den Haß gegen die drückende Oberherrschaft der Römer und gegen deren Götzendienst noch mehr entzündet. Obwohl das israelitische Volk von je her zeitweise und theilweise in die Anbetung der Götzenbilder verfallen war, so war diese doch dem besseren Theil ein Gräuel und nicht umsonst hatten seine Propheten dagegen geeifert. Nun mußte es diesen Gräuel in seiner nächsten Nähe dulden und sehen, wie die Römer ihren Götzenbildern Opfer darbrachten, wie die römischen Soldaten ihre Legionsadler aufpflanzten und anbetend vor ihnen niederfielen; und überdas immer des Augenblicks gewärtig sein, da es einem der Kaiser einfallen werde, auch vom israelitischen Volk göttliche Anbetung für sein Standbild zu fodern. Das geschah wirklich von Caligula. Er befahl eine prächtige Statue von ihm anzufertigen, im Tempel aufzustellen und als Jupiter anzubeten. Als König Herodes=Agrippa, der sich damals in Rom aufhielt, diesen

Befehl vernahm, fiel er in Ohnmacht und blieb einen ganzen Tag besinnungslos, so daß Caligula zornig sprach: „Wenn dieser, der mein Freund und mir ganz ergeben ist, beinahe stirbt vor Schmerz über diese Maßregel, was werden Andere dann thun?“ Auch empfing er sehr ungnädig und höhnisch die jüdische Gesandtschaft, die um Rücknahme des Befehls zu bitten nach Rom kam, und fragte: „Also ihr zieht euren Gott, den Niemand kennt, mir vor, den die ganze Welt als Gott anbetet? Welche Feinde der Götter und des Kaisers müßt ihr sein!“ — Sie versicherten, sie wären nicht seine Feinde, sie hätten dreimal Hekatomben für ihn geopfert, für seinen Thron, sein Leben und seine Siege. Der Kaiser antwortete: „Daß ihr für mich opfert, ist mir ganz gleichgültig; mir sollt ihr opfern.“ — Die Abgeordneten schauderten, brachten es aber mit Agrippa dahin, daß Caligula von seinem Begehren vor der Hand abstand. Er ließ nun seine Statue von vergoldetem Erz in Rom anfertigen und nahm sich vor, sie heimlich nach Jerusalem schaffen und eines Tages in aller Stille im Tempel aufstellen zu lassen. Ehe es dahin kam, ward Caligula ermordet.

Doch nicht diese Anhänglichkeit an den Tempel und dieser Abscheu vor Götzenbildern genügte zum Heil des jüdischen Volkes; es sollte glauben an den Sohn Gottes, den Sohn der Jungfrau, das geopferte Lamm — wie die Propheten es verkündet hatten; und dagegen verhärtete es sich. Rom mit all seinen Missethaten und Missethätern, die Stadt der Götzen und Götzendiener, ward gerettet, umgewandelt, erneuert, verherrlicht; denn es glaubte. Jerusalem, die Stadt Gottes, des Tempels und der Propheten ging gräßlich unter; denn es glaubte nicht. Welche Lehre und welche Warnung!

Nero und die Christen.

Da wo die heidnische Welt den Thron ihrer Macht aufgeschlagen hatte, mußte sie durch Entsagung, Demuth und Leiden bekämpft werden. Darum führte der Geist Gottes den Petrus von seinem Bischofssitz zu Antiochien nach Rom, wo er in Dunkelheit und Verachtung als erster Bischof von Rom und als Oberhaupt der ganzen christlichen Kirche, lehrend, predigend, taufend, tröstend bis zu seinem Tode wirkte, ohne jedoch seine Reisen nach Kleinasien und Syrien aufzugeben. Sein Begleiter war der Evangelist Marcus, den er später als Bischof nach Alexandrien schickte. Zu seinem Nachfolger auf dem Stuhl zu Antiochien hatte er einen anderen seiner Schüler, den Evodius, ernannt. Diese beiden Städte waren für den Osten und Süden des römischen Reiches, was Rom selbst für das Ganze war: Hauptsitze des Reichthums, des Wohllebens, der Verderbtheit — so recht das Feld apostolischer Wirksamkeit. Weil die christlichen Gemeinden in ihnen zum Apostelfürsten in nächster Beziehung standen, empfingen ihre Bischöfe die Würde der Patriarchen, als Ausfluß des Primats des heil. Petrus, dessen Fülle an den römischen Stuhl gebunden war. Als daher im fünften Jahrhundert christlicher Zeitrechnung Kaiser und Concil zu Constantinopel für ihren Bischof die Würde des Patriarchen wünschten, ersuchten sie einen Nachfolger des heil. Petrus um die Gnade, ihm dieselbe zu ertheilen. So unbezweifelt und unangetastet war von der Entstehung der Kirche an das Primat zu Rom.

In diesem Babylon — wie Petrus in seinem ersten Brief nach damaligem Gebrauch der Christen Rom nennt — erduldeten die Christen durch Nero ihre erste schwere Verfolgung. Sie wurden allgemein gehaßt: von den Juden, weil Unterdrücker immer ihre Opfer hassen und verleumden, um der Unterdrückung den Anschein gerechter Strafe zu geben; von den Heiden, weil sie die Christen für eine ganz gottlose jüdische Secte hielten, für verbrecherische Atheisten, die an

keine Götter glaubten, die bei ihren religiösen Mysterien gräuliche Orgien und unmenschliche Grausamkeiten begingen. Diese seltsamen Beschuldigungen hatten ihren Ursprung darin, daß die Christen keine Opfer darbrachten, die heidnischen Tempel flohen, gemeinschaftliche Liebesmale, deren Bedeutung die Heiden nicht kannten, nach ihrem Gottesdienst hielten und in der Eucharistie das Fleisch und Blut Jesu genossen. Von diesen heiligen Geheimnissen, welche die Christen freilich in tiefster Verborgenheit feierten, um sie vor Entweihung zu schützen, mochte dennoch irgend eine Andeutung kund geworden sein, welche alsbald von den Heiden sinnlich natürlich aufgefaßt ward. Christen galten ihnen daher für den Auswurf der Menschheit, für eine missethäterische Secte, welche ein abgefallener Jude gestiftet und dafür die gerechte Strafe des Todes am Kreuz in Jerusalem, als Tiberius Kaiser war, empfangen hatte. Mit Menschen, auf denen der Abscheu der ganzen Welt laste, brauche man nicht viel Umstände zu machen — meinte Nero.

In einer seiner tyrannischen Launen ließ er plötzlich Rom, seine Residenz, die Hauptstadt seines Reiches, an allen vier Ecken anzünden. Der Brand dauerte sechs Tage und mit solcher Wuth, da Niemand löschen durfte, daß von den vierzehn Quartieren, in welche Rom damals getheilt war, nur vier unberührt von den Flammen blieben. Drei wurden gänzlich zerstört und sieben in Schutthaufen verwandelt, aus denen da und dort einiges Mauerwerk sich erhob. Nero weidete sich an diesem entsetzlichen Schauspiel von der sicheren Höhe eines Thurmes herab, zog theatralische Kleider an und declamirte ein Gedicht über die Zerstörung Troja's. Als er der Sache überdrüßig war, kam er der Noth des betrübten und empörten Volkes zu Hülfe, ließ Hütten aufschlagen, Geräthschaften austheilen, Korn billig verkaufen; auch die sybillinischen Bücher befragen, durch welche Opfer die Götter zu versöhnen wären. Aber dies Alles besänftigte nicht das aufgeregte Volk. Nun beschuldigte Nero die Christen dieser Unthat. Doch so sehr man sie verabscheute, man glaubte

ihm nicht und hielt ihn nach wie vor für den Urheber. Er aber verfuhr, als ob sie Alle des Verbrechens überwiesen wären, ließ Anfangs Einige, die sich öffentlich als Christen bekannten, gefangen nehmen, dann mehr und mehr nachforschen und erspähen, bis eine außerordentlich große Menge beisammen waren, über die er dann sämmtlich das Todesurtheil fällte. Mit den gräßlichsten Martern wurde es vollzogen. Die Einen wurden gekreuzigt; die Anderen mit Thierfellen bedeckt, von Hunden gehetzt und zerrissen; noch Andere wurden in langen Reihen auf Pfähle gesteckt, mit Kleidern bedeckt, die in Pech getaucht waren, dann zündete man sie an und sie dienten in der Nacht als Fackeln, indem sie langsam verbrannten. Das benutzte Nero zu einem Fest eigener Art. Er ordnete in seinen Gärten die Spiele des Circus für die Nacht an und führte selbst im Wettkampf einen Wagen bei dieser schauerlichen Beleuchtung. Die Hefe des niedrigsten Volkes umgab ihn und klatschte ihm Beifall. Doch Alle, in denen noch eine Spur von Menschlichkeit war, verabscheuten Nero um so mehr, weil sie einsahen, daß er die Christen aus Grausamkeit und nicht wegen des öffentlichen Wohles umbringen ließ. Diese erste allgemeine Verfolgung fand im Jahre 64 der christlichen Zeitrechnung statt; Einzelne waren bereits, wie Stephanus und Jacobus zu Jerusalem, an anderen Orten auf Anstiften der Juden wie der Heiden umgekommen. Petrus scheint damals gerade nicht in Rom sich aufgehalten zu haben; auch Paulus nicht, sonst wären sie schwerlich dem Nero entgangen. Gott brauchte sie noch ein paar Jahre, um den Samen des Evangeliums von Neuem in Rom auszustreuen und ihr Werk hatte einen solchen Segen, daß die christliche Gemeinde bald zahlreicher war als zuvor. Unter Gewittern gedeiht die Saat am besten.

Eine der wahnwitzigsten Leidenschaften Nero's war die für Zauberkünste. An Leute, die sich für Zauberer ausgaben, verschwendete er ungeheuere Summen, denn er wollte durchaus zaubern lernen, um den Göttern gebieten zu können. Im Jahre 66 befand sich in Rom, wie eine alte Ueberlieferung

erzählt, ein Mensch, der wegen seiner Künste Simon der Zauberer genannt ward. Er versprach dem Nero, in seiner Gegenwart einen Flug durch die Luft zu machen und dann den Kaiser in dieser wunderbaren Kunst zu unterrichten. Als das Schauspiel beginnen sollte, befand sich unter der ungeheueren Volksmenge auch der Apostel Petrus. Da Simon sich stets bemühte, seine Gaukeleien den Wundern der Apostel gegenüber zu stellen, und zwar so, daß die seinen als Werke des Lichtes, die ihren als Künste feindlicher Dämonen zu betrachten wären: so begab sich Petrus in's Gebet, während Jener seine Vorbereitungen zum Fluge machte. Wirklich begann Simon sich etwas in die Lüfte zu erheben unter dem Beifallsgeschrei des Volkes, das ganz geneigt schien, als einen Gott ihn anzubeten. Doch das Gebet des Petrus wurde erhört, und Derjenige, welcher sich anmaßte, die Kräfte der Natur zu seiner eigenen Ehre, nicht zur Ehre Gottes zu beherrschen, stürzte aus der Höhe, brach die Beine, ward den Zuschauern zum Gespött und gab sich bald darauf selbst den Tod. Nero fing nun an, die Zauberer zu verachten und zu verfolgen, und da man die Christen wegen der Wunder, die zwischen ihnen geschahen, und wegen ihres reinen entsagenden Lebens für Verbündete der Dämonen hielt, für Schwarzkünstler, die es vielleicht auf den Untergang Roms abgesehen hätten: so wendete sich die Verfolgungswuth des Tyrannen auf's Neue wider die Christen und besonders wider deren Oberhaupt. Bei den Anzeichen des drohenden Sturmes flehten die Gläubigen mit Thränen ihren heiligen Bischof an, Rom zu verlassen und sein für die Kirche so kostbares Leben in Sicherheit zu bringen. Der gute Hirt erfüllte den Wunsch seiner zagenden Heerde; er konnte glauben, daß seine Stunde noch nicht gekommen sei. Doch kaum hatte er die Stadt im Rücken, als ihm auf der Stelle, wo jetzt das Kirchlein Domine quo vadis steht, der Heiland erschien und ihm auf die Frage, wohin er gehe? antwortete: „Nach Rom, um mich von Neuem kreuzigen zu lassen." Petrus verstand sogleich die Bedeutung dieser Worte, daß der Herr nicht in seiner Person, sondern in seinem Stellvertreter

die Kreuzigung erwarte — und freudig kehrte er in die Stadt zurück. Die Christenverfolgung begann nicht blos in Rom, sondern in allen Provinzen, und zwar aus dem Grunde, weil überall und alle Tage das Volk in Masse vom Götzendienst abfiel und zu dem neuen Glauben sich bekannte. Diesen neuen, reinen, himmlischen Glauben, den ein Nero tödtlich hassen mußte, wenn er sich nicht zu demselben bekehrte, wollte er vernichten und erließ daher den Befehl, daß alle Christen, welche bisher im ganzen römischen Reich als eine jüdische Secte geduldet worden waren, fortan ausgerottet und getödtet werden sollten. Nero hoffte das ganze Gebäude dieser Religion über den Haufen zu werfen, wenn er nur erst die zwei Säulen derselben, die Apostel Petrus und Paulus, umgestürzt habe. Er ließ sie einkerkern in den Mamertinischen Gefängnissen, die unterirdisch am Fuß des Capitols liegen. In dieser Gefangenschaft und im Hinblick auf seinen nahen Tod soll Paulus seinen letzten Brief, den zweiten an Timotheus, geschrieben haben, in welchem er so freudig sagt: „Ich werde schon geopfert und die Zeit meiner Auflösung ist nahe. Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt.“ Bis zum letzten Athemzug wirkten sie für das Reich Gottes. Petrus bekehrte im Kerker die beiden Hauptleute seiner Wache, Processus und Martinianus, nebst mehreren Soldaten. Als er sie taufen wollte, soll wunderbarer Weise der Quell entsprungen sein, der bis zur Stunde in den Mamertinischen Gefängnissen gezeigt wird. Der 29. Junius des Jahres 66 oder 67 war der Tag, der diesen beiden Männern, den glorreichsten, die je gelebt haben, „die Krone der Gerechtigkeit“ brachte. Petrus ward gegeißelt und gekreuzigt, und zwar, wie die Tradition sagt, mit dem Kopf nach unten. Paulus, der ein römischer Bürger war, wurde ohne weitere Marter und Beschimpfung einfach enthauptet. Vor seiner Hinrichtung sprach er nach allen vier Himmelsgegenden den Namen Jesus aus. Die heiligen Ueberreste des Petrus wurden auf dem Vaticanischen Hügel bestattet und die des Paulus auf dem Wege nach Ostia. Jetzt

erheben sich die erhabensten Basiliken der Welt über den heiligen Gräbern, aber die Verehrung der Gläubigen ward ihnen vor achtzehnhundert Jahren schon eben so zu Theil wie jetzt. Immer fanden die Christen Trost, Freude und Ermunterung darin, am Grabe der heiligen Apostel zu Rom zu beten. Die heiligen Kirchenväter Chrysostomus und Augustinus erzählen im vierten Jahrhundert, wie wunderbar es sei in Rom zu sehen, daß die Gewaltigsten und Mächtigsten der Welt, Könige, Fürsten und Krieger, demüthig an dem Grabe eines Fischers und eines Teppichwirkers auf die Knie fielen und um die Fürbitte Derjenigen fleheten, die vor einer Reihe von Jahren verachtet, gemißhandelt, gemartert und wie niedrige Verbrecher getödtet worden waren. Die Verehrung der Heiligen beginnt mit der Kirche selbst.

Ein herrliches Gefolge von Blutzeugen schloß sich dem Martertode des Petrus und Paulus an. Geißeln, wilde Thiere, Kreuzigung erwarteten sie. Processus und Martinianus mit sieben und vierzig römischen Soldaten waren unter ihnen und auch andere Kirchen rühmen sich ihrer Blutzeugen aus der Neronischen Zeit, namentlich Mailand seiner Märtyrerfamilie Vitalis und Valeria nebst deren zwei Söhnen Gervasius und Protasius, und seines Celsus und Nazarius. Ravenna seines Apollinaris. Aquileja seines Hermagoras und Fortunatus. Von dem Tode des Apostels Andreas berichtet die Tradition, er habe um das Jahr 70 zu Patras in Achaja stattgefunden, wohin er auf seinen apostolischen Wanderungen gedrungen sei. Der römische Landpfleger Aegeas verurtheilte den heiligen Apostel zur Kreuzigung an einem Kreuz, das die Form des Buchstabens X hat und noch jetzt Andreaskreuz heißt. Bei dem Anblick desselben rief er freudig: „Sei mir gegrüßt, du durch den Leib Jesu geheiligtes und durch seine Glieder wie durch reine Edelsteine geschmücktes Kreuz! Seit mein Herr an dir gehangen, flößt du mir statt Furcht Liebe ein. Schon lange verlangt mich nach dir! Hebe mich auf deinen Armen zu meinem Meister empor. Er, der durch dich mich erlöst hat, möge auch durch dich mich aufnehmen.“ Die Heiligen

unterlagen und die Neronen triumphirten. Welch eine Welt mußte das sein, deren Machthaber es für nothwendig hielten, solche Menschen von solcher Tugend zu vernichten! Aber durch ihren Tod selbst besiegten die Heiligen die Neronen; denn sie starben in Christus, und er hat gesagt: „Seid getrost! ich habe die Welt überwunden." Und die Vision, welche der heil. Evangelist Johannes hatte, als er schrieb: „Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, herabsteigen von Gott aus dem Himmel, zubereitet, wie eine Braut für den Bräutigam geschmückt ist." (Apostg. 21, 2.) Diese Vision verwirklichte die christliche Kirche vor Aller Augen. Diese Treue des Glaubens, diese Unschuld des Lebens, diese Reinheit der Sitten war den Heiden und Götzendienern etwas so Neues, so Unbegreifliches, daß es eine Art von Bezauberung über sie ausübte, und daß Viele ihre Götter verließen, nachdem sie Christen hatten martern und sterben, ja schon nachdem sie dieselben nur hatten zum Tode führen sehen. Und ebenso wunderbar wie sie starben, lebten sie auch. Ein unbekannter Schüler der Apostel sagt von ihnen in einem Brief an Diognet, einen vornehmen Heiden, den er für das Christenthum zu gewinnen sucht:

„Die Christen bewohnen ihr Vaterland, aber wie Pilger. Sie nehmen Theil an allen Lasten wie Bürger und haben Alles zu leiden wie Fremdlinge. Jedes Land wird ihnen zur Heimath, und jede Heimath ist ihnen die Fremde. Sie leben im Fleisch, aber nicht nach dem Fleisch, und auf der Erde, als ob sie im Himmel lebten. Sie gehorchen den Gesetzen, aber ihr Leben ist erhabener als alle Gesetze. Sie lieben die ganze Welt und die ganze Welt verfolgt sie. Man kennt sie nicht und man verdammt sie. Man tödtet sie und sie finden ein neues Leben. Sie sind arm und bereichern Viele; sie besitzen nichts und haben Alles im Ueberfluß. Man beschimpft sie und die Schmach wendet sich ihnen zur Ehre; man verleumdet sie und man huldigt ihrer Tugend; man beleidigt sie und sie sagen Dank. Sie thun Gutes und man straft sie, aber sie freuen sich der Strafe. Ihre Feinde können nicht

sagen, warum sie eigentlich sie hassen. Was die Seele dem Körper ist, sind die Christen der Welt. Die Seele wohnt im Körper, ohne dieser Körper zu sein: so wohnen die Christen in der Welt ohne zur Welt zu gehören. In dem sichtbaren Leibe lebt die Seele unsichtbar: so sieht man auch nicht den Geist der Religion, der die Christen belebt. Das Fleisch haßt die Seele und führt Krieg wider sie; nicht weil sie ihm Böses thut, sondern weil sie zu verhindern sucht, daß es seiner bösen Lust nachgehe: so haßt die Welt die Christen nur darum, weil diese ihren Freuden entgegen sind. Die Seele liebt den Körper, der sie haßt; die Christen lieben Alle, von denen sie gehaßt werden. Die Seele ist wie eingekerkert im Leibe, aber sie erhält ihn; die Christen sind in der Welt wie in einem Kerker, aber sie halten die Welt zusammen. Je mehr die Seele in Entbehrung und Abtödtung geübt wird, um so besser wird sie; je mehr man die Christen täglich zum Martertode schleppt, um desto zahlreicher werden sie.

„Gott selbst hat ihnen auf der Erde diese erhabene Stellung angewiesen, denn ihre Lehre ist nicht von dieser Welt. Gott selbst, der Allmächtige, der Schöpfer des Alls, hat vom Himmel seine Wahrheit herabgesendet, das ewige Wort. Er hat es gesendet, nicht um Tyrannei über die Menschen zu üben, sondern Huld und Liebe: so wie ein König seinen königlichen Sohn schickt. Er hat es gesendet als Gott, um die Willigen zu retten, nicht um sie zu zwingen; denn Gewaltsamkeit liegt nicht im Wesen Gottes. Er hat es gesendet wie Jemand, der ruft und der liebt."

Die Griechen, die Römer, die Heiden und Barbaren, Europa, Afrika und Asien hörten den Ruf und folgten der Liebe. Jerusalem hörte nicht, folgte nicht. Die Wahrheit war in der Welt; nicht mehr als Verheißung, sondern als Wirklichkeit; ihre Vorbilder mußten schwinden, weil sie fortan unnütz waren. Jerusalem mit seinem Tempel, seinem Opfer und seiner Herrlichkeit war nur Vorbild einer herrlicheren Wirklichkeit; doch bethört und verblendet wendete es von ihr sich ab und wählte sich freiwillig das Verderben. Ueber der

ganzen Welt brach das Licht an und Alles freute sich der neuen, segenreichen, trost- und gnadenvollen Zeit. Aber Jerusalem behielt sein steinernes Herz. Nun denn! „So spricht Gott der Herr: Wenn alles Land sich freut, will ich dich zur Wüste machen.“ (Ezech. 35, 14.)

Zustand des jüdischen Volkes vor dem Kriege mit Rom.

Der Zustand des jüdischen Volkes unter der römischen Oberherrschaft sank immer tiefer und tiefer in die unerträglichste Sclaverei hinein. Dauernd frei war es schon seit Jahrhunderten nicht mehr. Die Bewegungen größerer Völker unter eroberungslustigen Herrschern, um Reiche zu bilden oder auszudehnen, riß die kleineren in den Strudel hinein. Aus der siebenzigjährigen Gefangenschaft zu Babylon entließ Cyrus, der Perserkönig, die Juden, nachdem er das alte assyrisch-medische Reich gestürzt hatte. Sie zogen unter dem Zorobabel nach Judäa zurück und bauten Jerusalem und den Tempel von Grund aus neu. Die Gefangenschaft in Babylon hatte sie insofern gekräftigt und im Glauben gereinigt, daß sie seitdem nicht mehr wie früher der Abgötterei sich ergaben und Götzendienst trieben. Allein ihre Sehnsucht nach der verlassenen Heimath war doch nicht mit der Treue gepaart, welche fremde Sitten und heidnische Einflüsse streng abgewiesen hätte. Mit fremdartigem Wesen vermischt, das vorzugsweise ihre Ehen mit heidnischen Weibern ihnen zuführte, nahmen sie wieder Besitz vom Lande ihrer Väter. Aber der Perser behielt eine Oberhoheit über sie. Als Alexander die persische Macht zerstörte, legte er seinen Zepter auch auf Judäa, und als nach seinem Tode seine Feldherren sich theilten in der Beute des Löwen, ward es Anfangs den Ptolomäern zu Theil, die sich in Egypten zu Königen machten. Doch als auf den Thron der Seleuciden in Syrien der eroberungsdurstige Antiochus der Große kam und die Grenzen

seiner Macht zu erweitern strebte, da unterwarf er auch Judäa und sein Sohn Antiochus Epiphanes überzog es mit unheilvollem Kriege, der so traurig endete, daß Jerusalem erobert und geplündert, der Tempel ausgeraubt, der alte Gottesdienst untersagt und der heidnische geboten wurde. Im Jahre 175 vor der christlichen Zeitrechnung fanden diese Ereignisse statt und erfüllten das jüdische Volk mit bitterer Verzweiflung, denn es sah sich durch unerhörte Bedrückungen zugleich seiner Religon und seines Wohlstandes beraubt. Da erhob sich gegen das unsinnige und tyrannische Vorhaben des Königs der Priester Matathias, aus dem hohenpriesterlichen Geschlecht der Asmonäer, dem sich das unzufriedene Volk anschloß. Er kämpfte siegreich für die Religion und das Vaterland, und nach seinem Tode ward der Kampf von seinen fünf Söhnen fortgesetzt. Einer derselben, Judas, empfing wegen seiner außerordentlichen Waffenthaten den Zunamen der Hämmerer, (Makkabi) der Machabäer, und sein Neffe Hyrcan I. errang nach großen Anstrengungen und Anfangs mit widrigen Schicksalen streitend, die Unabhängigkeit Palästina's von dem syrischen Reich. Hyrcan war der letzte König der Juden, der nach dem Sinne Gottes handelte, fromm, weise, mäßig, kräftig. Er züchtigte die Ueberfälle der umliegenden Völker und unterjochte die Idumäer, die Erbfeinde Israels, die Nachkommen des Esau. Er erkannte das Verderben, welches die Pharisäer dem jüdischen Volk brachten, diese Secte, die sich einer besonderen Kenntniß und strenger Ausübung des mosaischen Gesetzes rühmte, in der That aber es entgeistete und zu einem Leichnam machte; daher hob er die Satzungen ihrer vorgeblichen Erblehre auf. Doch mit dem Tode dieses großen, guten, heldenhaften Königs erstarb mehr und mehr der ächte alte jüdische Geist. In der Herrscherfamilie und im Lande brachen Zwistigkeiten und Unruhen aus und der verderbliche Pharisäismus kam wieder allmälig zu immer größerem Ansehen, indem er die erschlafften Gemüther durch äußere Formen beherrschte, die ihnen zusagender waren, als ein tiefer Inhalt. Hyrcan's Enkel stritten um die Krone,

die Römer mischten sich in den Zwist der beiden Brüder, weil sie hofften, ihn zu ihrem eigenen Vortheil zu schlichten; und wirklich entschied Pompejus ihn dergestalt, daß er Jerusalem einnahm, die Mauern schleifte und das jüdische Volk wieder in Abhängigkeit von fremden Herrschern brachte, indem er zwar Hyrcan II. als Fürst und Hohenpriester bestehen ließ, aber ihm den Königstitel nahm und einen Tribut auflegte. Julius Cäsar machte vollends Palästina zu einer römischen Provinz, indem er den Idumäer Antipater, der ihm in Egypten wichtige Dienste geleistet hatte, als Procurator dem Hyrcan zur Seite setzte. Nun hatte dieser, schon wegen seiner Abstammung gehaßte Fremdling, und seine beiden Söhne die Macht in Händen. Einige Mitglieder der asmonäischen Familie erhoben sich, um sie ihm zu entreißen. Nach verschiedenen Wechselfällen weiß Antipaters Sohn Herodes, der nach Rom hatte flüchten müssen, durch Gold, Geschmeidigkeit und Heuchelei bei Antonius zu erwirken, daß der Triumvir und der römische Senat ihn, Herodes, zum König der Juden einsetzen im Jahre 37 vor unserer Zeitrechnung. Durch Blutvergießen, Arglist und Grausamkeit behauptete der Idumäer den Thron der Könige von Juda, ein prachtliebender, geldgieriger Tyrann, ein Knecht der Römer, ein Wüthrich in seinem eigenen Hause, vom Volk gehaßt, obwohl er es durch den prächtigen Umbau des Tempels zu gewinnen suchte, in seiner Familie nicht minder gehaßt, ein Mörder seiner Freunde, seiner zwei Söhne, seiner Schwäger, seiner Frau, der schönen Mariamne, letztem Sprossen der Asmonäer. Gegen das Ende seiner Regierung trifft die Geburt des verheißenen Messias, die Menschwerdung des Sohnes Gottes, hochgelobt in Ewigkeit! ein, und die Frage der Magier nach dem neugeborenen König der Juden veranlaßt den Tyrannen zu dem Morde der Kindlein von Bethlehem. Was half es ihm! Die Weissagung des sterbenden Patriarchen Jacob lautet: „Es wird der Zepter nicht von Juda weichen, bis Der kommt, so gesandt soll werden, auf Den die Völker harren.“ (Genes. 49, 10.) Die irdische

Krone des Volkes Gottes sollte vor dem geistigen Reich des Emmanuel, des Allerwarteten, des Allersehnten fallen, wenn Juda nicht mehr im Besitz dieser Krone sein würde. Vom Erzvater Jacob bis auf Herodes den Idumäer war die höchste Gewalt nicht vom Stamme Juda gewichen. Er war beim Auszug aus Egypten und während der Zeit der Richter der anführende Stamm. Saul, der erste König, war ein Benjamit, aber der Stamm Benjamin ward immer als ein Anhang vom Stamme Juda betrachtet. Mit David kam die Königswürde ununterbrochen bis zur babylonischen Gefangenschaft an das Reich Juda, von dem sich das Reich Israel unter der Herrschaft des Stammes Ephraim losriß, doch ohne es zu zerstören. Aus Babylon führte Zorobabel vom Stamme Juda die Juden, d. h. die Stämme Benjamin, Levi und Juda, denen sich nur Einzelne aus den übrigen Stämmen anschlossen, nach Judäa zurück. Hatten nun auch die persischen, egyptischen und syrischen Könige die Oberhoheit des Landes, so waren die mit königlicher Gewalt bekleideten und stets dem priesterlichen Stamme Levi angehörenden Hohenpriester doch immer Verbündete und Anhänger des herrschenden Stammes, da sich Levi, seit der Trennung des Reiches Israel und dessen Abfall zum Götzendienst, immer zu Juda gehalten hatte. Endlich waren die asmonäischen Priesterkönige, die Judäa's Unabhängigkeit wieder erkämpften, auch vom Stamme Levi. Aber mit Herodes ward die Kette zerrissen, welche durch anderthalb Jahrtausende reichte; und somit verkündete der erste Fremde, der auf dem Thron des Volkes Gottes saß, durch sich selbst und den Platz, den er einnahm, daß für die Juden das Ende ihres irdischen Reiches gekommen sei. Einzig begnadetes Volk, das durch göttliche Offenbarungen sicher dem Heil entgegen geführt ward! Einzig verblendetes Volk, das sich den letzten Schritt nicht führen ließ! Herodes, den man den Großen zubenannte, weil man damals keinen Maßstab für die Größe hatte, starb — bei lebendigem Leibe von Würmern gefressen. Zwischen seinen drei übrig gebliebenen Söhnen theilte er das Land; allein

die Römer nahmen willkürlich mit den Fürsten wie mit den Ländereien bald diese, bald jene Veränderung vor. Unveränderlich aber hielten sie einen römischen Procurator (Landpfleger) in Palästina, der in Jerusalem und Cäsarea seinen Sitz hatte. All' diese Machthaber gaben einander an Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Geldgier nichts nach! Herodes-Antipas enthauptete Johannes den Täufer und verachtete Christus. Pontius Pilatus ließ Christus kreuzigen. Kaiser Caligula hatte den Einfall, Beide nach Gallien in die Verbannung zu schicken, wo sie ihr Ende fanden, und einen Enkel des alten Herodes, der als Flüchtling nach Rom gekommen war, mit seiner Gunst und Freundschaft zu beehren und als König nach Palästina zu schicken. Dies war Herodes-Agrippa I., welcher den Apostel Jacobus hinrichten ließ, um sich bei den Juden beliebt zu machen. Er hielt pünktlich die gesetzlichen Reinigungen, brachte täglich sein Opfer im Tempel dar, war freigebig bis zur Verschwendung und ließ in Jerusalem die Mauern der Neustadt dermaßen erhöhen und befestigen, daß die Stadt uneinnehmbar geworden wäre, wenn er dies Werk hätte vollenden dürfen; allein Kaiser Claudius untersagte es ihm. Agrippa gab in Cäsarea feierliche Festspiele zu Ehren des Kaisers und erschien bei denselben in solcher Pracht und mit solcher Würde, daß seine Höflinge und Schmeichler ihm zuriefen, er sei mehr als ein Mensch und fortan wollten sie als einem Gott ihm huldigen. Er war nicht umsonst in Rom und ein Günstling der Cäsaren gewesen: er ließ sich gern die Schmeichelei gefallen. Doch fast in demselben Augenblick wurde er von so grimmigen Schmerzen in den Eingeweiden ergriffen, daß man ihn halbtodt aus dem Amphitheater in seinen Palast tragen mußte. Die Schmerzen wurden immer heftiger, kein Mittel linderte sie und nach fünf Tagen war König Agrippa todt. Seinen Bruder Herodes machte Kaiser Claudius zum Wächter des Tempels und des Tempelschatzes, und gab ihm das Recht, den Hohenpriester zu ernennen; ein Recht, das bei den Herodianern bis zum Untergang Jerusalems blieb; seinen Sohn,

Agrippa II., der in Rom erzogen wurde und erst siebzehn Jahre alt war, ernannte der Kaiser aber nicht zum Nachfolger im jüdischen Reich, sondern er sandte einen Statthalter mit ausgedehnterer Macht dahin, als die Landpfleger hatten: den Cuspius Fadus. Diese Statthalterschaften waren sehr gesuchte Posten, weil sie Mittel, freilich ungerechte! zur Erwerbung großer Reichthümer boten. Daher waren die Aspiranten immer zahlreich und durch Bestechung, Intriguen oder sonstige Niederträchtigkeit wußten sie die kaiserliche Gunst zu gewinnen und Einer den Andern schnell zu verdrängen, zum höchsten Nachtheil des Volkes, das sich alle paar Jahre von einem neuen Blutsauger überfallen sah. Recht und Gerechtigkeit, gesetzliche Ordnung, Sicherheit der Person und des Vermögens hörten auf; denn die Machthaber waren bestechlich und übten Handlungen der schrankenlosesten Willkür, entweder in ihrem eigenen Interesse oder zum Vortheil Derjenigen, welche sie erkauft hatten. Ueberdas erbitterten die römischen Soldaten das ohnehin schon gereizte Volk durch ihre Gottlosigkeit und Frechheit. So ward einst am Osterfest eine römische Wache am Thor des Tempels aufgestellt, um bei dem gewaltigen Zudrang der Menge Unglück zu verhüten. Da ließ sich einer dieser Soldaten eine grobe Unanständigkeit zu Schulden kommen. Sogleich brach das Volk in Verwünschungen aus gegen die Römer und gegen den Statthalter, der damals Cumanus war. Dieser gebot ihnen Ruhe; aber statt sich zu beruhigen schmähten sie nur noch heftiger. Nun befahl er den Soldaten, sich in die Citadelle Antonia zurückzuziehen, die den Tempel beherrschte. Als das Volk diese Bewegung unter den Truppen sah, wähnte es, der Tempel solle angegriffen werden und begann zu fliehen. Die Menschenmasse und das Gedränge waren so übermäßig groß, daß Unzählige erdrückt, zermalmt und zertreten wurden. Die Freude des Festes verwandelte sich in Trauer und Entsetzen, das Gebet in Wehklagen, das Opfer mußte aufhören, dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich des Volkes. Cumanus wurde freilich bald darauf wegen seiner

Bestechlichkeit, die laute Klage hervorrief, abgesetzt und verbannt; allein sein Nachfolger, Felix und Festus (die Landpfleger der Apostelgeschichte, vor denen Paulus sich vertheidigte), waren nicht besser, so daß die Unsicherheit aller Verhältnisse sich von Tag zu Tag mehrte und Diebe, Räuber und Mörder ohne Scheu ihren Unfug trieben. Angebliche Zauberer bethörten mit ihren Verheißungen und Gaukeleien das unglückliche Volk, zogen es zu Tausenden und Tausenden bald in die Wüste, um den Jordan still stehen, bald auf den Oelberg, um Jerusalems Mauern zusammenstürzen zu sehen; und da diese Aufregung, verbunden mit der gereizten Stimmung, leicht einen aufrührerischen Charakter annahm: so folgten von römischer Seite Strafen, Züchtigungen und Hinrichtungen, welche den Groll immer bitterer machten. Agrippa hatte inzwischen einen Theil der Länder seines Vaters, dessen Königstitel und, nach dem Tode seines Oheims Herodes, auch das Wächteramt des Tempels von Kaiser Claudius erhalten; denn alle Herodianer besaßen ein eigenthümliches Talent der Geschmeidigkeit, um sich bei allen römischen Cäsaren nicht blos beliebt zu machen, sondern auch in deren Gunst sich zu erhalten. König Agrippa vermochte aber nicht, die elenden Zustände des jüdischen Volkes zu verbessern; im Gegentheil trug er viel dazu bei, sie zu verschlimmern, indem er die Hohenpriester nur kurze Zeit in ihrer Würde ließ, und Einen nach dem Anderen ein- und absetzte. Dadurch weckte er Eifersucht, Ehrgeiz, Parteiungen, unersättliche Habgier. Die Hohenpriester, welche wieder von dem Amt entfernt und daher mißvergnügt waren, bedrückten den Priesterstand, ließen sich Gewaltthat und Beraubung gegen ihn zu Schulden kommen, machten Anspruch auf alle Zehnten und gestatteten zuweilen ihren Dienern und Anhängern, in die Wohnungen der Priester einzudringen und sie zu plündern. In allen Ständen war Anarchie, und die Hohenpriester selbst, die in ihrer Würde durch den Agrippa beleidigt wurden, waren den Landpflegern gegenüber sogar ihres Lebens nicht sicher, wie denn der Hohepriester Jonathas auf

Anstiften des Felix erdolcht wurde. Die Unbestraftheit der Mörder machte dies Gesindel so sicher, daß es ganz scham- und scheulos Mordthaten beging, sogar im Tempel. Wegen der kleinen krummen Dolche, deren es sich dazu bediente, und die bei den Römern Sica hießen, nannte man diese Bösewichte Sicarier. Sie waren auf nichts bedacht, als Unruhen zu stiften, weil sie in der allgemeinen Unordnung ihre Sicherheit fanden. Unter dem Landpfleger Albinus ward der Bischof der christlichen Gemeinde zu Jerusalem, Jacobus der Alphäide, gesteinigt. Der heilige Märtyrer stand in so hohem Ansehen wegen seiner Tugend, daß die Juden selbst ihm den Beinamen der Gerechte gaben. Es kamen einst Anhänger verschiedener jüdischer Secten zu ihm und baten ihn um Belehrung. Er sagte ihnen, Jesus sei der Messias; und Einige glaubten ihm. Dies rief eine große Erregung zwischen den Hohenpriestern und Schriftgelehrten hervor. Sie fürchteten, das ganze Volk werde allmälig für diesen Glauben gewonnen werden, und der Hohepriester Annas klagte den Jacobus vor dem versammelten Synedrium der Uebertretung des Gesetzes an, verdammte ihn zum Tode und ließ ihn steinigen im Jahre 62 unserer Zeitrechnung. Albinus nahm die Versammlung des Synedriums, die ohne seine Genehmigung gehalten, was nicht erlaubt war — sehr übel, und Annas ward abgesetzt. Gegen die Räuber und Mörder war Albinus minder streng in Beobachtung der Gesetze! Wer seine Nachsicht zu erkaufen wußte, durfte ungestört jeglichen Unfug treiben. Agrippa kam in keiner Weise den Leiden des Volkes zu Hülfe, suchte keinen günstigen Einfluß auf die zerrütteten Verhältnisse zu gewinnen, und verschwendete ungeheuere Summen an die Verschönerung nicht nur seiner eigenen Stadt Cäsarea-Philippi, sondern auch der phönizischen Stadt Berytus (jetzt Beirut), für die er eine große Vorliebe hatte. Gewisse Neuerungen, die er sich als Aufseher des Tempels und des Gottesdienstes erlaubte, Veränderungen der Kleidung und des Ranges der Leviten, ein hoher Söller, den er dem Palast

der Asmonäer, welchen er bewohnte, anbauen ließ, um in den Tempel hineinzuschauen, mißfielen dem Volk ungemein. Während es seufzte und murrte, ward Albinus abberufen und durch Gessius Florus ersetzt. Die letzte Maßregel des Albinus war, alle Missethäter, die zum Tode verurtheilt waren, hinrichten zu lassen und alle übrigen Gefangenen frei zu geben, so daß auf Einmal alle Kerker leer und das ganze Land voll Verbrecher war.

Ausbruch des Krieges.

Als der König von Assyrien, Nabuchodonosor, ein halbes Jahrtausend früher Jerusalem erobert und verwüstet und den König Sedecias und das jüdische Volk in die Gefangenschaft nach Babylon fortgeführt hatte, sang der Prophet Jeremias sein Klagelied über die Missethaten, Trübsale und Strafen des verwüsteten und vernichteten Jerusalem. Aber nicht blos auf den Drangsalen der Gegenwart, sondern auch auf denen der Zukunft ruhte der Blick des heiligen Sehers, so daß seine Klage zugleich eine Weissagung war. „Schwer hat Jerusalem gesündigt, darum ist sie unstät geworden. Seine Hand legte der Feind an Alles, was sie Erwünschliches hat. Sie sieht eingedrungen in ihr Heiligthum die Heiden. All' ihr Volk seufzet und suchet nach Brod. All' ihr Kostbares geben sie um Speise, sich zu erquicken. Die Kelter trat der Herr über ihr." (Klag. Jer. I.) „Zu ihren Müttern sprachen Kind und Säugling: wo ist Brod und Wein? Verschmachtend wie Verwundete auf den Straßen der Stadt, aushauchend ihre Seelen in der Mütter Schooß. Sollen denn die Weiber ihre Frucht essen — Kindlein, die man auf Händen trägt?" (Das. II.) „Selbst die Seeungeheuer säugen ihre Jungen; aber die Tochter meines Volkes ist grausam wie der Strauß in der Wüste. Die Kindlein heischen Brod und Niemand ist, der es ihnen breche. Die sonst Leckerbissen

gegessen, kommen um auf den Straßen. Besser gings den Erschlagenen durch's Schwert, als den Getödteten durch den Hunger: mit eigenen Händen kochen zartfühlende Weiber ihre Kinder." (Das. IV.)

Und fünfzig Jahre später weissagte der Prophet Daniel zu Babylon und sprach: „Christus der Fürst wird getödtet werden und das Volk, das ihn verleugnet, wird Sein Volk nicht sein. Und ein Volk wird mit einem kommenden Fürsten Stadt und Heiligthum zerstören; ihr Ende wird Verwüstung sein. Schlachtopfer und Speisopfer werden aufhören und im Tempel wird der Greuel der Verwüstung sein." (Dan. 9, 26—27.)

Und in den letzten Zeiten: wie oft, wie traurig hatte der Heiland Jerusalems Schicksal vorhergesagt! Als einst ein Jünger bewundernd von dem Tempel sagte: „Sieh doch, Meister, welche Steine und welche Gebäude!" antwortete Jesus und sprach zu ihm: „Siehst du all' diese großen Gebäude? Es wird kein Stein auf dem anderen gelassen, der nicht abgebrochen wird." (Marc. 13, 1—2.) Und ein anderes Mal sprach er trauernd: „Jerusalem, Jerusalem, die du die Propheten mordest und steinigest Die, welche zu dir gesandt worden, wie oft wollte ich deine Kinder versammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt, du aber hast nicht gewollt! Siehe, euer Haus wird euch wüste gelassen." (Matth. 23, 37—38.) Und an dem Tage, da er zwischen seinen lobsingenden Jüngern einen freudigen Einzug in Jerusalem hielt, „da weinte er über die Stadt und sprach: Wenn doch auch du es erkenntest, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient; nun aber ist es vor deinen Augen verborgen! Denn es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde mit einem Wall dich umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich beängstigen werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, zu Boden schmettern und in dir keinen Stein auf dem anderen lassen, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast." (Luc. 19, 41—44.)

Jetzt kamen Stimmen und Zeichen anderer Art! Sieben Jahre vor der Belagerung Jerusalems, als ein Krieg gegen Rom ganz außerhalb den Gedanken des Volkes lag, kam ein Mann vom Landvolk, der Jesus, Sohn des Ananus hieß, zum Laubhüttenfest in die Stadt. Plötzlich, im Tempel, erhub er seine Stimme mit dem kläglichen Ruf: „Stimme aus Osten! Stimme aus Westen! Stimme aus allen vier Winden! Stimme gegen die Stadt und den Tempel! Stimme gegen den Bräutigam und die Braut! Stimme gegen das ganze Volk!" Und mit diesem Ruf verließ er den Tempel und durchirrte Tag und Nacht die Straßen und Plätze Jerusalems, unabläßig ihn wiederholend. Einige angesehene Männer konnten dies Jammergeschrei und diese trüben Vorbedeutungen nicht ertragen, ließen ihn festnehmen und stark züchtigen; aber keine andere Klage kam über seine Lippen, als ununterbrochen der nämliche Weheruf. Da ward er vor den Albinus, damals Landpfleger von Judäa, geführt, ob der den Grund dieser schauerlichen Erscheinung enträthseln könne. Albinus ließ ihn bis auf die Knochen zergeißeln; er weinte nicht, schrie und jammerte nicht; aber nach jedem Schlag rief er mit trostloser Stimme: „Wehe! Wehe über Jerusalem!" Umsonst fragte man ihn, was dies zu bedeuten habe? er antwortete nicht. Da ließ man ihn gehen wie einen unschädlichen Irren, und von dem Augenblicke an sprach er nie mit irgend einem Menschen und unterbrach er nie sein Klagegeschrei. Manche hatten Mitleid mit ihm und gaben ihm täglich zu essen; er aß, aber dankte ihnen nicht. Anderen war er unerträglich und sie schlugen und mißhandelten ihn täglich; er duldete es stumm. Seine Stimme ward nie schwächer, nie heiser; aber sie schwieg nur mit seinem Tode. Während der Belagerung kreiste er eines Tages um die Wälle und rief gewaltiger als sonst: „Wehe der Stadt! Wehe dem Volk! Wehe dem Tempel!" Plötzlich setzte er hinzu: „Wehe mir!" und ein Stein, den eine Wurfmaschine schleuderte, streckte ihn todt zu Boden. Das Wehe brauchte nicht mehr verkündigt zu werden: es war da.

Vor dem Ausbruch des Krieges mit den Römern geschahen auch im Tempel seltsame Zeichen. Das Volk war zum Osterfest versammelt in Jerusalem; da erleuchtete um drei Uhr Morgens plötzlich ein so strahlendes Licht Altar und Tempel, daß während einer halben Stunde die Nacht in Tag verwandelt war. Und bei demselben Fest öffnete sich um Mitternacht die schwere eherne Thür, die den inneren Tempel gen Osten schloß und die von zwanzig Männern nur mühsam bewegt werden konnte, ganz von selbst. Das verblendete Volk wähnte darin ein Zeichen von Gnade, einen freien Zutritt zu Gott zu sehen. Aber David hatte gesungen: „Erhebet euch, ihr ewigen Thore, daß einziehe der König der Herrlichkeit.“ (Ps. 23, 7.) Nun thaten sich die Pforten weit auf, aber ach! den König der Herrlichkeit ließ man nicht einziehen in das Heiligthum! Bald darauf sah man eines Abends kurz vor Sonnenuntergang im ganzen Lande eine merkwürdige Lufterscheinung: Streitwagen fuhren durch die Wolken und gerüstete Heerschaaren zogen am Himmel wider einander zum Kampf und umringten die Städte. Und als in der Nacht vor dem Pfingstfest die Priester dem Gebrauch gemäß den inneren Tempel betraten, hörten sie einen großen Lärm und viel Geräusch drinnen und dann eine Menge Stimmen, die da sprachen: „Wir wollen von hinnen gehen.“ Zu derselben Zeit war ein gewaltiger Komet, wie ein feuriges Schwert, ein ganzes Jahr lang sichtbar, und Erdbeben und Theuerungen suchten die Völker heim. Aber falsche Propheten wiegten das jüdische Volk in falsche Sicherheit über das drohende und nahe Schicksal, so daß es nicht aufhörte, dem Erretter entgegen zu sehen, den es bereits übersehen hatte. Die alten Weissagungen der heiligen Propheten Israels waren übrigens dazumal so bekannt, daß auch die Römer und die römischen Schriftsteller, wie Tacitus und Suetonius, von diesen „Orakeln“ sprachen; nur freilich deuteten sie das Geheimniß von der Ankunft des Messias und von seiner Weltherrschaft in ihrer Weise, und wähnten, „das Orakel“ habe den Vespasian bezeichnet, der zum römischen

Kaiser gewählt wurde, während er den Krieg in Judäa führte.

Der Landpfleger Gessius Florus übertraf alle seine Vorgänger in Judäa. Durch seine Frau, eine Freundin von Nero's Gemahlin Poppäa Sabina, war er zu dieser Stelle gelangt. Er war einer solchen Beschützerin würdig. Mit schamloser Habgier und grausamer Raubsucht verschlang er förmlich jedes Vermögen, alles Eigenthum, von Einzelnen wie von ganzen Städten. Wer auf Raub ausgehen und ihn mit dem Landpfleger theilen wollte, hatte einen Freibrief dazu. Das Volk war in Verzweiflung, wußte aber nicht, wohin mit seiner Klage sich zu wenden, noch weniger, ob der Erfolg der Klage ihm günstig sein werde.

Da kam zum Osterfest des Jahres 66 Florus von Cäsarea nach Jerusalem und zwar in Gesellschaft des Statthalters von Syrien, Cestius Gallus, der seinen Sitz zu Antiochien hatte und der Vorgesetzte des Florus war. Staunend über die ungeheuere Volksmenge, bat Cestius die Priester, eine Zählung der Lämmer vorzunehmen, welche zur Haltung des Pascha im Vorhof des Tempels geschlachtet wurden. Es geschah, und die Zählung ergab 256,000 Osterlämmer. Da nun nie weniger als zehn, zuweilen gegen zwanzig Menschen ein Osterlamm aßen, so darf man drei Millionen und vielleicht noch mehr annehmen. Während dieser Festzeit ließ sich einst Cestius Gallus mit Gessius Florus öffentlich sehen. Da erhob sich in der ungeheueren Volksmasse, wie aus einem Munde, ein Jammergeschrei, das den Cestius um Erbarmen und um Befreiung von dem Landpfleger Florus anflehete. Dieser fühlte nicht die mindeste Beschämung, sondern verhöhnte das klagende Volk. Cestius aber beruhigte es und versprach, daß Florus in Zukunft gerechter und milder sein werde. Es blieb jedoch bei leeren Worten und Florus beschloß in seinem Sinn, wo möglich das Volk zur offenen Empörung zu treiben, um es dann, zur Strafe für die Empörung, völlig auszusaugen. Zu derselben Zeit war es der syrischen Bevölkerung von Cäsarea am Meer gelungen, durch Bestechung in Rom zu

erwirken, daß die Juden von Cäsarea ihres Bürgerrechtes daselbst völlig beraubt wurden. Die Syrier fügten sogleich aus Schadenfreude Verhöhnung des jüdischen Gottesdienstes in Cäsarea zu jener Ungerechtigkeit. Zwölf angesehene Juden, die sich bei Florus über dies Verfahren beschwerten, wurden von ihm in Bande gelegt. Dann begehrte er aus dem Tempelschatz zu Jerusalem eine Summe Geldes, vorgeblich für Bedürfnisse des Kaisers. Das Volk betrachtete diese Forderung als Tempelraub, brach in zürnende Klagen aus und strömte zur heiligen Stätte, fest entschlossen, diese Entweihung nicht zu dulden. Wüthend begehrte Florus von den Häuptern des Volkes die Auslieferung Derjenigen, die sich seinem Befehl widersetzt hatten. Man suchte durch Ehrerbietung seinen Grimm zu beschwichtigen, aber man gehorchte nicht. Nun beauftragte er seine Soldaten, das Volk durch die äußerste Angst zum Gehorsam zu zwingen, einen Theil Jerusalems zu plündern und Alle zu morden, die ihnen in den Weg kämen. Dies geschah. Doch machten die Soldaten auch Gefangene, führten sie vor den Landpfleger Florus, und er ließ die unschuldigen Leute, unter denen Einige römische Ritter waren, geißeln und kreuzigen. Ihre Väter hatten Christus vom Landpfleger Pilatus geißeln und kreuzigen lassen! Es kamen auf diese Weise 3630 Menschen, darunter Weiber, Kinder und Säuglinge, um.

Agrippa war auf einer Reise nach Egypten begriffen, aber seine Schwester Berenice in Jerusalem durch ein Gelübde zurückgehalten, das sie zu dreißigtägigem Gebet, bevor ihr Opfer dargebracht werden konnte, verpflichtete. Mit Entsetzen und Schmerz sah sie diese Metzeleien, die unter ihren Augen vorfielen, und ließ mehrmals den Florus um Erbarmen anflehen; doch ganz umsonst. Da sie hochherzig und muthig war, erschien sie selbst vor ihm, als er eines Tages öffentlich auf dem Richtstuhl saß, und wiederholte ihre Bitten mit Thränen, im Trauergewand und barfuß. Er gab ihr kein Gehör, erwies ihr nicht die Ehren, die ihr gebührten, und mit Lebensgefahr kehrte sie in ihren Palast zurück. Von der Erbitterung des

Volkes, das sich haufenweise zusammen rottete, war ein heftiger Ausbruch zu fürchten. Die Hohenpriester und Aeltesten beschwichtigten es aber noch einmal, weil sie wußten, daß ein solcher Ausbruch dem Tyrannen willkommenen Vorwand zu neuen Grausamkeiten bot. Da berief Florus diese Häupter der Nation zu sich und versprach Versöhnung, wenn das Volk mit freundlicher Begrüßung zweien römischen Cohorten entgegen ziehen wolle, die eben von Cäsarea anrückten. Es kostete viel Mühe, das gemißhandelte Volk zu einem solchen Zeichen von Wohlwollen gegen seine Peiniger zu bewegen; und erst als die Priester festlich gekleidet mit Sängern und Musikern den Zug antraten, folgte es willig und begrüßte freundlich die römischen Soldaten. Diese schwiegen finster und trotzig, wie sie den geheimen Befehl von Florus erhalten hatten. Da brachen Diejenigen unter den Juden, welche nur ungern zu dieser Begrüßung sich hatten bestimmen lassen, in laute Schmähungen aus, und dies war das Zeichen für die Soldaten, über die Wehrlosen herzufallen und Alle nieder zu metzeln oder unter ihren Pferden zu zerstampfen, die ihnen nicht zu entfliehen vermochten. Unter den Thoren Jerusalems kamen die Meisten um, weil dort das Gedränge am heftigsten war. Florus glaubte diesen Augenblick benutzen und einen glücklichen Angriff des Tempels durch die Citadelle Antonia machen zu können, um Herr desselben und hauptsächlich des Tempelschatzes zu werden; doch so wie das Volk diese Absicht merkte, riß es den Verbindungsgang zwischen der Citadelle und dem Tempel nieder, warf sich eines Theils den Soldaten so wüthend entgegen und überschüttete sie anderen Theils von den Dächern herab so heftig mit Steinen und Pfeilen, daß Florus nichts ausrichten konnte, sich nach Cäsarea begab und dem Cestius Gallus meldete, Jerusalem habe sich gegen Rom empört.

König Agrippa kehrte inzwischen von seiner Reise nach Alexandrien zurück und sah mit großem Mitleid die Drangsale des Volkes, das zu ihm, so wie auch zu dem Statthalter von Syrien um Gerechtigkeit gegen Florus schrie, ja Abgesandte mit demselben Auftrag nach Rom zu schicken verlangte. Agrippa

wußte zu gut, wie gefährlich es sei, einen Landpfleger bei Nero anzuklagen, den Poppäa Sabina beschützte; wußte zu gut, wie bedenklich ein Krieg gegen Rom für ihn selbst, sein Land, seinen Thron, seine Person sein würde, um nicht alle Mittel anzuwenden, die das Volk beruhigen und es vermögen könnten, den jährlichen Tribut nach Rom fort zu zahlen und sich so lange dem Florus zu unterwerfen, bis der Kaiser einen anderen Landpfleger gesendet habe. Da die Häupter und Aeltesten des Volkes, auf denen die Last eines Krieges und Zorn und Rache der Römer am schwersten drücken würden, mit Agrippa's Ansicht übereinstimmten und ebenfalls das Volk zur Ruhe ermahnten, so bequemte es sich, jede Beleidigung des Kaisers zu vermeiden, den rückständigen Tribut zu zahlen, und jenen Verbindungsgang zwischen Tempel und Citadelle wieder herzustellen, den es am Tage der Vertheidigung niedergerissen hatte. Doch zur Unterwerfung unter Florus war es nicht zu bewegen, und als Agrippa nicht nachließ darauf zu dringen, ward er mit Schmähungen und Steinwürfen verfolgt; beleidigt und betrübt zog er sich aus der Stadt zurück.

Eine Partei im Volk war kriegerisch gesinnt, um Gelüste des Ehrgeizes, der Herrschsucht und der Habgier zu befriedigen. Mehr in ihrem eigenen Interesse, als um den allgemeinen Nothzustand zu beseitigen, drang sie auf Störung des friedlichen Verhältnisses mit Rom und bediente sich dazu jedes Mittels. Während einer ihrer Haufen die Felsenburg Masada am todten Meer überrumpelte und die römische Besatzung umbrachte, erklärte ihr Hauptanführer, ein verwegener junger Mann, Eleazar, der Hauptmann des Tempels zu Jerusalem, daß man keine Gaben und Opfer annehmen dürfe, außer von Juden; dadurch waren die Opfer des Kaisers und Opfer der Römer für den Kaiser vom Tempel ausgeschlossen. Umsonst widersetzten sich Hohepriester, Aelteste und Angesehenste dieser Neuerung, führten an, daß von je her für fremde Herrscher, Perser, Egypter, Syrer, Römer geopfert worden, und daß es gottlos sei, für den rechtmäßigen Kaiser nicht opfern zu wollen; umsonst stimmte die Partei der Ruhe und der Mäßigung ihnen

bei. In Zeiten großer Aufregung und allgemeiner Verstimmung, in denen statt der Gesetzlichkeit die Gewalt herrscht, ist es leichter Unsinniges einzuführen, sobald es nur Bestehendes zerstört, als das Bestehende zu erhalten, und wenn es auch alles Recht auf seiner Seite hat. Eleazars Vorschlag ward angenommen und seine Partei nahm eine offenbar feindselige Stellung nicht blos gegen Florus, sondern gegen Rom an. Die Hohepriesterpartei schickte Abgeordnete an Agrippa und an Florus, mit der Bitte um Truppen, die den drohenden Aufstand dämpfen möchten. Florus war aber entschlossen, denselben nicht im Keim zu ersticken, sondern ihn möglichst groß werden zu lassen, und gab keine Antwort. Agrippa schickte dreitausend Mann. Die Hohenpriester und der vernünftige, friedliebende Theil des Volkes empfingen sie freudig und quartierten sie in der oberen Stadt auf dem Berg Sion ein, während der Tempel und die untere Stadt in den Händen der Aufrührer waren. Täglich gab es Scharmützel und viel Todte auf beiden Seiten; doch gelang es keiner Partei, die andere aus ihrer Stellung zu verdrängen, und das währte eine ganze Woche.

Nun trat ein Fest ein. Auf dem Brandopferaltar ward ununterbrochen ein Feuer erhalten, welches man deshalb das ewige hieß. Es erforderte sehr viel Holz und dies Holz mußte an einem bestimmten Tage unter großen religiösen Feierlichkeiten in den Tempel gebracht werden. Die Aufrührer wollten aber diese Feier nicht zugeben und den Tempel nicht von ihren Gegnern betreten lassen; und da sie inzwischen durch jene Mörderbanden, die man Sicarier nannte, verstärkt worden waren: so machten sie einen wüthenden Ausfall, verdrängten Agrippa's Truppen aus der oberen Stadt, nahmen sie ein und verbrannten die Paläste Agrippa's, des Hohenpriesters Ananias und das Stadthaus mit dem Archiv, wodurch alle Schuldbücher und Urkunden vertilgt und die wohlhabenden Bürger um die Beweise ihrer Forderungen und ihrer Besitzthümer gebracht wurden. Viel loses Gesindel schlug sich nun zu den Aufrührern, die seine Sache so gut vertraten. Die Trauer der Rechtlichgesinnten nahm immer mehr zu.

An diesem nämlichen Tage traf ein ungeheuerer Schlag das jüdische Volk. Die syrische Bevölkerung von Cäsarea, die längst mit Haß und Neid die Juden in ihrer Stadt sah, ermordete Zwanzigtausend derselben, und die, welche dem Blutbad entrannen, wurden von Florus mit Ketten belastet zu öffentlichen Arbeiten auf den Schiffswerften verdammt. Die Juden rächten sich und ermordeten darauf in Gaza, Askalon, Ptolemais und anderen Städten die syrische Bevölkerung. Aber auch in Alexandrien wurden ihrer 50,000 umgebracht, in Damascus 10,000, in Scythopolis 13,000; und nun setzte sich auch Cestius Gallus von Antiochien aus mit einem erlesenen Heer gen Jerusalem in Bewegung. Agrippa begleitete ihn, freilich mit Streitkräften, doch in der Hoffnung Frieden zu vermitteln. Cestius verwüstete Palästina durch Feuer und Schwert und schlug zur Zeit des Laubhüttenfestes sein Lager vor Jerusalem auf. Die Aufrührer wußten einen Theil des Volkes dermaßen zu fanatisiren, daß es des hohen Festes und der religiösen Pflichten, die es erheischte, gänzlich vergaß, sich mit wüthender Gewalt auf das römische Heer warf und es zurückdrängte. Die Belagerung des Tempels, die Cestius nun unternahm, hatte so wenig Erfolg, daß er, obwohl die Aufrührer schon zitterten und die Friedliebenden sich freuten, sie plötzlich aufhob und bei seinem Rückzug eine schwere Niederlage erlitt. Sie fand statt am 8. November des Jahres 66. — Der offene Krieg gegen Rom hatte somit begonnen.

Wie aus einem lecken Schiff, das mit jedem Augenblick tiefer und tiefer sinkt, flohen nun viele der angesehensten Juden aus Jerusalem und begaben sich zu Cestius. Der Kaiser war ihr rechtmäßiger Herrscher, und bei seinem Statthalter waren sie beschirmter, als in ihrer von den römerfeindlichen Aufrührern tyrannisirten Heimath. Auch die Christen wanderten aus, eingedenk der Worte des Herrn: „Wenn ihr den Gräuel der Verwüstung, der von dem Propheten Daniel vorhergesagt worden, am heiligen Orte stehen sehet: dann fliehe, wer in Judäa ist, auf die Berge, und wer auf dem Dache ist, der steige nicht herab, um etwas aus seinem Hause

zu holen: und wer auf dem Felde ist, kehre nicht zurück, um seinen Rock zu holen; denn es wird alsdann eine große Trübsal sein." (Matth. 24, 15—21.) Sie zogen sich nach Pella zurück, einer Stadt in der transjordanischen Landschaft Peräa, die dem Agrippa gehörte, und lebten dort friedlich und ungestört während der ganzen Dauer dieses mörderischen, entsetzlichen Krieges.

Außer jenen wilden Aufrührern, die sich Zeloten (Eiferer) nannten, um sich als brennend von Liebe für Heiligthum und Vaterland darzustellen, während sie von den rohesten Leidenschaften beherrscht wurden, hatte sich in Jerusalem eine Partei unter dem Hohenpriester Ananus gebildet, die auch den Römern, aber nicht dem Gesetz und der Ordnung feindlich war. Sie hoffte sowohl das Römerjoch abschütteln, als die Zeloten in Zucht halten zu können. Sie nahm nach der Niederlage des Cestius die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hand, betrieb die Kriegsarbeiten, die Befestigung der Stadt und sendete Feldherren in die übrigen Provinzen; nach Galiläa den berühmten Josephus, der den Krieg beschrieb, welchen er geführt hat.

Nero, der Kaiser, hörte mit Befremden die Kunde von diesem gewaltigen Aufstand der jüdischen Nation, und schickte seinen tüchtigsten Feldherrn, den Vespasian, nach Palästina, um es zu unterwerfen. Während der Zeit bildete sich ein stilles, festes, geregeltes Reich mitten in seiner Hauptstadt Rom, mit all der Gelassenheit und all der Zuversicht, die aus der Zusage des Erlösers entsprangen: „Und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." Der Apostelfürst hatte den Martertod gefunden, aber Linus, der heilige Apostelschüler, ward dessen Nachfolger auf dem Bischofsitz von Rom. Welch ein Mann mag er gewesen sein, den man würdig fand, die Stelle Desjenigen einzunehmen, den Christus Selbst zu seinem Stellvertreter und Nachfolger ernannt hatte! Mit ihren ersten Schritten ging die Kirche schon ihren weltbesiegenden, unüberwindlichen Gang; standen ihr schon alle Elemente einer erhabenen Ordnung zu Gebot, die sie unabhängig machen von Auf- und Untergang der Fürsten und Völker.

Der Geschichtschreiber Josephus war vom hohen Rath zu Jerusalem zum Befehlshaber der Provinz Galiläa ernannt. Auf sie richtete Vespasian seinen ersten Angriff, als er nach Palästina kam, und belagerte die Felsenfestung Jotapat, die Josephus mit außerordentlicher Tapferkeit und Klugheit vertheidigte. Nachdem sie alle Schrecknisse einer Belagerung ausgehalten hatte, fiel sie durch Verrath in Vespasians Hände, der die Stadt zerstören, die Festung schleifen, die Einwohner umbringen ließ. Die Juden verloren 40,000 Menschenleben in Jotapat. Josephus ward gefangen und von Vespasian begnadet*). Er blieb fortan im römischen Lager, um wo möglich als ein Vermittler friedlicher Gesinnung zwischen seinen Landsleuten und den Römern zu wirken. Dadurch ward er ein Augenzeuge des mörderischen, unheilvollen Krieges, den er beschrieben hat und der Jahre lang fortdauerte. Galiläa ward allmälig von den Römern erobert, und die letzte Festung, Giscala, ergab sich dem Titus. Deren Befehlshaber, Johannes, floh aber zuvor nach Jerusalem und trat an die Spitze der Partei des Hohenpriesters Ananus, um die Partei der Zeloten, die den Tempel inne hatte und sich der wildesten Zügellosigkeit überließ, zu ersticken. Es kam zum offenen Kampf zwischen beiden Parteien und die Zeloten verloren dabei den ersten Tempel-Vorhof, riefen nun das rohe, grausame Volk der Idumäer zu Hülfe und richteten mit denselben ein furchtbares Blutbad in Jerusalem an, in welchem auch der Hohepriester Ananus umkam. Der Vorwand, unter dem 12,000 der angesehensten Männer ermordet wurden, hieß: sie wollten die Stadt den Römern überliefern, sie wären Feinde des Volkes und des Vaterlandes; immer derselbe Vorwand, den alle Empörer im Munde führen, um ihren tyrannischen Maßregeln den Anschein einer traurigen Nothwendigkeit zu geben, um Schwache einzuschüchtern, um Leichtgläubige zu bethören, um Kopflose zu gewinnen. Die Idumäer wur-

*) Aus Dankbarkeit gegen Vespasian, der aus der Familie der Flavier war, fügte Josephus — nach der Sitte der Zeit — seinem Namen den Namen Flavius bei.

den dieser nutzlosen Grausamkeit überdrüßig und zogen wieder ab; allein die Zeloten setzten sie fort. Wer sein Leben erhalten wollte, mußte es ihnen abkaufen; wer das nicht konnte oder wollte, ward durch die furchtbarsten Mißhandlungen und Martern getödtet. Niemand durfte die Todten bestatten oder beweinen. Wer eine Handvoll Erde auf sie warf, wer eine Klage laut werden ließ, theilte alsbald ihr Schicksal. Viele Einwohner flohen zu Vespasian und Titus; aber auch das war lebensgefährlich, da die Zeloten die Stadtthore und Mauern streng bewachten und jeden Flüchtling, dessen sie habhaft werden konnten, als einen Verräther niedermachten. Der Terrorismus stieg noch höher, als die Zeloten in zwei Factionen sich spalteten, deren eine dem Eleazar treu blieb, die andere dem Johannes von Giscala anhing. Beide wetteiferten in Diebstahl, Raub, Plünderung, Mord. Die Sicarier hatten die Felsenburg Masada zu ihrer Veste gemacht und wütheten von dort aus auf dem Lande, wie die Zeloten in der Stadt. Vespasian sah gelassen dem schauerlichen Treiben zu. Diese Factionen waren seine besten Bundesgenossen, um Judäa und Jerusalem zu unterwerfen. Plötzlich ward er Kaiser.

Nero war vom Thron gestürzt; wimmernd, zagend, sein Schicksal beweinend, gab er sich mit Hülfe eines Sclaven den Tod. Binnen Jahresfrist folgten Galba und Otho ihm auf dem Thron und im Tode. Als nun die Legionen in Germanien den Vitellius wählten, ließ Titus von den Legionen im Orient seinen Vater Vespasian wählen, der sich damals in Cäsarea befand. Dieser ging sogleich nach Italien, im Jahr 69, fand in Rom den Gegenkaiser Vitellius bereits ermordet, behauptete den Thron während zehn Jahren und starb eines natürlichen Todes. Titus setzte an Vespasians Stelle den Krieg in Judäa fort. Mit vier Legionen, der V., der X., der XII. und der XV., und mit Hülfstruppen des Königs Agrippa und anderer Nachbarfürsten zog er kurz vor dem Osterfest des Jahres 70 von Cäsarea gen Jerusalem und schlug eine Viertelmeile von der Stadt sein Lager auf.

Belagerung und Zerstörung Jerusalems.

Die unglücklichen Einwohner hatten aus Verzweiflung über das unerträgliche Joch der beiden Zelotenhäuptlinge Eleazar und Johannes von Giscala ein unsicheres und gefahrvolles Mittel gewählt, um es abzuschütteln, und einen dritten Parteigänger in die Stadt gerufen. Er hieß Simon Bar-Gioras (Sohn des Gioras) und war der Anführer einer Bande, die in mehreren Landschaften gerade so blutdürstig und räuberisch gehaust hatte, wie die Zeloten in der Stadt. Diese beherbergte jetzt drei Parteien, welche auf nichts sannen, als sich gegenseitig auszurotten, um dann mit tyrannischer Willkür Jerusalem zu beherrschen. Die Lage der Stadt machte es möglich, daß sich alle drei Parteien gegen einander halten konnten.

Auf dem Berge Sion lag die obere Stadt und der Palast des Herodes, ein ungeheueres, prachtvolles Gebäude mit den drei Thürmen Hippicus, Phasael und Mariamne auf seinen Ringmauern, die Herodes der Große zu Ehren seines Freundes, seines Bruders und seiner Frau gebaut hatte. Sie waren zugleich Vesten und prachtvolle Paläste. Der herrliche Thurm Phasael, königlich eingerichtet, mit Sälen, Hallen und Bädern, ward die Festung des Simon Bar-Gioras, der von hier aus mit 10,000 Mann der allerrohesten und verwegensten Empörer, zu denen noch 5000 Idumäer kamen, auch den größten Theil der unteren Stadt auf dem Berge Acra beherrschte. Im Osten von diesen beiden Hügeln lag auf dem Morija der Tempel mit seinen riesigen, von bedeckten Säulengängen eingefaßten Vorhöfen, an deren nordwestlichem Winkel die Citadelle Antonia stieß. Im inneren Tempel hauste Eleazar mit 2400 Zeloten; ein kleines Häuflein, doch eine sichere Stellung, sowohl durch die Lage auf dem Höhepunkt des Berges, als auch weil dem inneren Tempel nie die Lebensmittel fehlten, theils wegen der Opfergaben, die täglich in demselben dargebracht wurden, theils wegen der Vorräthe für die Priester. Die Vorhöfe des

Tempels hatte Johannes von Giscala inne, sammt der Citadelle Antonia. Mit seinen 6000 Mann und seiner ungeheueren Verwegenheit beherrschte er einen Theil der unteren Stadt und die nach Norden sich ausbreitende Neustadt. Diese verschiedenen Stadttheile waren durch Mauern, Graben und Thürme gegen einander abgeschlossen und befestigt. Eine Ringmauer mit Thürmen umgürtete zugleich die ganze Stadt, deren Umfang dreiunddreißig Stadien betrug. Im Nordwesten von Acra lag der Thurm Psephinus, der schönste von allen. Ihm gegenüber schlug Titus sein Lager auf. Er war achteckig; durch diese Form ausgezeichnet, glaubte man in neuester Zeit sein Fundament unweit des Jaffa- oder Pilgerthores entdeckt zu haben.

So war Jerusalem im Aufruhr gegen Rom und in dreifachem Aufruhr gegen sich selbst. Johannes von Giscala hatte die gefährlichste Stellung, theils weil er sich gegen die zwiefachen Angriffe Eleazars und Simons zu vertheidigen, theils weil er keine anderen Lebensmittel als die hatte, die er durch Ausfälle in die untere und Neu-Stadt machte. Dabei verbrannte seine Bande zuweilen in unsinniger Wuth Getreide und andere Vorräthe, wenn sie dieselbe nicht wegschleppen konnte, damit sie nur nicht dem Johannes oder dem Volk zu gut kämen. Diese Vorräthe waren vor dem Osterfest, des Zusammenströmens aller Juden wegen, so groß, daß sie hingereicht hätten, Jerusalem während der Belagerung vor Hungersnoth zu schützen. Wie Wahnsinnige, die gegen ihr eigenes Fleisch wüthen, verfuhren aber die Aufrührer. Es zeugt für die außerordentliche Anhänglichkeit der Juden an ihren Gottesdienst und ihre religiösen Feierlichkeiten, daß die täglichen Opfer und die jährlichen großen Festzeiten zwischen all diesen Greueln nicht ausgesetzt wurden; daß sie sich mit ihren Opfergaben zwischen diese Mörder- und Räuberbanden wagten, da doch nicht selten Opfernde wie Opfer mit ihrem Blut den Altar überströmten. Dies geschah auch am 14. April, als sie im inneren Tempel ihr Osterfest begingen. Johannes hatte seine Leute mit verborgenen Waffen zwischen

dem Volk sich eindrängen lassen, so daß Eleazar getäuscht wurde, als er dem Volk die Thore öffnete. Kaum war Johannes drinnen, so bot er dem Eleazar, der sich gegen seine Uebermacht nicht vertheidigen konnte, an, gemeinschaftliche Sache gegen den Simon sowohl, als gegen das römisch gesinnte Volk zu machen. Dies Bündniß, durch welches die Zeloten wieder in eine Partei zusammenschmolzen und der ganze Tempel in eine Hand, die des Johannes kam, ward sogleich mit Blut besiegelt und das Volk auf heiliger Stätte ohne Schuld, ohne Grund niedergemetzelt.

Titus begann jetzt ernstlich die Belagerung. Alle Bäume um Jerusalem wurden umgehauen, alle Graben gefüllt, alle Gartenmauern abgebrochen, damit das Heer und die Kriegsmaschinen sich ungehemmt bewegen konnten. Dann wurden Erdwälle aufgeworfen und auf denselben Thürme errichtet, welche die Höhe der Mauerthürme von Jerusalem überstiegen. Auf den Zinnen dieser Thürme wurden Bogenschützen und Schleuderer gestellt, welche die Arbeit der Wurfmaschinen und Mauerbrecher beschützten. Mit Grauen sah das Volk von Jerusalem diese furchtbaren Anstalten: die Einen, weil sie dem Titus freudig die Thore geöffnet, wenn sie es nur gedurft hätten; die Anderen, weil die Feindschaft zwischen Johannes von Giscala und Simon Bar-Gioras Kräfte raubte und zersplitterte, die sehr nothwendig gewesen wären, um den Kampf gegen römische Macht und römische Kriegskunst zu bestehen. In sehr gefährlichen Augenblicken vereinigten sich freilich beide Parteigänger gegen das römische Heer, machten wüthende Ausfälle, versuchten die Wurfmaschinen zu zerstören, die Thürme zu verbrennen; ließ ihnen Titus aber einen Augenblick Ruhe, so fielen sie über einander her, um sich den Raub abzujagen, auf den sie bei dem wehrlosen Volk ausgingen. Am Fuß des Tempelberges war eine weite wüste Brandstätte, der Tummelplatz ihrer brüdermörderischen Fehden. Eine Aufforderung des Titus, sich zu unterwerfen, ward mit Hohn zurückgewiesen, damit dem Volk keine andere Hoffnung der Rettung bleibe, als die, welche auf einer hartnäcki-

gen Vertheidigung beruht. Daher wurde die Vertheidigung von Seiten der Juden wie der Angriff von Seiten der Römer mit gleichem Muth und gleicher Tapferkeit geführt.

Am 7. Mai machten die Kriegsmaschinen des Titus eine große Bresche in der nördlichen Ringmauer. Die Juden wichen, die Römer zogen ein, rissen die Mauer nieder und setzten sich fest in der Neustadt, dem nördlichen Stadtquartier, das am wenigsten befestigt war und in dem Thal des Cedron, östlich vor der Stadt. Titus schlug sein Hauptquartier in der Neustadt auf und begann die Belagerung der Mauer von Acra und der Citadelle Antonia. Johannes von Giscala vertheidigte diese und Simon Bar-Gioras jene. Der Kampf wurde immer ernstlicher, immer heftiger. Die Römer hatten ihren großen Feldherrn Titus, ihre kriegsgeübten Legionen, alle Arten der ausgezeichnetsten Kriegswerkzeuge. Sie kämpften feurig, unermüdlich; aber Titus schonte sie so viel wie möglich, und pflegte nie Thaten der Verwegenheit zu loben, sondern zu sagen, sie wären mehr ein Zeichen von Verzweiflung, als von männlichem, kaltblütigen Muth. Er ward von seinen Soldaten angebetet, und auch das erhöhte ihre Unermüdlichkeit, so daß der große Vortheil, daß eine moralische Kraft die materielle unterstützt, auf ihrer Seite war. Bei den Juden stand es anders. Sie fürchteten ihre Häuptlinge dermaßen, besonders den Simon, daß die äußerste Gefahr, ja der Tod ihnen minder schrecklich war; daher gingen sie wie blind dem Feind entgegen und setzten mit solcher Tollkühnheit ihr Leben ein, daß sie im Handgemenge und im Kampf auf den Mauern zuweilen Vortheil errangen. Gegen die großen Kriegswerkzeuge und in der geordneten Schlacht standen sie aber im Nachtheil.

Titus ließ all seine Wurfmaschinen und Bogenschützen arbeiten, durchbrach am fünften Tage die Mauer von Acra und zog durch die Bresche aus der Neustadt in die untere Stadt hinein, untersagte streng Plünderung, Verwüstung und Mord, und machte abermals den Vorschlag der Unterwerfung. Das Volk war bereit, sich ihm zu ergeben; Johannes und

Simon hielten jedoch seine Milde für Schwäche, verkündeten Allen den Tod, die von Uebergabe der Stadt reden würden, und wagten einen so heftigen Angriff, daß die Römer sich etwas zurückzogen. Dies war aber nur ein flüchtiger Sieg! Titus ließ jetzt die Mauer von Acra niederreißen, die er bis jetzt geschont hatte, und begann die Belagerung der dritten Mauer, welche die obere Stadt und den Berg Sion umgab. Gegen die Citadelle Antonia wurden Wälle aufgeworfen und Thürme errichtet. Zugleich beauftragte er den Josephus, derselbe möge versuchen, seine Landsleute zu Friedensgesinnungen zu stimmen, denn das Volk, die herrliche Stadt und besonders der weltberühmte, unvergleichlich schöne Tempel thaten ihm leid. Josephus ersah einen gesicherten Platz auf der Mauer, erstieg ihn, rief seine Landsleute herbei, und stellte ihnen auf's Eindringlichste ihre Thorheit und ihren Frevel, die Schrecknisse einer Hungersnoth und einer Eroberung vor, denen sie nicht entgehen würden. Auf die Anhänger des Simon und des Johannes machte seine Rede nicht den mindesten Eindruck, und das unglückliche Volk durfte keine friedliche Aeußerung wagen. Da man sich aber nicht über die heranschleichende Hungersnoth täuschen konnte, so entschlossen sich Viele, vor ihren grausamen Tyrannen zu Titus zu fliehen, da sie mehr Vertrauen zu der Milde ihres Feindes, als ihrer Freunde hatten. Sie verkauften um geringen Preis ihre Habe und schätzten sich glücklich, wohlbehalten im römischen Lager anzulangen, wo Titus ihnen meistens sogleich volle Freiheit gab, während die Tyrannen mit Argwohn jede Bewegung belauerten, die auf Flucht gedeutet werden konnte. Unter dem Vorwand eines beabsichtigten Ueberlaufens zu den Römern ließen sie verschiedene Personen ihrer Reichthümer wegen umbringen. Reich hießen jetzt schon Diejenigen, welche noch nicht durch den Mangel an Lebensmitteln litten, und das waren nur noch sehr Wenige. Nirgends sah man mehr Getreide. Für ein Maß Waizen gaben die Wohlhabenden all ihr Gut hin; die Aermeren für ein Maß Gerste. Die Tyrannen ließen von ihren Anhängern alle Häuser durchsuchen, in denen sie irgendwelche Vorräthe

vermutheten. Fanden sie etwas, so marterten sie die Besitzer, weil sie die Vorräthe verborgen hatten; fanden sie nichts, so suchten sie durch Martern Geständnisse zu erpressen, welche die Meisten nicht machen konnten, weil sie nichts mehr zu verbergen hatten. Wer von Hunger aufgerieben wurde, den sahen sie mit gleichgültigem Auge hinschmachten. Nirgends ward mehr eine Mahlzeit bereitet. Hatte man einiges Getreide mit Gold aufgewogen, so zog man sich in den entlegensten Theil des Hauses zurück, gewöhnlich um die Körner roh zu verschlingen, seltener um sie zu malen und das Brod nothdürftig in heißer Asche zu backen. Halb gahr ward es dann herausgerissen und verzehrt; aber wie! die Frauen rissen dies elende Brod aus den Händen ihrer Männer, Kinder entrissen es ihren betagten Eltern, Mütter ihren wimmernden Kindern. Und während sie bei geschlossenen Thüren diese gräßlichen Mahlzeiten hielten, war es eben die geschlossene Thür, die den Verdacht der Tyrannenknechte weckte und zu neuen Quälereien Veranlassung gab. Doch litten diese Ungeheuer noch keinen Mangel; sie handelten nur so, theils aus frechem Uebermuth, der allen unrechtmäßigen Gewalthabern eigen ist, theils um sich durch Vergrößerung ihrer Vorräthe auch für die Zukunft vor Mangel zu schützen. Sogar die wilden Wurzeln und Kräuter jagten sie den armen Leuten ab, welche diese bei Nacht außerhalb der Stadt in Feldern und Gärten mit Lebensgefahr sammelten, um ihre verschmachtenden Weiber und Kinder damit zu ernähren. Gern wären Tausende vom armen Volk in's römische Lager geflohen, hätte nicht die Angst um die Ihrigen sie zurückgehalten, da die Tyrannen häufig Rache an den Zurückbleibenden für die Ueberläufer nahmen.

Die Zahl der Elenden, welche Nachts auf die Felder schlichen, um Kräuter zu sammeln, ward allmälig so groß, daß Titus irgend eine Kriegslist argwohnte und sie von Reitern überfallen ließ. Aber nur der Hunger hatte sie aus der Stadt getrieben; daher wurden sie nach geringer Gegenwehr schnell gefangen und als Kriegsgefangene gegeißelt und

getödtet, meistens unter großen Martern gekreuzigt. Fast täglich kamen einige Hundert so kläglich um und die Kreuze standen wie ein Wald neben dem römischen Lager. „Kreuzige, kreuzige ihn!" hatten Jerusalems Einwohner wider den Sohn Gottes geschrieen und hinzugesetzt, als Pilatus den Einwurf seiner Unschuld machte, „sein Blut komme über uns und unsere Kinder!" (Matth. 27, 25.)

In den letzten Tagen des Mai hatten die Römer ihre Belagerungsarbeit an der Antonia-Citadelle und der oberen Stadt vollendet, und ihre Wälle und Thürme erhoben sich drohend. Aber es gelang den Juden, sie durch Feuer gänzlich zu zerstören, so daß die Arbeit von Neuem zu beginnen war. Den Römern sank etwas der Muth, theils weil das Holz zu diesen Bauten allmälig zu fehlen begann, theils weil sie bei der Arbeit sehr litten durch die Pfeil- und Steinregen der Belagerten. Titus versammelte einen Kriegsrath, und man faßte den Beschluß: bevor man sich wieder an's Werk mache, Jerusalem ganz dicht mit einer Mauer zu umzingeln, die jedes Thor und jeden Ausgang versperre, den Belagerten ihre nächtlichen Streifereien in Gärten und Feldern unmöglich mache, und ihnen jede Hülfe, jede Rettung von Außen abschneide. Dann würde der Hunger sie bald zur Uebergabe zwingen oder wenigstens ihre Kraft zur Vertheidigung außerordentlich schwächen. Und mit römischer Energie führte man den Beschluß aus. Binnen drei Tagen stand eine Ringmauer mit dreizehn festen Thürmen, von den Legionen erbaut, dicht um das gedrangsalte Jerusalem, wie der Sohn Gottes es vorhergesagt hatte. Dann wurden wiederum Wälle gegen die Citadelle Antonia gebaut.

Während dieser Zeit hatten die Einwohner Ruhe vor den Angriffen der Römer; doch um so geschäftiger wüthete der Hunger und begann seine Opfer zu Tausenden zu fordern. Die flachen Dächer der Häuser, wie die inneren Gemächer, und wie die Gassen und öffentlichen Plätze, waren bedeckt mit Leichen, besonders von Greisen, Weibern und Kindern. Männer und Jünglinge schwankten wie Schatten einher; stieß ihr Fuß nur an einen Stein, so fielen sie zu Boden, vor Schwäche

gleich unfähig sich aufrecht zu halten und sich wieder zu erheben. Die Seinen zu begraben hatte man längst aufgegeben. Die Sterbenden streckten sich neben ihren Todten nieder und erwarteten so ihr Ende. Andere schleppten sich in ihren letzten Stunden zu den Gräbern. Ueberläufer erzählten später dem Titus, 600,000 Leichname wären über die Mauern, meistens in die Schlünde der Thäler Benhinnon und Cedron geworfen, unzählige wären aufgehäuft in großen verödeten Gebäuden; denn nur Anfangs hätten die Tyrannen, um den fürchterlichen Geruch nicht überhand nehmen zu lassen, die geringen und armen Leute auf öffentliche Unkosten bestattet. Ein Mann, der dabei angestellt gewesen war, welcher Mannäus hieß, und den Auftrag hatte, die Träger zu besolden, zählte vom 14. April bis zum 1. Juli an einem einzigen Stadtthore 115,880 Leichen, welche hinausgetragen wurden. Die der Reichen und Vornehmen hat Niemand gezählt, weil die Ihrigen für sie zu sorgen hatten. Grabesstille herrschte in der unseligen Stadt. Die glühende Hitze des Sommers und der Pestqualm der Verwesung brüteten über ihr. Der wüthende Hunger lähmte jede Aeußerung des Lebens, außer der animalischen, die Nahrung sucht, gleichviel welche! Sogar die Klage verstummte; die starren eingesunkenen Augen hatten keine Thränen, die trockenen blassen Lippen keine Worte mehr. Nur die Tyrannenknechte zogen tobend und lärmend einher, drangen in die Häuser, beraubten die Todten ihrer Gewänder, verübten an den entkleideten Leichen Thaten der gräßlichsten Grausamkeit und Frechheit, und verhöhnten die Sterbenden, die Zeugen solcher Frevel sein mußten. Mit dem Hunger nahm der Ueberlauf in's römische Lager zu, wo doch die Meisten ihren Tod fanden, obgleich Titus die Kreuzigungen nicht fortsetzen ließ. Aber die elenden geschwächten Menschen fielen so heftig über die Speisen her, daß sie ihnen statt Leben Tod brachten; und Viele, welche durch Vorsicht dieser Gefahr entgingen, wurden heimlich ermordet, indem die Araber und Syrier besonders, aber auch Römer, in ihren Eingeweiden nach Goldstücken suchten, die Manche zu verschlucken pflegten, um sie wieder von sich zu geben, wenn

sie in Sicherheit sein würden. In einer Nacht wurde Zweitausenden um dieser Ursache willen der Leib aufgeschnitten.

Johannes und seine Partei lebten von den Opfern und Speisopfern, die noch täglich dargebracht, sowie von dem Wein und Oel, die zu Trankopfern bestimmt, im Tempel aufbewahrt wurden. Auch legte er Hand an den Tempelschatz; doch was halfen diese Reichthümer in einer Stadt, wo die Lebensmittel so knapp waren, daß man einen Scheffel Weizen mit einem Talent (1200 Thaler) bezahlte und ein Bündlein verfaultes Heu mit vier Drachmen (einem Gulden)! Wo man Wehrgehenke, Ledergürtel und Schuhriemen als Speise gelten ließ! Mit schamloser Gleichgültigkeit sahen die Tyrannen diesem unsäglichen Elend zu und vermehrten es durch neue Greuel. Simon Bar-Gioras ließ den Hohenpriester Mathias und seine drei Söhne hinrichten, weil ihnen der Plan vorgeworfen ward, die Stadt zu übergeben.

Titus verlangte lebhaft nach dem Ende dieses unheilvollen Krieges; doch nur Schritt vor Schritt und mit größter Anstrengung gelang es ihm, die Stadt zu erobern. Am 9. Juli fiel die Citadelle Antonia in seine Gewalt. Johannes zog sich nun aus derselben in den Tempel zurück und vertheidigte ihn mit solcher Wuth, daß Titus sich gezwungen sah, auch ihn, den er so gern geschont und erhalten hätte, wie eine Festung zu belagern.

Am 11. Juli hörte das tägliche Opfer auf, welches darin bestand, daß zwei Lämmer, eins am Morgen, eins am Abend geschlachtet, und dann auf dem Brandopferaltar verbrannt wurden. Es fehlte an Lämmern. Seit Judas der Machabäer nach der Entweihung des Tempels durch Antiochus Epiphanes den Gottesdienst wieder hergestellt hatte, also seit zweihundert drei und dreißig Jahren, hatte das tägliche Opfer nie aufgehört. Die Trauer des Volkes inmitten all seiner Leiden war darüber so groß, daß die Kunde in's römische Lager und zu Titus drang. Er glaubte die Bestürzung benützen zu müssen und ließ dem Johannes durch Josephus zurufen: Titus wolle dem Johannes mit seiner Schaar freien Auszug

gewähren, damit derselbe nicht durch Trotz Stadt und Tempel mit sich ins Verderben stürze; nur möge er aufhören wider Gott zu freveln und dessen Heiligthum zu entweihen und zu verletzen. Mit bitteren Thränen entledigte Josephus, an einem sicheren Ort stehend, sich dieses Auftrages; traurig und niedergeschlagen, weil es seine Peiniger kannte, hörte das arme Volk ihm zu. Aber Johannes antwortete mit Verwünschungen, und setzte hinzu: er fürchte nicht die Eroberung, denn Jerusalem sei die Stadt Gottes und der Tempel das Heiligthum Gottes, und er, Johannes, vertheidige beide. Da er bei dieser frevelhaften Lästerung beharrte, ließ Titus einen Theil der Citadelle Antonia schleifen und einen Säulengang des Tempels niederbrennen, um Raum für seine Belagerungsmaschinen zu gewinnen. Einen anderen brannten die Belagerten nieder. Es kam täglich zu den grimmigsten Handgemengen; Haß und Erbitterung stiegen auf beiden Seiten in's Unglaubliche und der Krieg schien in einen Vertilgungskampf auszuarten.

Während Blut und Mord um den Tempel hausten, betrieb der Hunger immer wilder, immer rasender sein Werk in der Stadt. Alle Familienbande wurden zerrissen, die besten Freunde wurden Feinde, sobald es galt, ein paar Bissen irgend eines Nahrungsmittels zu erjagen. Der leiseste Verdacht, dies oder jenes Haus könne etwas Eßbares verbergen, genügte, um es förmlich zu belagern. Die Stärksten drangen hinein, und fanden sie nichts, so glich ihre Verzweiflung dem Wahnsinn. Leichen wurden auf's Gierigste durchsucht, ob nicht in ihren Händen, in ihren Kleidern ein Krümchen Brod zu finden sei. Der Instinkt der empörten Natur ward überwunden und das Ekelhafteste verschlungen. Ja eine That ward begangen, die als etwas Unerhörtes durch alle Jahrtausende ganz vereinzelt dasteht.

Eine vornehme und reiche Frau, die Maria hieß, war aus dem Lande jenseits des Jordans mit ihrem unmündigen Kinde wegen des Krieges nach Jerusalem geflüchtet und allmälig von den Peinigern des Volkes ausgeplündert worden. Ihr Vermögen, ihre Kostbarkeiten zuerst, dann ihre Lebensmittel,

endlich ihre tägliche immer armseliger werdende Nahrung hatten sie ihr geraubt. Sie besaß nichts mehr, weder für sich, noch für ihr Kind. Sie widerstand nicht der Folter des Hungers, sie ermordet ihren Säugling, bereitet ihn zur Speise, verzehrt einen Theil und verbirgt den anderen. Aber die Räuber spüren den Geruch einer Speise, kommen und drohen ihr mit dem Tode, wenn sie dieselbe nicht ausliefere. Da bringt sie ihnen die Ueberbleibsel ihres Säuglings und sagt mit der eisigen Gleichgültigkeit des Wahnsinns: „Hier ist's! es ist mein Kind, ich hab's geschlachtet und gegessen. Wollt ihr? so esset, was ich übrig ließ. Grauet euch davor, so esse ich es." Die Unmenschen waren wie erstarrt, liefen entsetzt aus dem Hause und verbreiteten die Kunde von diesem ungeheueren übermenschlichen Elend. Ach, wie hatte der Sohn Gottes auf seinem Wege zu Golgatha so wahr zu den jammernden Weibern Jerusalems gesagt: „Weinet nicht über mich, ihr Töchter von Jerusalem, weinet aber über euch und über euere Kinder! Denn sieh, es werden Tage kommen, an welchen man sagen wird: selig sind die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren und die Brüste, die nicht gesäuget haben. Dann werden sie anfangen zu den Bergen zu sagen: Fallet über uns! und zu den Hügeln: Bedecket uns." (Luc. 23, 28—30.)

Die Tyrannen Jerusalems gingen nicht in sich, sondern verharrten in ihrer Verstockung. Titus aber bezeugte feierlich, er sei unschuldig an diesem Wehe; er habe den Juden wieder und wieder den Frieden und die Freiheit, nach ihren Gesetzen und ihrer Religion zu leben, angeboten; doch sie selbst stürzten sich aus Trotz in solche Trübsal. Nun solle aber auch die Stadt untergehen und die Stätte von der Erde verschwinden, wo eine Mutter ihr Kind geschlachtet und verzehrt habe.

Er ließ jetzt die Angriffe auf den Tempel ohne Schonung machen, Sturmlaufen und Feuer an die Pforten legen. Hatte er einen Schritt gewonnen, so mußten alsbald die römischen Soldaten die Flammen löschen, um das Hauptgebäude, den inneren Tempel, wenigstens nicht zu beschädigen. Mit rasen-

der Kraft vertheidigten sich die Juden, ließen trotz ihrer Ermattung den Römern weder Tag noch Nacht Ruhe, richteten in jedem Kampf ein Blutblad des Feindes an, und jeder Fuß breit Erde, von dem sie weichen mußten, war mit Todten bedeckt. Dennoch wichen sie mehr und mehr, und am 17. August zogen sie sich in das Hauptgebäude hinein. Titus wollte am anderen Tage Sturm laufen, begab sich in die Citadelle Antonia, um etwas zu ruhen, und gebot seinen Soldaten, eine Feuersbrunst der äußeren Säulengänge zu löschen. Während sie damit beschäftigt waren, machten die Belagerten aus dem inneren Tempel einen Ausfall auf sie, wurden aber nach kurzem Gefecht zurückgetrieben und bis an die innere Pforte verfolgt. Dort ergriff ein römischer Soldat, aufgeregt von Kampf und Ingrimm, ohne Befehl einen lodernden Feuerbrand, ließ sich von einem Gefährten emporheben und schleuderte den Brand durch ein Fenster in die Reihe der Gemächer, welche das Heilige umgaben. Aus dem Getäfel von Cedernholz schlug sogleich die lichte Flamme empor und ein ungeheueres Wehegeschrei der Juden verkündete ihr allgemeines Entsetzen. Titus eilte sogleich herbei, befahl Ruhe, Ordnung, dem Kampf und dem Feuer Einhalt zu thun. Umsonst! in dem Getümmel verhallte sein Befehl! die Feldherren, die Legionen versammelten sich, Alle aufgeregt, Alle ordnungslos, voll wilder Freude und blinder Wuth. In dem mörderischen Handgemenge kamen Unzählige um, auch viel waffenloses Volk. Berge von Todten lagen um den Brandopferaltar, Ströme von Blut flossen über seine Stufen. Wer zu Boden fiel, ward zertreten, gleichviel ob er Freund oder Feind war. In den Eingängen wurden Juden wie Römer zerquetscht und erdrückt. Gehorchen und befehlen hatten aufgehört. Ohne Rückhalt wüthete der Würgengel. Titus begab sich mit einigen Feldobersten in das Heilige und Allerheiligste, die noch unversehrt waren. Er staunte diese wunderbare Pracht und Schönheit an, und stellte Wachen auf, um sie zu schützen. Durch zwei Vorhallen trat man ein; die Pforten waren von vergoldetem Erz, fünfzig Fuß hoch;

goldene Rebgewinde bekränzten sie; persische Teppiche hingen schützend vor ihnen herab. Dann betrat man das Heilige, ein Gemach, sechzig Fuß hoch, vierzig Fuß tief und zwanzig Fuß breit; da befand sich der goldene siebenarmige Leuchter, der die sieben Planeten und die sieben Tage der Woche vorstellte, der goldene Tisch des Gesetzes mit den zwölf goldenen Schaubroden, welche die Zeichen des Thierkreises bedeuteten und der Altar des Rauchopfers mit dem Rauchfaß und dreizehn verschiedenen Arten von köstlichem Weihrauch. Ein prachtvoller Vorhang schloß dieses Gemach gegen das allerinnerste ab, welches das Allerheiligste hieß und von Niemand gesehen und betreten werden durfte, außer an gewissen hohen Festtagen vom Hohenpriester. Es war zwanzig Fuß tief und breit, und damals war es leer; vor der babylonischen Gefangenschaft stand die Bundeslade darin. In diesen vier Gemächern war das Gebälk Cedernholz, die Wände Marmor mit Gold und Silber eingelegt. Das Aeußere des ganzen Tempels war mit schneeweißen Marmorplatten bedeckt und das Ganze hatte ein so ungemein köstliches, kleinodmäßiges Ansehen, daß die römischen Soldaten um desto begieriger nach dessen verborgenen Schätzen verlangten und vor den Augen des Titus in das Heilige drangen und Feuer an die Thürangeln legten. Da mußte denn er selbst es verlassen. Die Flammen prasselten, die Juden heulten, die Römer tobten, Weiber und Kinder schrien. Mitten durch den heillosen Tumult brach sich Johannes von Giscala mit seinen Anhängern Bahn und entkam zu Simon Bar-Gioras in die obere Stadt.

Die Reichthümer, welche die Römer in der Schatzkammer des Tempels fanden, waren so unermeßlich, daß jeder römische Soldat durch die Beute reich wurde, und daß der Werth des Goldes in ganz Syrien auf die Hälfte herabsank; denn nicht nur die reichen Gaben von Königen und Feldherren, Fürsten und Städten wurden dort seit Jahrhunderten, sondern jetzt auch Vermögen und Kostbarkeiten der Wohlhabenden aufbewahrt, welche gegen die Unfälle des Krieges ihre Habe in der Tem-

pel=Schatzkammer in Sicherheit gebracht hatten. Als die Plünderung geschehen war, zündeten die Römer sämmtliche Gebäude des Tempels an und verwandelten ihn in einen ungeheueren Schutthaufen. Auf eine gewölbte Säulenhalle hatten sich sechstausend Menschen geflüchtet, meistens Weiber und Kinder. Sie kamen Alle um! Einige stürzten sich freiwillig in die Gluth, darunter zwei angesehene Priester. Gerettet ward nicht Einer. Dann pflanzten die Römer ihre Legionsadler auf.

Eilfhundert dreißig Jahre, nachdem Salomo ihn zum ersten Mal, und sechshundert neununddreißig Jahre, nachdem Zorobabel ihn zum zweiten Mal gebaut hatte, ward der Tempel jetzt und für immer zerstört. Dann wurde die untere Stadt angezündet, und zahllose Leichen, die in den Häusern und Gassen aufgehäuft waren, verbrannten mit ihr. Josephus versuchte nochmals die Aufrührer zur Unterwerfung zu stimmen; aber vergeblich! Sie triumphirten, daß der Tempel zerstört, das Volk todt, die Stadt in Asche sei, daß folglich die Römer keine Freude am Siege hätten. Sie setzten sich im Palast des Herodes fest, der auf Sion lag, ermordeten achttausendvierhundert Menschen, die sich mit ihrer letzten Habe dahin geflüchtet hatten, und erwarteten, ob Titus die obere Stadt belagern würde. Dies war äußerst schwierig, denn nicht nur die Gärten und Haine um Jerusalem, sondern jeder Baum meilenweit in der Runde war abgehauen, so daß das Holz zu den Bauten fehlte. Doch die römische Beharrlichkeit schaffte es aus der Ferne herbei, so daß die Belagerung wirklich fortgesetzt werden konnte. Am 7. September endlich ward die Mauer der oberen Stadt durchbrochen und Titus zog ein auf Sion. Besinnung und Kraft hatte die Aufrührer verlassen; sie ließen auch die drei mit dem Palast des Herodes in Verbindung stehenden Thürme Hippikus, Phasael und Mariamne, die für uneinnehmbar galten, im Stich und flüchteten in die unterirdischen Abzugsgräben der Stadt, wo bereits Tausende von Leichen vermoderten. Die Legionen waren erstaunt und froh, so leicht das hohe Sion und das Königsschloß erobert zu haben, pflanzten ihre Adler auf alle Thürme

Jerusalems und ergossen sich siegestrunken und beutegierig durch die Straßen. Doch die Beute war gering! Was sie am meisten in den Häusern fanden, waren todtgehungerte, halbverweste Leichname. Titus freute sich auch seines Sieges, doch nicht trunken, sondern ernst. Als er jene drei herrlichen Thürme betrachtete, sagte er: „Gott hat diesen Krieg für uns geführt und beendet; denn gegen diese Vesten würden unsere Werkzeuge nichts vermocht haben.“ Und als ihm verschiedene Völker nach der Sitte der Zeit Siegeskronen schickten, sagte er: Nicht er sei der Sieger, sondern Gott, der den Juden gezürnt habe. Dann ließ er Jerusalem schleifen, so daß kein Stein auf dem anderen blieb, mit Ausnahme jener drei herrlichen Thürme und eines Theiles der westlichen Stadtmauer, die er zu einem Denkmal dieses gewaltigen Sieges und zugleich als Schutz für ein römisches Lager stehen ließ. Nach der Berechnung des Josephus kamen bei der Belagerung 1,100,000 Juden um's Leben und gefangen wurden 97,000. Von diesen wurden Diebe, Räuber und sonstige Verbrecher gleich hingerichtet, und 11,000 starben aus Mangel an Verpflegung vor Hunger und Krankheit. Alle, die unter siebzehn Jahren alt waren, wurden als Sclaven verkauft und die übrigen größtentheils nach Egypten zu öffentlichen Arbeiten geschickt. Viele vertheilte Titus in den Provinzen, um bei den blutigen Gladiatorenspielen und bei Kämpfen mit wilden Thieren zu dienen. Siebenhundert der schönsten und kräftigsten Jünglinge ließ er auswählen, um seinen Triumphzug in Rom zu verherrlichen. Dies traf auch den Johannes, der vom Hunger überwältigt endlich Titus um Gnade anflehte und wirklich nur mit beständigem Gefängniß gestraft ward. Simon versuchte aus den Abflußcanälen zu entfliehen, ward dabei gefangen, ebenfalls zum Triumph aufbewahrt, dann gegeißelt und hingerichtet. 2187 Jahre, nachdem die Cananäer diese Stadt gegründet und Jerusalem genannt hatten, fand sie durch Titus ihren Untergang. Jetzt ist sie eine türkische Stadt mit etwa 20,000 Einwohnern.

Die Verfolgung der Christen.

So donnerten die Strafgerichte Gottes über dem gottesmörderischen Jerusalem und zermalmten es. Seines Gesetzes Vervollständigung und seines Glaubens Verherrlichung hätte es gefunden, wenn es den Messias, den längstverheißenen, den sehnlich erwarteten Messias erkannt und bekannt hätte. Dahin hatte Gott mit unsäglicher Liebe es geführt; dazu hatte Gott mit unsäglicher Langmuth es herangebildet. Aber es vereitelte die Absicht Gottes und widersprach ihm gleichsam in's Angesicht. Denn als Johannes am Jordan taufte, „da ging Jerusalem zu ihm hinaus und das ganze Land Judäa." (Ev. Matth. 3, 5.) Sie waren Zeuge der Taufe Jesu; sie sahen, wie der heilige Geist in Gestalt einer Taube auf ihn herabstieg; sie hörten die Stimme vom Himmel erschallen: „Du bist mein geliebter Sohn, an Dir habe ich mein Wohlgefallen." (Luc. 3, 22.) Aber Jerusalem sprach: Nein, Du bist es nicht! Es verwarf den Eckstein, auf den es sein Haus für die Ewigkeit gründen sollte: somit hatte dies Haus kein Fundament mehr in dem Willen Gottes; es stand nur mit sündhaftem, wahnwitzigem Trotz auf dem menschlichen Willen; da kamen die Stürme und es ging in Trümmer.

Rom erhob stolz und triumphirend das Haupt, da es den Gott der Juden überwunden hatte. Jupiters, seines Schutzgottes Tempel, stand fest auf dem Capitol, während der Tempel auf Morija in Schutt lag. Jupiters Adler, welche die Legionen auf ihren Fahnen trugen, führten Rom zum Siege und zur ewigen Herrschaft über die ganze Welt: so wähnte es. Mehr denn je verlangte es götzendienerische Anbetung für sich selbst, als Göttin Roma, für seine Götterbilder, für seine Kaiser. Wer sich dem entzog, betrachtete Rom als einen Todfeind, der sich an der Grundlage der römischen Größe und Macht vergriff, und der wie ein schädlicher Wurm vertilgt werden mußte. Daraus entsprang eine dreihundertjährige Verfolgung der Christen. Allein das Kreuz auf Golgatha

stand fester, als der Tempel auf Morija und als der Jupiter auf dem Capitol. Rom bekam eine Reihe von Kaisern, welche die Welt auch heute noch groß nennt. Der edle Trajan! der kluge Hadrian! die beiden Antonine! sagt sie mit Ehrfurcht. Für ihre Zeit und ihre Welt mochten sie groß sein, diese Kaiser; einzelne ausgezeichnete Eigenschaften hatten sie, einzelne edelmüthige Handlungen übten sie; aber groß ist die Seele nur in dem Maß, als sie nach der ewigen Wahrheit sucht und strebt, wenn sie so unglücklich ist, dieselbe noch nicht zu besitzen, oder als sie die ewige Wahrheit ungetrübt in sich aufnimmt und sich nach ihr, nach dem Bilde Christi, zu gestalten bemühet, wenn sie dieselbe besitzt. In dem Maß, als die Seele Ebenbild Gottes ist, ist sie groß, ist sie schön; und allerdings sind diese römischen Kaiser insofern zu bewundern, als sie, trotz ihrer Welt, trotz ihrer Zeit, noch eine Spur vom ursprünglichen Ebenbild Gottes an ihrer Seele aufweisen konnten. Das war sehr viel bei der entarteten heidnischen Menschheit, die ihren Thron umgab; die heute bereit war, ihnen als Göttern Weihrauch zu opfern und morgen ihren blutigen Leichnam mit Füßen zu treten. Aber vor den Augen dieser weisen, klugen, philosophischen, feingebildeten Kaiser ging das Christenthum in dem Blut der Märtyrer, wie die Sonne, in rosenfarbenen Wolken auf, und sie sahen nicht hin! Vor ihren Augen vollbrachten Greise, Weiber und Kinder Thaten, welche die der berühmtesten altrömischen Helden, eines Scävola, eines Regulus übertrafen, und sie würdigten diese Erscheinung keiner anderen Aufmerksamkeit, als dieselbe durch den Henker verschwinden zu machen. Sie hatten einen Plinius den Aelteren und den Jüngeren, sie hatten einen Tacitus zur Hand, diese berühmten, in Wissenschaft und Kenntnissen so hoch gepriesenen Männer, deren Pflicht es gewesen wäre, ihre Wissenschaft der Erforschung der Wahrheit zuzuwenden und mit der Kraft ihres Geistes auf den Grund jener Erscheinung zu gehen; statt dessen blieb sie den Kaisern wie den Weisen etwas Verächtliches, etwas Abscheuwürdiges. Wie ging das zu? Weil sie nicht die Wahr-

heit suchten, sondern sich selbst, ihren Thron, ihr Volk, ihre Zeit, ihren Ruhm, allenfalls ihre eigene Vortrefflichkeit, genug, immer ihr selbstisches Ich, bald etwas höher, bald etwas tiefer, immer ihr Ich. Tacitus war ein Freund von Titus und der Consul Flavius Clemens, ein Vetter des Titus, war Christ mit seiner Frau Domitilla. Wie leicht hätte Tacitus dadurch der Wahrheit auf die Spur kommen können! Wie viel hätte ihm, dem ernsten Geschichtschreiber seines Volkes, daran liegen müssen, ein Heilmittel gegen die überhand nehmende innere Verwesung Roms, die er sich wahrlich nicht verbarg, aufzufinden! Er selbst erwähnt der Kreuzigung eines Christus unter Pontius Pilatus; er sieht, wie dessen Jünger, die Christen, nicht blos in Judäa, sondern in Rom selbst sich ausbreiten; er erlebt ihre grausame Verfolgung durch Nero, welche sie durch nichts auf sich ziehen, als daß alle Welt sie haßt, weil sie nicht sind wie alle Welt, und er stimmt dem allgemeinen Urtheil bei, daß sie um ihres Aberglaubens willen den Tod verdienten! Plinius der Jüngere, einer der talentvollsten und gebildetsten Römer, war ein Freund Trajans, der einer der edelsten römischen Kaiser war. Plinius war Statthalter in Bythinien während der Jahre 103—105 christlicher Zeitrechnung. Ungefähr zwei Jahre dauerte damals eine große Christenverfolgung, als Plinius dem Kaiser aus Bythinien einen merkwürdigen Brief schrieb, der den Geist dieser Verfolgung grell ausspricht.

„Cajus Plinius dem Imperator Trajan seinen Gruß!

Es ist meine Gewohnheit, o Herr, mich in Allem, worüber ich zweifelhaft bin, an dich zu wenden. Denn wer vermag besser mich bei Bedenklichkeiten zu leiten oder meine Unkunde zu unterrichten? Da ich bei Erkenntnissen in Sache der Christen nie gegenwärtig gewesen bin, so weiß ich nicht, was man zu bestrafen, noch auch, welches Ziel man der Strafe und der Untersuchung zu setzen pflegt? Auch habe ich mich in keiner kleinen Verlegenheit darüber befunden, ob einige Rücksicht auf das Alter zu nehmen, und ob ein Unterschied zwischen Starken und sehr Zarten zu machen sei? Ob die Reue Ver-

zeihung erhalten müsse, oder ob es Keinem fromme, dem Christenthum zu entsagen, wenn er einmal Christ gewesen ist? Ob dieser Name an sich selbst, auch unbegleitet von Freveln, müsse bestraft werden, oder nur die Frevel, die am Namen haften? Inzwischen habe ich gegen Diejenigen, welche als Christen bei mir angegeben wurden, folgende Weise beobachtet: ich befragte sie, ob sie Christen wären? Gestanden sie es, so fragte ich sie zum zweiten und dritten Male, und drohte mit der Strafe. Beharrten sie, so ließ ich sie zum Tode führen. Denn es schien mir unzweifelhaft — mag nun das, wozu sie sich bekennen, sein was es wolle — daß wenigstens ihre Halsstarrigkeit und unbeugsame Widerspenstigkeit bestraft werden müßten. Einige von diesem Wahnsinn Ergriffene habe ich von den Andern abgesondert, um sie nach Rom zu senden, weil sie römische Bürger sind. Wenn die als Christen bei mir Angegebenen aber auf die Weise, wie ich es ihnen vorsagte, die Götter anriefen und deinem Bildniß, welches ich zugleich mit den Götterbildnissen herbei bringen ließ, Weihrauch und Wein opferten, dazu Christum lästerten — wozu, wie man sagt, wirkliche Christen sich nicht zwingen lassen — so glaubte ich sie entlassen zu müssen. Andere, vom Angeber genannte, bekannten sich zuerst als Christen, läugneten es aber später, sagten, sie wären es ehedem gewesen, beteten dein Bildniß und das der Götter an, und lästerten Christum. Sie versicherten, ihre ganze Schuld oder ihr Irrthum habe darin bestanden, daß sie gepflegt hätten an einem bestimmten Tage vor Sonnenaufgang zusammen zu kommen, einen Wechselgesang anzustimmen zur Ehre Christi als eines Gottes; dann sich feierlich zu verpflichten, nicht etwa zu einem Frevel, sondern zur Enthaltung von Entwendung, Raub, Ehebruch, Wortbruch und Lüge; dann wären sie auseinander gegangen, hätten sich aber wieder zu einer gemeinschaftlichen unschuldigen Mahlzeit versammelt, deren sie sich jedoch enthalten hätten von der Zeit an, da ich zufolge deiner Befehle die Privatzusammenkünfte verboten hatte. Nach dieser Aussage schien es mir nothwendig, zwei Dienerinnen foltern zu lassen, um

die Wahrheit zu erforschen; aber ich fand nichts, als einen ganz verkehrten und übertriebenen Aberglauben; daher habe ich das Urtheil aufgeschoben und meine Zuflucht zu dir genommen. Die Sache scheint mir der Erwägung werth, vorzüglich wegen der bedeutenden Anzahl der Verklagten; denn viele Personen jedes Alters, jedes Standes und von beiderlei Geschlecht sind angeklagt oder sollen es werden. Nicht nur die Städte, auch die Flecken und das Land hat die Seuche dieses Aberglaubens angesteckt. Doch scheint mir, es könne ihr noch jetzt Einhalt gethan werden, denn es ist gewiß, daß die beinahe schon verlassenen Tempel wieder besucht, lang unterbrochene heilige Gebräuche wieder gefeiert, an verschiedenen Orten wieder Opferthiere zum Verkauf gebracht werden, deren Käufer schon sehr selten geworden waren; woraus man leicht urtheilen mag, welche Menge von Menschen noch könne gebessert werden, wofern man der Reue Raum gewährt."

Trajans Antwort lautet:

„In Sache der Untersuchung wider Diejenigen, welche vor dir als Christen angegeben wurden, hast du den richtigen Weg eingeschlagen. Denn es läßt sich hierüber nichts im Allgemeinen, gleichsam nach einer Richtschnur festsetzen. Sie müssen nicht aufgesucht, wenn aber angegeben und überwiesen, gestraft werden; doch so, daß wenn einer Christ zu sein läugnet und durch die That selbst es bewährt, d. h. wenn er unseren Göttern opfert, er der Reue wegen Verzeihung erhalte, so verdächtig er auch vordem gewesen sein mag. Eingebrachte Klagschriften ohne Namen des Klägers dürfen bei keiner Art der Beschuldigung stattfinden. Sie würden vom schlimmsten Beispiel sein und sind dem Geist unserer Zeit zuwider."

So sprachen sich der edle Kaiser und der kluge Statthalter aus! Mit dieser erstaunlichen Ungerechtigkeit und Oberflächlichkeit verfuhren sie! Plinius erfährt durch die abtrünnigen Christen selbst, also auf die unverdächtigste Weise, die frommen und innigen Gebräuche des Christenthums und die

heiligen Pflichten, zu denen es verbindlich macht; und Plinius läßt ohne Weiteres Diejenigen zum Tode führen, welche sich standhaft zu einer so reinen Religion bekennen. Er sieht den wunderbaren Einfluß dieser Religion auf die Menge, wie sie zu einem vollkommenerem Leben antreibt, hinreißt; sieht ihre wohlthätigen, veredelnden Wirkungen — und straft wegen Halsstarrigkeit Diejenigen, welche bei ihr beharren, während er Denen verzeiht, die von ihr abfallen und die den Götzenbildern einer Venus, eines Jupiters, eines Mercurs, d. h. den Sinnbildern niedriger Leidenschaften opfern. Und der edle, kluge Kaiser Trajan! Wenn er wirklich an seine Götzen wie an etwas Wahrhaftiges und Heiliges glaubt, und wenn Plinius ihm schreibt, fast die ganze Landschaft sei von ihnen abgefallen, ihre Opfer, ihre Feste, der Besuch ihrer Tempel habe fast ganz aufgehört, dermaßen wende sich das Volk der neuen Secte zu; warum denn gibt der Kaiser, der als Pontifex maximus die Pflicht hat, über den Cultus zu wachen, nicht den Befehl, auf's Strengste gegen eine Secte zu verfahren, welche durch einen unbegreiflichen Einfluß sein Volk um das köstlichste Gut, den religiösen Glauben, bringt? Warum befiehlt er denn nicht, diese neue gewaltige Lehre zu prüfen, die, ohne Roms Götter zu verehren, den Menschen zur beharrlichen Tugend antreibt? Warum läßt er nicht die Christen aufsuchen, wenn sie gefährlich und strafwürdig sind? Warum soll man mit der Strafe warten, bis sie nicht eines Frevels, sondern nur im Allgemeinen des Christenthums überwiesen sind? In dieses Netz von Widersprüchen verwickelten sich der Kaiser und sein Statthalter, zwei der besten Männer Roms, aus Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, und trotz einer gewissen Neigung zur Milde, welche sich in beiden Schreiben ausspricht, verfallen sie der grausamsten Ungerechtigkeit. So wird selbst die Tugend zur Verkehrtheit, wenn das Licht der Wahrheit, das aus dem christlichen Glauben entspringt, nicht Grundlage und Richtschnur ihr gibt.

Bei Weitem die wenigsten Statthalter hatten die milde Gemüthsart eines Plinius. Da es den Christen nicht an

Feinden, also nicht an Klägern und Angebern bei den Richtern fehlte, und da es für sie keine Gerechtigkeit gab, so war ihr Leben während drei Jahrhunderten fast immer gewaltsam bedroht; denn selbst dann, wenn kein besonderes Edict zu ihrer allgemeinen Verfolgung erlassen war, wurde doch leicht ein Vorwand zu Mißhandlung der Einzelnen gefunden. Was gab man ihnen nicht Alles Schuld! Die Juden zuerst hatten, um den christlichen Glauben der Welt verhaßt zu machen, tausend Verläumdungen gegen ihn ausgestreut, und diese faßten so fest Wurzel in der heidnischen Vorstellung, daß dreihundert Jahre der christlichen „Halsstarrigkeit," wie Plinius die christliche Glaubenstreue nannte, nothwendig waren, um diese Vorurtheile auszurotten. Für die drei Stunden, die der göttliche Heiland wie ein schmachbedeckter Verbrecher sterbend am Kreuze hing, trugen seine treuesten Nachfolger, die ersten Christen, um ihrer Tugend willen während dieser blutigen dreihundert Jahre alle Marter und alle Schmach der Verbrecher. Das ist freilich eine geringe Dankbarkeit für das Leid und die Liebe des Gottessohnes, aber ach! für die Kraft armer gebrechlicher Menschen ist es viel.

Was gab man ihnen nicht Alles Schuld! Das Kreuz und die Sonne, hieß es, beteten sie an; was doch übrigens gewiß nicht schlimmer gewesen wäre, als daß die Egypter Ochs und Ibis, die Syrier Baal und Astarte anbeteten. Majestätsverbrecher sollten sie sein, weil sie den Kaisern nicht göttliche Ehren erwiesen. Feinde des Staates sollten sie sein und nach dem Untergange des Römerreiches trachten, weil sie das Reich Gottes erwarteten — aber im Himmel. Und Feinde der menschlichen Gesellschaft sollten sie sein, sich freuen an allgemeinen Unglücksfällen, weil sie von der Vergänglichkeit irdischer Größe, vom Ende der Welt und dem letzten Gericht sprachen; weil sie an keinen öffentlichen Festen Theil nahmen, die aus Götzenopfern und verwerflichen Lustbarkeiten bestanden, sondern dergleichen Tage fastend und betend zubrachten, büßend für die zahllosen Sünden, welche bei solchen Festlichkeiten begangen wurden. Unnütz der menschlichen Gesellschaft sollten

sie sein, weil sie nicht nach Geld und Gut, nach Aemtern und Würden ehrgeizig und kriechend trachteten. Unwissend, ungelehrt und von gemeiner Herkunft und Erziehung sollten sie sein, weil sie einfach lebten und Arme und Sklaven liebevoll behandelten. Gottesläugner sollten sie sein, weil sie alle heidnischen Religionen verabscheuten, und sagten sie, daß sie den wahren Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde anbeteten und ihm unaufhörlich das Opfer ihrer Gebete weiheten: so war das keine Antwort für Solche, die einen Gottesdienst ohne Götzenbild und ohne Opferthiere nicht faßten. Als das Wort des göttlichen Heilandes vom Unkraut zwischen dem Waizen in Erfüllung ging und die Ketzereien frech ihr Haupt erhoben, warf man auf die Christen Beschuldigungen, die den Ketzern gebührten. Ihre Wunder sollten Betrug und Blendwerk sein; ihre Almosen Mittel, um arme Leute anzulocken und für ihre Zwecke zu gewinnen; ihre Fasten und Abtödtungen Heuchelei, hinter der sich viele Verbrechen verbargen. Obgleich alle Völker der alten Welt gewisse religiöse Feierlichkeiten im Geheimen begingen, wie z. B. die Griechen die eleusinischen Mysterien, die Egypter die Mysterien der Isis ꝛc., so wurde es den Christen doch vorgeworfen, daß sie ihren Gottesdienst geheim hielten. Es geschehe, so behauptete man, weil sie dabei ein Kind schlachteten und verzehrten, und weil darauf ein Fest von gräuelvoller Lasterhaftigkeit folge. Die heilige und reine Liebe, mit der die Christen sich untereinander, fast ohne sich zu kennen, liebten, ward ihnen ebenso zum Verbrechen ausgelegt, wie der Genuß der heiligen Eucharistie zu einem kannibalischen Gastmahl. Ja, die Verfolgungen, die sie erduldeten, nährten den Haß wider sie. Man hielt sie für Missethäter, weil sie als solche überall behandelt wurden, und man beurtheilte die Größe ihrer Frevel nach der Schwere ihrer Strafen. Zuweilen geschah es, daß wenn eine Mißernte, ein Erdbeben, eine Pest, eine Ueberschwemmung, eine Heuschreckenplage eintraten, das Volk in Masse sich gegen sie erhob, öffentlich im Amphitheater, wo die Kampfspiele, oder im Circus, wo die

Wagenrennen stattfanden, die Ausrottung der Christen begehrte und mit Steinwürfen und Mißhandlungen sie verfolgte. Dermaßen wurden sie als Feinde von Roms Glück und Roms Göttern betrachtet, daß jeder große öffentliche Unglücksfall ihrer Bosheit und dem Zorn der Götter über sie zugeschrieben ward, worauf denn der wilde Racheschrei des Volkes: „Die Christen vor die Löwen!" tausendstimmig an tausend Orten erschallte.

Und wie war denn das Leben dieser Menschen beschaffen, die von ihren Zeitgenossen als verächtlicher Abschaum, als fluchwürdige Ausgestoßene der Menschheit behandelt, und gleich Thieren des Waldes verfolgt und von wilden Bestien zu Tode gehetzt wurden? Sie lebten nach den Vorschriften, welche die Apostel, namentlich der heilige Paulus, in ihren verschiedenen Sendschreiben, gestützt auf das Wort Gottes und erleuchtet vom heiligen Geiste, sowohl den jungen christlichen Gemeinden, als einzelnen Personen gaben.

War ein jüdischer oder heidnischer Katechumen in der christlichen Glaubenslehre unterrichtet, so empfing er das heilige Sacrament der Taufe, die ihn im Blute Jesu gebadet, vom Makel der Erbsünde geheilt, von seinen eigenen Sünden gereinigt, dem himmlischen Vater als ein Kind der Gnade darstellte. Ein neues Geschöpf, der erlöste Mensch, ging aus diesem Bade der Wiedergeburt hervor und empfing darauf die Speise des neuen, des übernatürlichen Lebens, die heilige Eucharistie. Als Sinnbild der Reinheit seiner Seele trug er nun acht Tage lang ein weißes Gewand. Da die heilige Taufe gern am Vorabend des Osterfestes ertheilt wurde, damit der Neophit (der Neueingeweihte: so nannte man den eben zum Glauben Bekehrten) an die Auferstehung seines Heilandes seine eigene Auferstehung knüpfen könne, so war der Tag, an welchem er sein weißes Kleid ablegte und die schlichte Ordnung des christlichen Lebens mitzumachen begann, der achte nach Ostern, unser Weißer Sonntag; der Tag, an welchem noch jetzt die heilige Kirche die jungen Christen zu ihrer erhabensten Einweihung, zum Geheimniß des ewigen Lebens

zuläßt. Von nun an lebte der Christ ganz umgewandelt, ganz innerlich. Je sinnlicher, je genußsüchtiger, je ferner von ihrer Bestimmung, je äußerlicher und flacher die heidnische Welt sich um ihn her bewegte, je mehr er selbst vielleicht früher ihr gleich gewesen war, um desto entschiedener mußte er jetzt zeigen, daß er ihr in nichts mehr angehöre. Seine Hauptbeschäftigung, zufolge der Ermahnung des h. Apostels Paulus: „Betet ohne Unterlaß," war das Gebet, die Erhebung der Seele zu Gott, die Richtung des Geistes auf himmlische Dinge, die Labung des Herzens durch göttliche Belehrung. Jedes Geschäft, jede Arbeit, jedes Werk, jede Handlung ward mit Gebet angefangen und beendet, und somit Gott aufgeopfert. Gemeinschaftliches Gebet vereinigte täglich mehrmals die ganze Gemeinde, besonders am Morgen und am Abend zu den Gebeten, welche jetzt Laudes und Vesper heißen, und welche die Kirche im gemeinschaftlichen Chorgebet in ihren Klöstern und Stiftern aufbewahrt hat. Die Betrachtung des Wortes Gottes war die liebste Unterhaltung der Gläubigen. Die Homilien, welche in ihren Versammlungen über die Geheimnisse des christlichen Glaubens und über die Lehren des christlichen Sittengesetzes vorgetragen, und die Briefe der Apostel und Apostelschüler, welche in ihnen vorgelesen wurden, boten den reichsten Stoff, sowohl zum einsamen Nachsinnen, als zum frommen Gespräch. Uebrigens war das Stillschweigen sehr empfohlen und gern beobachtet, um die vielen überflüssigen, thörichten, schädlichen Worte und so viel leeres, liebloses Geschwätz abzuschneiden. Die Reichen widmeten sich ganz besonders dem inneren, betrachtenden Leben, weil sie nicht nöthig hatten, für ihren Unterhalt zu sorgen. Wer das mußte, trieb Handwerk, Geschäft und Arbeit, am liebsten stille und unscheinbare, aber niemals so, daß der Erwerb die Hauptsache war, oder daß nach großem Gewinn getrachtet wurde; nur die Nothdurft des Lebens sollte befriedigt und die Noth des darbenden, des kranken Nächsten gestillt werden. Reiche wie Unbemittelte spendeten gern Almosen, der Eine viel, der Andere wenig, Mancher Alles, je

nachdem seine Mittel es erlaubten und die Gnade es ihm eingab; aber stets mit großer Liebe. Gewöhnlich wurden die milden Gaben den Priestern oder Diakonen zur Vertheilung an die Dürftigen übergeben, damit der Geber unbekannt bleibe und, nach göttlicher Vorschrift „die linke Hand nicht wisse, was die rechte thue.“ Die Gläubigen verwalteten nicht gern öffentliche Aemter und trieben nicht gern Handels- und Geldgeschäfte, weil darin zu viel Zerstreuung lag; jedoch blieben sie nach der Taufe in ihrem Beruf, wenn derselbe nicht geradezu unvereinbar mit den Pflichten ihres Glaubens war. Auch Soldaten blieben oft im Kriegsdienst. Jede Stelle, jedes Amt, jeder Beruf war für sie etwas Untergeordnetes, war nur ein Mittel, um ihre Hauptangelegenheit zu fördern, nämlich das ewige Leben zu gewinnen. Christ zu sein, das ging ihnen über Namen und Würden, Rang und Stand; und wurden sie vor Gericht nach Heimath, Herkunft und Beruf befragt, so hatten sie für das Alles nur die einfache Antwort, die sie in den Tod schickte: „Ich bin ein Christ.“. Menschen, die so abgelöst von den zeitlichen Dingen waren, konnten kein großes Verlangen nach irdischen Freuden haben. Ihre Mahlzeiten waren stets mäßig und einfach. Sie fasteten häufig, d. h. sie hielten dann nur eine Mahlzeit am Tage, und zwar erst gegen Abend und von den gewöhnlichsten Speisen. Die Ausgabe, welche sie dadurch ersparten, verwendeten sie zu Almosen; so räth die Kirche auch jetzt noch immer zugleich zum Fasten und Almosengeben. All den Luxus, der aus dem erstaunlichen Reichthum der römischen Welt hervorging, welche alle Schätze der damals bekannten Völker und Länder in sich aufnahm, untersagten sie und gestatteten sich nicht die ungeheuere Pracht der Heiden in Bauten, in Gärten, in Hausgeräth, in Gold- und Silbergeschirr; gestatteten nicht die übertriebene Pflege des Körpers, nicht die überfeinen Kleiderstoffe von den glänzendsten Farben, nicht Ringe und Edelsteine, nicht wohlriechende Wasser und Salben, nicht üppige Lagerstätten. Diese Verbote waren streng für eine Zeit, in welcher römische Damen für wohlriechende Salben Tausende zahlten und

Lucius Verus, der Cäsar, auf seinem Bett vier Kopfkissen hatte, die täglich mit frischen Rosenblättern gefüllt wurden, welchen man das gelbliche Ende, als zu hart, abpflückte. Aber die Losschälung von sinnlichen Genüssen befähigte den Christen, übersinnliche Freuden zu verlangen und zu genießen. An den Unterhaltungen und Belustigungen der Welt nahm er nicht mehr Theil. Der Gebrauch der Bäder, an dem die Römer mit Leidenschaft hingen, war ihm nur so weit erlaubt, als Gesundheit und Reinlichkeit es forderten, nicht aber zum Zeitvertreib und zur Pflege weichlicher Ueppigkeit. Alle öffentlichen Lustbarkeiten floh er, theils weil sie mit dem Götzendienst in Verbindung standen, wie z. B. die Spiele des Circus, welche an den Festtagen der Götter zu deren Ehre aufgeführt wurden; theils weil sie ein Quell großer moralischer Verderbniß waren. Darum mied er das Schauspiel als eine Schule der Unsittlichkeit, das Amphitheater als eine Schule der Grausamkeit. Das Würfelspiel, ebenfalls eine Unterhaltung, welche die Römer mit Leidenschaft betrieben, verwarf er als thörichte Zeitverschwendung. All' solche Aufregungen der Sinne, der Leidenschaften, der bösen Begierden waren ihm ein Gräuel, weil sie unvereinbar mit einer in Gott gesammelten Seele sind. Aber eine solche Seele war nicht finster, nicht trübe. Gleichmäßige stille Heiterkeit war ein Grundzug des christlichen Charakters. All' die tausend Sorgen des Ehrgeizes und der Eitelkeit, der Habgier und der Genußsucht berührten ihn nicht. All' das unruhige, unzufriedene Verlangen eines nach äußerlichem Glück strebenden Gemüthes lag ihm fern. Sein inneres und äußeres Leben war nach göttlichen Gesetzen geordnet, und so viel wie möglich nach dem Beispiel des göttlichen Herrn und Meisters eingerichtet. Ein fester Glaube hielt ihm unwandelbar das Leiden und Sterben des Heilandes für reuige Sünder vor Augen; eine feurige Hoffnung die Vereinigung mit dem Heiland in der Ewigkeit; und die an solchem Glauben und solcher Hoffnung entzündete, flammende Liebe richtete sein ganzes Verlangen mit einer solchen Gluth nach dieser ver-

heißenen Seligkeit, daß jede Entsagung ihm leicht wurde, weil sie die Bande sprengt, womit das natürliche Leben das übernatürliche zu fesseln strebt; und daß ihm zu jeder Stunde, in jeder Gestalt, auch unter der grimmigsten Marter der Tod willkommen war, der ihm zur Vereinigung mit dem Gegenstand seiner Liebe, zu Gott, zu den ewigen Freuden führte. Der Himmel! das war die Sehnsucht des Christen. Die Erde war ihm nur der kalte und rauhe, dunkle und dornenvolle Durchgang von wenig kurzen Tagen zum Reich des ewigen Lichtes und der unendlichen seligen Liebe. Die Römer wählten den ledigen Stand als den bequemeren, theils um sich der gräuelhaftesten Sittenlosigkeit hinzugeben, theils um der Sorge für die Familie enthoben zu sein, obwohl sie sich diese Sorge fürchterlich leicht machten und ihre neugeborenen Kinder aussetzten, wenn sie deren zu viel hatten oder sie sonstwie ihnen lästig waren. Um ihrer Lasterhaftigkeit willen ging ihre Abneigung gegen den Ehestand so weit, daß die bürgerlichen Gesetze Denjenigen Belohnungen verhießen, welche die Zahl der römischen Bürger durch Kinder aus rechtmäßigen Ehen vermehrten. Wählten die Christen hingegen den ehelosen Stand, so war es, um dem Rathe des heiligen Apostel Paulus im siebenten Hauptstück des ersten Corintherbriefes zu folgen und sich einer höheren Vollkommenheit des Wandels, einer ungestörten Richtung und Neigung zu Gott zu befleißigen. Manche weihten sich der Enthaltsamkeit gleich nach ihrer Taufe und bekräftigten und heiligten ihren Entschluß durch geheime oder öffentliche Gelübde. Andere, die schon von christlichen Eltern geboren waren, blieben lebenslang im Stande der Jungfräulichkeit. Die Meisten aber verehelichten sich. Ehebündnisse mit Heiden kamen vor, doch nur bei schwachgläubigen Christen, und die Kirche warnte dringend davor. Der Kirchenschriftsteller Tertullian (zu Carthago im Jahre 160 geboren) spricht sich folgendermaßen dagegen aus:

„Wie kann eine Frau Gott dienen, wenn ihr Mann ein Diener des Teufels und von seinem Meister beauftragt ist,

sie daran zu hindern? Will sie fasten, so wird er für den Tag ein Gastmahl anordnen; will sie eine Kirche besuchen, so wird kein Diener Zeit haben, sie zu begleiten. Wird er leiden, daß sie von Straße zu Straße in die ärmlichsten Wohnungen gehe, um kranke Glaubensbrüder zu besuchen? Daß sie in der Nacht aufstehe, um sich zu unseren heiligen Versammlungen zu begeben? Daß sie in die Kerker schleiche, um die Ketten unserer Märtyrer zu küssen? Daß sie ihnen Speise und Trank bringe? Daß sie an die Nothleidenden denke und sich mit ihnen beschäftige? Wird er sie ohne Verdacht zum Tische des Herrn gehen lassen, der bei den Heiden so verrufen ist? Wird er einen fremden Bruder gastfreundlich in seinem Hause aufnehmen? Wird er nicht Keller und Speicher verschließen, anstatt Almosen zu spenden? Und wenn auch der heidnische Gatte dies Alles erlaubte, so ist es doch schon ein Uebel, genöthigt zu sein, ihm alle Uebungen des christlichen Lebens anzuvertrauen. Soll sie heimlich das Zeichen des Kreuzes über ihre Stirn, ihre Brust, ihr Bett machen? Wenn er es aber sieht, wird er nicht glauben, es sei irgend ein Zauberzeichen? Soll sie ihm verheimlichen, daß sie nüchtern das eucharistische Brod genieße, und wenn er hört, daß es Brod sei, wird er dann nicht den Fabeln glauben, die man darüber verbreitet? Ihr Haus wird voll heidnischem Aberglauben und voll weltlicher Feste sein; sie wird keine anderen Lieder singen hören, als die aus dem Theater oder den Schenken. Da wird keine Erwähnung Gottes, keine Anrufung Jesu Christi, keine fromme Segnung, kein Lesen der heiligen Schriften stattfinden."

Die Christen der ersten Jahrhunderte hatten den frommen Gebrauch, täglich den heiligen Leib des Herrn zu genießen, im Hinblick auf sein Wort bei der Einsetzung des allerheiligsten Altarsacramentes: „Dieses ist mein Leib, der für euch hingegeben wird; dieses thut zu meinem Andenken." Sie glaubten nie zu häufig das Geheimniß der christlichen Religion, das Opfer und den Empfang des Geopferten, die Aufopferung Christi zum Heil der sündigen Menschheit einestheils,

die Aufnahme Christi, seines Wesens, seiner Gesinnung von der Menschheit anderntheils, feiern zu können; glaubten nie zu häufig durch innige Gemeinschaft (Communion) mit ihm ihr Verlangen zu nähren und ihr Bestreben zu kräftigen, mehr und mehr in ihn umgewandelt und dereinst mit ihm vereinigt zu werden. Da aber ihre religiösen Zusammenkünfte, besonders zu Zeiten allgemeiner Verfolgung, sehr häufig unterbrochen waren, so daß sie oft lange nicht dem heiligen Meßopfer beiwohnen oder dieses überhaupt nicht dargebracht werden konnte: so war es den Gläubigen gestattet, das eucharistische Brod ehrfurchtsvoll in ihren Häusern aufbewahren zu dürfen, um ihre Seelen täglich damit zu nähren. Daß man nüchtern und nur unter der Gestalt des Brodes communicirte, geht aus Tertullians obigen Worten hervor.

Ueber das Glück einer christlichen Ehe sagt er weiter:

„Die Kirche knüpft das Band einer solchen Ehe, das Opfer bekräftigt sie, der Segen besiegelt sie, Engel sind ihre Zeugen und der himmlische Vater erkennt sie an. Wie schön ist der Bund von zwei christlichen Ehegatten, die vereinigt sind in einer Hoffnung, in einem Verlangen, in einer Abhängigkeit und unter einer Richtschnur! Sie sind nur ein Geist und ein Fleisch; sie beten gemeinsam, sie fasten gemeinsam, sie belehren und ermahnen sich gegenseitig. Sie sind beisammen in den Kirchen, am Tische des Herrn, in der Verfolgung, in guten Tagen. Sie verbergen einander nichts und belästigen sich nicht. Sie besuchen in aller Freiheit die Kranken, spenden ohne Aengstlichkeit Almosen, wohnen ohne Unruhe dem heiligen Opfer bei. Nichts veranlaßt sie, das Zeichen des Kreuzes oder den Segen des Tisches oder das Dankgebet zu verheimlichen. Sie singen zusammen Hymnen und Psalmen, und wetteifern das Lob Gottes erschallen zu lassen."

Mit diesen wenigen Worten ist das ganze Bild des christlichen Lebens ausgemalt, für die Familie sowohl wie für den Einzelnen, denn die ganze Gemeinde bildete eine große Familie, einen Kreis von Geschwistern, deren Mutter die Kirche, deren Vater Gott war. Da war keiner vereinzelt, keiner verlassen,

keiner traurig allein, keiner hülflos, keiner nur auf sich selbst angewiesen. Das Blut Jesu durchrieselte sie Alle und vereinte sie Alle zu einem lebendigen Körper, dessen Leben gerade darin besteht, daß die verschiedenen einzelnen Glieder unter dem Einfluß der Seele für einen Zweck wirken. Der Endzweck der ganzen christlichen Gemeinde war, die ewige Seligkeit zu erringen, und die Seele, welche sie mit einem und demselben Leben in allen ihren Gliedern durchströmte, war der Glaube.

So waren die Menschen beschaffen, die zu Hunderten, zu Tausenden, zu Zehntausenden, zu Millionen verfolgt, in Kerker und Bande gelegt, in die Verbannung gewiesen, in die Bergwerke geschickt, zu Zwangsarbeit verurtheilt, gemartert und gemordet wurden Jahrhunderte lang! und um keines anderen Grundes willen, als weil es in den Augen der heidnischen Welt, auch der Besseren und Besten, ein Frevel war, Christ zu sein.

Die Märtyrer.

Der Glaube an den überlieferten Glauben der christlichen Offenbarung macht den Märtyrer. Die ersten Jahrhunderte des Christenthums waren voll so heroischer Tugend, weil die Christen glaubten; d. h. sie glaubten nicht nur, daß Ein Gott sei, der Himmel und Erde geschaffen habe, daß Christus sein eingeborner Sohn sei, und sofort unser ganzes apostolisches Symbolum, das jeder Katechumen vor seiner Taufe auswendig zu lernen hatte, und daß man ihm im katechetischen Unterricht erklärte: sondern sie glaubten, daß ihnen dieser Glaube und nur dieser zu ihrer Seligkeit nothwendig sei, weil der eingeborne Sohn Gottes unmöglich habe Mensch werden, leiden, sterben, auferstehen können, um durch seine Menschwerdung, sein bitteres Leiden, seinen Tod, seine Auferstehung und Himmelfahrt eine überflüssige und gleichgültige

Lehre zu verkündigen und zu besiegeln. Folglich glaubten sie auch, daß sie, wenn sie ewig selig werden wollten, leben müßten, wie sie glaubten, und Alles halten müßten, was ihr Glaube sie lehrte. Daher war ihr Glaube keine Sache des Gedächtnisses, sondern des Herzens, ging ihnen gleichsam in Fleisch und Blut über und machte sie so heimisch im übernatürlichen Leben, daß die Natur mit ihren Neigungen und Abneigungen, mit ihren Gelüsten und Widerstreben wie abgestorben in ihnen war. Der göttliche Heiland war kein Schattengebilde, das ihnen zuweilen durch den Sinn flog; kein Gedankenbild, das sie in die andere Welt versetzten; keine verschollene Antiquität, die mehr und mehr von der Zeit bestaubt wurde; auch keine liebliche Legende, an der sie sich zuweilen mit einiger Rührung erbauten; nein! er war der treue Gefährte ihres ganzen Lebens, dem sie Schritt vor Schritt zu folgen suchten, indem sie liebten, was er geliebt, gehorchten, wem er gehorcht, litten, wie er gelitten hatte. Er war der himmlische Freund, der ihnen Trost für jede Trübsal, Ersatz für jede Entsagung, Kraft für jede Prüfung, Bereitwilligkeit für jedes Opfer im überschwenglichen Maß verlieh, weil sie, um das Alles zu erlangen, auf seine Gnade vertrauten. Er war der göttliche Liebhaber ihrer Seele, der Noth und Tod gelitten, um sie zu retten, und der ihr jenseits des Grabes Wonne ohne Ende versprochen hatte, wenn sie ihm treu blieb, treu seinem Gebot, seiner Lehre, seiner Liebe. Da sie nicht zweifelten, daß Er die Wahrheit gesagt habe, weil Gott die Wahrheit ist, so glaubten sie jedes Wort, jeden Ausspruch, jede Verheißung mit einer kindlichen Liebe, die kein Feilschen und kein Zweifeln kennt, und gingen jubilirend und triumphirend durch die Drangsale des Lebens und die Martern des Todes dem göttlichen Bräutigam zu. Sie litten und starben nicht im entferntesten für ihre persönlichen Ansichten, ihre besonderen Ideen, ebenso wenig für gewisse fremde Meinungen. Und das reißt zwischen ihnen und den Fanatikern eine himmelweite Kluft. Religiöse und politische Fanatiker gehen wohl auch in den Tod; aber für Meinungen

oder Lehren, deren Urheber entweder sie selbst oder ihres Gleichen sind. Doch der Märtyrer stirbt für den Glauben, der ihm als eine Thatsache, nicht als eine schöne Idee, überliefert ward. Daher zeugen auch die tausend und tausend heiligen Märtyrer in Qual und Tod immer für Thatsachen: daß Gott Himmel und Erde geschaffen, daß nur ein Gott, daß das ewige Wort Mensch geworden, daß Christus gekreuzigt, daß er auferstanden sei; daß jeder Mensch auferstehen und im ewigen Leben Lohn und Strafe für sein irdisches Leben empfangen werde. Für irgend eine Idee legten sie durchaus kein Zeugniß ab, auch nicht Einer! sie starben Alle schlecht und recht für den überlieferten Glauben, und eben deshalb sind sie Märtyrer, d. h. Zeugen, Zeugen für die göttliche Wahrheit. Einen solchen Glauben hat die heidnische Welt nicht gekannt, und unsere Welt, ach! sie verkennt ihn oder sie vergißt ihn. Sie faßt es kaum, daß unter solchen Verfolgungen die Kirche dermaßen wachsen konnte, daß sie im zweiten Jahrhundert bereits über die ganze bekannte Erde ausgebreitet war; daß sich überhaupt Menschen fanden, die eine neue und fremde Religion annahmen, welche sie so großen Leiden aussetzte. Tertullian sagt: „Die, welche das Christenthum annehmen, wissen, was ihnen bevorsteht, und freuen sich mehr, wenn sie verurtheilt, als wenn sie losgesprochen werden.“ Und die Statthalter anredend schreibt er: „Peinigt, foltert und verdammt, schlagt und richtet uns nur! Je mehr ihr uns abmähet, desto zahlreicher werden wir. Das Blut der Christen ist Saame neuer Christen.“ Dies ist die Art des Wachsthums, die Christus selbst für seine Religion gewählt und bestimmt hat, als Er selbst durch viele Leiden und einen schmachvollen Tod zur Herrlichkeit seines Vaters eingehen wollte. Und dieses Wachsthum, dem jede irdische, natürliche, sinnliche Triebfeder fehlte, war so gewaltig, daß man nach möglichst genauen und gewissenhaften Berechnungen die Zahl der Märtyrer in den drei ersten Jahrhunderten auf eilf Millionen schätzt, von denen zwei und eine halbe Million auf Rom gerechnet werden. Der heilige Augustinus ruft

aus: „O Gott! welch eine Wolke von Zeugen hast Du um uns versammelt, um uns zum Kampf anzufeuern. O wie kann der Mensch sich noch immer stumpfsinnig von der Lüge und der Eitelkeit fangen und fortreißen lassen! O Du, der Du uns geschaffen hast, der Du uns erkauft hast um den Preis dieses Meeres von Blut, erbarme Dich unser.“ Denn das war die geheime Wunderkraft in dem Blut der Märtyrer: ihre Vereinigung mit dem göttlichen Heiland. Sein Blut floß, indem sie das ihre vergossen, und Sein Blut war bestimmt zur Erlösung der Welt.

In dreihundert Jahren eilf Millionen, die das Gebot erfüllten, Gott über Alles zu lieben und ihren Nächsten wie sich selbst, welch eine Grundlage von heldenhafter Heiligkeit gaben sie der jungen Kirche, welch ein Beispiel für die spätesten Nachkommen, welch eine Siegeszuversicht in den betrübtesten Zeiten, welch ein übernatürliches Gepräge dem ganzen Entwickelungsgang der Kirche! „Die Christen vor die Löwen!“ so riefen dreihundert Jahre lang die Kaiser, die Priester, die Statthalter, die Obrigkeiten, das Volk, die Henker. Und während dieses Wuthgeschreies und Angesichts des schauderhaften Schauspieles mehrten sich die Christen wie die Sterne am Himmel. Ja, zuweilen wurden Gleichgültige, zuweilen ihre Verfolger und Peiniger selbst dermaßen ergriffen von der Herrlichkeit des Marterthums, daß sie sich auf der Stelle als Christen bekannten und starben. Manchmal war es die Geduld der Märtyrer, manchmal waren es ihre Wunder, welche Bekehrungen der Heiden bewirkten. So jener Soldat Basilides, welcher die heilige Potamiäna in einen Kessel voll siedenden Peches tauchen sah; so jener Unbekannte, der den heiligen Priester Felix zum Tode führen sah auf der Straße von Ostia. Als der Zug zu einem Götzenaltar kam, der von einem großen Baume beschattet wurde, erhielt Felix den Befehl, niederzuknieen und anzubeten. Er kniete alsbald nieder, betete, erhob sich wieder, hauchte den Baum an und sprach: „Im Namen meines Herrn Jesu Christi, entwurzele dich und zerschmettere den gotteslästerlichen Altar, damit hier keine

Seele mehr betrogen werde." Und im Namen Dessen, der gesagt hat: „Es werden Denen, die da glauben, Wunder folgen" (Ev. Mark. 16, 17.), stürzten Baum und Altar zu Boden. Da rief jener Unbekannte plötzlich, er wolle ein Christ sein, und sogleich empfing er die Bluttaufe im Marterthum. Die Christen aber, denen er ganz fremd war, und die weder seinen Namen, noch seine Herkunft, noch seine Heimath kannten, nannten ihn Adauctus, d. h. der Zugesellte, und verehrten ihn sammt dem heiligen Felix. Dergleichen Fälle wiederholten sich häufig. Die erhabenen Beispiele waren so hinreißend und die Beglaubigung ihrer Rechtmäßigkeit durch Wunderzeichen war so überwältigend, daß Tausende, in deren Brust der Funke der Sehnsucht nach etwas Himmlischem unter Staub und Asche glimmte, nicht widerstehen konnten. Und sie sahen offenbare Wunder! Abgesehen davon, daß die Art, wie die Christen zur Marter und in den Tod gingen, für eine übernatürliche Kraft Zeugniß gab, die daraus entsprang, daß Christus selbst in seinen Märtyrern gegenwärtig war: so sahen die Heiden, daß wilde Bestien zu sanften Lämmern wurden und sich Denen zu Füßen legten oder scheu vor Denen flohen, die sie zerfleischen sollten; oder sie sahen die aus tausend klaffenden Wunden blutenden Märtyrer plötzlich geheilt, oder sie hörten Stimmen vom Himmel herab, oder Aehnliches, was oftmals in den alten Documenten vorkommt, und worüber der heilige Irenäus im zweiten Jahrhundert schreibt: „Einige treiben wahrhaft und mit Kraft die Teufel aus, so daß Die, welche von den bösesten Geistern gereinigt worden sind, sehr oft gläubig werden; Einige wissen künftige Dinge voraus, haben Erleuchtungen und prophetische Mahnungen; Andere heilen durch bloße Händeauflegung die Kranken und stellen sie ganz gesund her; ja, auch Todte sind auferstanden und noch viele Jahre unter uns gewandelt. Doch man kann die Zahl der Gnaden gar nicht nennen, welche die Kirche in der ganzen Welt im Namen Jesu Christi, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt worden, von Gott empfängt und täglich zum Segen der Völker wirkt." Alles Das wirkten die Märtyrer zum

Heil der Heiden! Schrieben diese auch zuweilen dergleichen Ereignisse der Zauberei zu, so konnten sie doch nicht die Wahrheit der Thatsache, daß durch den Namen Jesu Christi diese erstaunlichen Dinge geschahen, hinwegläugnen. Darum erduldeten auch die Christen starkmüthig die härtesten Strafen für die Wahrheit ihres Glaubens, weil sie sich freueten, Märtyrer, d. h. Zeugen dieser Wahrheit zu sein; darum beteten sie nie zu Gott um Erlösung von ihren Martern, sondern um die Gnade, sie mit Geduld zu ertragen; darum sagt der heilige Cyprian im dritten Jahrhundert, daß die Christen zur Zeit der Pest zu sterben fürchteten, weil ihnen dadurch die Palme der Märtyrer entginge. Der göttliche Heiland hatte den Seinen das Marterthum vorhergesagt und seinen Schutz ihnen verheißen. Sie glaubten ihm, darum zagten sie nicht.

„Sie werden Hand an euch legen und euch verfolgen, indem sie euch an die Synagogen und Gefängnisse überliefern und vor Könige und Statthalter führen um meines Namens willen. Das wird euch zum Zeugnisse widerfahren. So nehmet nun zu Herzen, daß ihr euch nicht zuvor bedenken sollt, wie ihr antworten wollet. Denn ich will euch Mund und Weisheit geben, welcher alle eure Widersacher nicht werden widerstehen und widersprechen können. Ihr werdet aber von Eltern und Brüdern, Verwandten und Freunden überliefert werden, und sie werden Einige aus euch tödten. Ihr werdet von Allen gehaßt sein um meines Namens willen; aber kein Haar von eurem Haupt soll verloren gehen.“ (Luk. 21, 12—18.) Welch eine entsetzliche Verheißung für den natürlichen Menschen! welch eine trostreiche für den übernatürlichen! Für den geliebten Erlöser sollen sie leiden, für ihn zeugen, daß Er der Sohn Gottes und gekreuzigt sei. Einzig auf Ihn sollen sie sich verlassen, nicht auf eigene Weisheit und eigene Kraft; Feindschaft und Tod wird sie treffen, aber im Schutz und Schirm seiner Gnade. Diese Zuversicht gab ihnen Stärke und Hoffnung, gab ihnen Freudigkeit, die Hoffnung, daß ein kurzes vorübergehendes Leid ihnen die ewige Frucht der Herrlichkeit reife, und daß sie, durch das

Blutbad des Marterthums gereinigt, sogleich in weißen Kleidern vor dem Thron Gottes erscheinen und in die Seligkeit eingehen würden, ohne zuvor, wie die anderen Gläubigen, in einem vielleicht langen Purgatorium ihre Sünden abzubüßen. „Denn ein Anderes ist es," schreibt der heilige Cyprianus, „die Sünde durch langen Schmerz der Strafe abwaschen und lange im Feuer reinigen; ein Anderes, durch das Marterthum alle Sünden tilgen." Zuweilen wurden die Märtyrer durch höhere Offenbarung auf die bevorstehende Prüfung ihrer Glaubenstreue vorbereitet. Immer sorgten die Bischöfe möglichst dafür durch Lehre, Aneiferung und Beispiel, die Opferfreudigkeit in den Herzen ihrer Gemeinden nicht erkalten zu lassen, und immer waren sie in erster Reihe, wenn das Blutzeugniß begehrt wurde. Besonders in Rom gingen die Nachfolger des heiligen Petrus, wie er, den Marterweg. Fünfzehn dieser erlauchten Opfer, fünfzehn heilige Päpste ruhten in den Katakomben von St. Callixtus sieggekrönt nach der Marter aus.

War Jemand des Christenthums angeklagt, so wurde er vor den Richter geführt, der auf seinem erhöheten Richterstuhl sitzend, von Beiräthen und Schreibern umgeben, ein öffentliches Verhör anstellte. Die Statthalter in den Provinzen, zuweilen selbst die Kaiser, nahmen den Richterstuhl ein. Läugnete der Angeklagte, daß er Christ sei, so ward er auf der Stelle entlassen, denn man wußte, daß die Christen sich nie eine solche Verläugnung zu Schulden kommen ließen. Bekannte er sich als Christ, so suchte man ihn zum Abfall zu bewegen erst durch Ueberredung, dann durch Drohungen, endlich durch Qualen. Da das Verhör auf einem öffentlichen Platze stattfand, auf dem immer Götzenbilder und Altäre standen: so brachte man in seiner Gegenwart Opfer dar, und suchte ihn zu zwingen, von dem Opferfleisch und Opferwein etwas zu genießen oder einige Weihrauchkörner zu streuen. Es kam vor, daß Einige sich unbeweglich die Hand verbrennen ließen, in welche die Henker Kohlen und Weihrauch gelegt hatten, damit es nicht einmal den Anschein gewinne, als ob sie den Weihrauch streuten, wenn die Hand gezittert hätte.

Die Martern bestanden gewöhnlich darin, daß man sie mit Stricken an Händen und Füßen gebunden auf die Folterbank streckte und ihre Glieder aus den Gelenken zerrte; sie mit schweren Gewichten an den Füßen und bei den Händen aufhing; sie mit Ruthen strich, mit dicken Stöcken schlug, oder mit Peitschen, an deren Ende Widerhaken hingen, die man Scorpione nannte, oder mit Riemen von rohem Leder, an denen Kugeln von Blei befestigt waren. Viele starben während solcher Geißelungen. Andere wurden, wenn sie ausgestreckt lagen oder hingen, in den Seiten mit Fackeln gebrannt oder mit Krallen und Kämmen von Eisen zerfleischt, bis man ihre Rippen und Eingeweide sah, und manchmal wurden ihre Wunden mit Salz und Essig eingerieben.

Während der Marter dauerte das Verhör fort, und Alles, was der Richter sowohl wie der Angeklagte sagten, wurde Wort für Wort von öffentlichen Notaren niedergeschrieben, und zwar so, daß sie einen Jeden redend einführten und nicht in der dritten Person. War das Verhör beendet, so wurde der Märtyrer entweder gleich zum Tode, oder auch wohl noch ein- oder ein paarmal in den Kerker geführt, um seine Standhaftigkeit durch wiederholte Peinen zu überwinden. Die Kerker selbst waren auch eine Marter, dunkel, feucht, voll böser Luft. Man legte den Märtyrern schwere Ketten an Hände und Füß., dicke Holzklötze um den Hals, Blöcke an die Füße; oder man warf sie entkleidet und mit klaffenden Wunden auf den Boden, den man mit Glasscherben bestreut hatte. Zuweilen ließ man sie umkommen vor Hunger und Durst und an ihren verfaulenden Wunden; zuweilen pflegte man sie sorgsam, um sie für neue Martern aufzusparen. Bald befahl man ihnen strenges Stillschweigen, weil man wußte, daß sie in diesem kläglichen Zustand viele Heiden, ja ihre eigenen Kerkermeister und Wachen durch ihre feurigen Reden bekehrten; bald ließ man, wenn die Familie ungläubig war, einen Vater, eine Mutter, Weib, Kinder und Freunde zu ihnen, damit deren Thränen und Bitten das Herz besiegten, welches durch keine körperliche Qual zu überwinden war.

Endlich ward ihnen das Urtheil gesprochen und Die, welche man nicht zum Tode verdammte, wurden entweder verbannt oder zu Zwangsarbeiten verurtheilt, eine Strafe, die den bürgerlichen Tod nach sich zog. Sie verloren ihr Vermögen, wurden wie Sklaven des Staates betrachtet, bei öffentlichen Bauten und in den Bergwerken gebraucht, schlecht genährt und gekleidet, stets in Ketten gehalten, oft mißhandelt, häufig mit einem glühenden Eisen an der Stirn gebrannt, um auf immer entehrt und erkannt zu werden. Starben sie in diesem Zustande, so rechnete man sie zu den Märtyrern, weil sie den Tod um des Glaubens willen litten. Kehrten sie aus der Verbannung oder der Knechtschaft zurück, so nannte man sie Bekenner. Diesen Namen erhielten Alle, welche für den Glauben gelitten oder ihn vor dem Richter bekannt hatten.

Diejenigen, welche verurtheilt waren, das Leben zu verlieren, traf der Tod unter ausgesuchten Qualen. Am liebsten warf man sie den wilden Thieren vor. Das römische Volk hatte eine wahnwitzige Leidenschaft für die Spiele des Circus und des Amphitheaters, die in Wettkämpfen der körperlichen Kraft und Geschicklichkeit bestanden. Wagenrennen, Ringerkämpfe, Gladiatorenkämpfe, so anziehend, so gefährlich, so blutig, so auf Tod und Leben gehend sie auch waren, da die Gladiatoren, wenn sie in die Arena eintraten, zum Kaiser sprachen: „Heil dir, o Kaiser! Die Sterbenden grüßen dich!" waren doch noch kein Schauspiel, das den Höhepunkt der Entmenschlichung erreicht hätte. Es war doch noch ein Kampf zwischen gleichen Kräften, und der Sieger war doch noch ein Mensch. Aber wie der Tiger, der unersättlich ist, wenn er einmal Blut geleckt hat, so steigerte sich das Wohlgefallen des römischen Volkes an den blutigen Spielen, und da ihm allmälig Aug' und Sinn durch die Gewöhnung des Gräuels abgestumpft wurden: so begehrte es eine immer schärfere Anreizung seiner Theilnahme. Diese ward auf's Höchste gefesselt durch den Kampf des Menschen mit der wilden Bestie, wenn man das einen Kampf nennen will, den wehrlosen Menschen dem reißenden Thier gegenüber gestellt und preisgegeben zu

sehen. Numidische Löwen, Bären aus den germanischen Wäldern, Elephanten und Tiger, Panther und wilde Stiere wurden mit den größten Kosten aus allen Weltgegenden nach Rom geschafft und in eigenen Zwingern gehalten und gepflegt. Gab es dann ein Siegesfest oder einen kaiserlichen Geburtstag oder ein mit dem Götzendienst zusammenhängendes Fest, so konnte es nicht herrlicher gefeiert werden, als daß man einerseits unglückliche Verbrecher aus dem Kerker, andererseits die reißenden Thiere, welche durch Hunger zur höchsten Wildheit aufgestachelt waren, aus ihrem Zwinger in's Amphitheater führte und gegen einander stellte. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein! Vom Elephanten zerstampft, vom Löwen und Tiger zerfleischt und zermalmt, von den immensen Hörnern des römischen Stieres in die Luft geschleudert und zu Boden geschmettert, oder im Fallen gespießt, kam der Unglückliche gräßlich um's Leben. Und da saßen sie Alle rings umher auf den terassenförmig ansteigenden Sitzen des ungeheueren Amphitheaters, Alle! Kaiser, Consul, Senatoren, Ritter, geringes Volk, stolze Frauen, zarte Vestalen, da saßen sie und folgten mit herzklopfender Spannung, mit athemloser Aufmerksamkeit der Todesangst eines unglücklichen Menschen von dem ersten Anlauf, den die Bestie gegen ihn nahm, durch alle Stufen seiner Agonie, bis er als entstellter Leichnam auf dem blutgetränkten Sande der Arena lag. Da saßen sie vom Morgen bis zum Abend und in der nächsten Frühe saßen sie wieder da; und für jede Leiche, die fortgeschleppt wurde, ward ein anderer Unglücklicher hereingeführt. Welche Freude, als die verhaßten Christen, diese Feinde der Götter und des Volkes, welche jenen nicht ihre Tempel und diesem nicht seine Feste gönnten, jetzt selbst diese Feste durch ihren Tod verherrlichen mußten! Nach dem Gesetz ward die Strafe der wilden Thiere und der Kreuzigung, wegen der damit verbundenen Schmach durch die vorhergehende Geißelung, nur über große Verbrecher von geringer Herkunft, Sklaven und gemeines Gesindel verhängt, während ein römischer Bürger, auch für die schwerste Missethat, blos enthauptet ward. Nun

waren unter den Märtyrern Söhne und Töchter aus Roms edelsten Geschlechtern, und man wußte es wohl; allein der Haß fand eine willkommene Aeußerung darin, seinem Opfer das Brandmal der Schmach aufzudrücken und den Christen in eine Reihe mit dem verachteten Sklaven zu werfen. So erfüllte sich an dem göttlichen Meister, wie an seinen demüthigen Jüngern auf's Grausamste die Prophezeiung des Psalmensängers: „Der Feind drückt in den Staub mein Leben" (Ps. 142, 3.); denn Christen standen außerhalb des Gesetzes und gegen sie war Alles erlaubt. Ereignete es sich bei den Märtyrern, daß die wilden Thiere ihre Schuldigkeit nicht thaten, so wurden sie endlich enthauptet. Wer ein Christ war, mußte darauf gefaßt sein, in einer solchen Sündfluth von Schmach und Qual, von Haß und Pein, unter Hohngeschrei und Beifallsgebrüll den Tod zu finden. Nur Wenige, im Verhältniß zu eilf Millionen Märtyrern, waren schwach, ließen sich von Drohungen einschüchtern oder von Martern überwinden und fielen ab. Manche Abgefallene bereuten bitter ihre Schwachheit und wurden dann von der Kirche wieder aufgenommen; doch unter der Bedingung strenger Buße, welche zuweilen auf die Fürbitte der Märtyrer gemildert oder abgekürzt wurde, wie zuweilen eine liebevolle Mutter durch die Fürbitte eines frommen Kindes zu größerer Nachsicht mit einem strafwürdigen aber reuigen Kinde sich bewegen läßt.

Mit zärtlicher Liebe sorgte die Kirche für ihre Märtyrer, wenn sie in den Kerkern schmachteten. Es wurden eigens Diakonen für den Besuch der Gefängnisse angestellt, um die Hauptsache, geistlichen Trost zu spenden, wenn auch andere Hülfe unmöglich war. Die Gläubigen wetteiferten darin, die Gefangenen zu besuchen und bezahlten diese Erlaubniß oft mit großen Summen an Kerkermeister und Wachen. Geduldig warteten sie vor den Kerkern, sogar Nächte hindurch, ließen sich schimpfen und schlagen, litten Ermüdung und Mißhandlung, um nur einen günstigen Augenblick zu erspähen und einzudringen. War es ihnen gelungen, so küßten sie die

Ketten der Märtyrer, verbanden ihre Wunden, labten sie mit Speise und Trank, brachten ihnen Kleider oder was sie sonst bedurften, segneten ihre Leiden, wünschten daran Theil zu haben, ermuthigten sie zur Geduld und Standhaftigkeit. Die schauderhaften Kerker wurden ihnen zu Kirchen, welche die Gegenwart dieser Heiligen weihte. Gebete und Loblieder erschallten; war es möglich zu machen, so feierten die Priester das heilige Meßopfer. Immer aber empfing der Märtyrer, bevor er zum Tode ging, das Brod des ewigen Lebens, damit er den Trost genieße, mit dem Leib und Blut Jesu wesenhaft vereinigt zu sein; denn ein Marterthum ohne Eucharistie hielt man für unmöglich.

Die Gläubigen begleiteten die Märtyrer zu allen Verhören, merkten auf Alles, was sie sagten und thaten, sowie auch auf Benehmen und Worte des Richters. Begann die Marter, so eilten sie noch zahlreicher herbei, um die Glaubenshelden zu bewundern, mit Gebet zu unterstützen, an ihrem Beispiel sich zu kräftigen. Ja sie drängten sich zuweilen zu den Gemarterten während der Folter, und fingen in Tüchern und Schwämmen das Blut auf, um es später in Krügen auszudrücken, welche in den Gräbern aufbewahrt wurden. Diese heilige Kühnheit kostete ihnen nicht selten das Leben. Als der heilige Blasius, Bischof von Sebaste in Armenien, am Pfahl hing und mit eisernen Krallen zerfleischt wurde, fingen sieben Frauen und zwei Knaben das Blut auf, welches aus den Wunden des greisen Kämpfers Christi strömte; dafür wurden sie sämmtlich enthauptet. Hatte nun endlich der Märtyrer seine Seele in die Hand Gottes zurückgegeben, so war es die erste Sorge der Gläubigen, zu dem Besitz seiner Leiche oder seiner Ueberreste (daher der Name Reliquien), die oft nur aus Gebeinen oder aus Asche bestanden, zu gelangen. Aber auch das wurde ihnen nicht gegönnt! Die Henker warfen die Leichen der Märtyrer mit denen der Gladiatoren zusammen, oder versenkten sie mit Steinen beschwert in's Wasser, oder verbrannten sie und streuten ihre Asche in alle vier Winde. Dennoch gelang es den Gläubigen theils für Geld

die verehrten Ueberreste den Henkern abzukaufen, theils mit Lebensgefahr und mit der größten Selbstaufopferung sich derselben zu bemächtigen; manche auch beschützte Gott in wunderbarer Weise, so daß die meisten Reliquien vom Untergang gerettet wurden.

Wie unter dem Kreuz des göttlichen Heilandes die heiligen Frauen standhaft verharrt waren, wie sie zum heiligen Grabe mit Narden und wohlriechenden Salben eilten, um den heiligen Leib einzubalsamiren: so machten es auch die christlichen Frauen Roms. Sie verwandelten ihre prächtigen Villen in Grabstätten; sie suchten Nachts auf den Richtplätzen die Leichen oder die Gebeine der Märtyrer unter tausend Gefahren auf; sie schlugen sie ein in die feinste Leinwand mit Wohlgerüchen aller Art und brachten sie endlich zur letzten Ruhestatt, in die Katakomben, wo der Märtyrer, wie sein Herr und Meister, ein Felsengrab fand bis zur seligen Auferstehung. So verbarg die edle Matrone Lucina die Leiche des heiligen Diakon Cyriacus und seiner zwei Gefährten Largus und Smaragdus in ihrem Tragsessel, und brachte sie glücklich zur Grabstätte; so bestattete die heilige Theodora mit eigenen Händen die heiligen Märtyrer Abondius und Abondantius in ihrer zu einem Kirchhof umgewandelten Villa am Berg Soracte, eine Tagreise von Rom; so rettete die edle Jungfrau Justa die Ueberreste des heiligen Restitutus. Die Macht der christlichen Liebe, die keine Furcht kennt und kein Wagniß scheut, hob sie über alle Scheu und Aengstlichkeit ihres Geschlechtes und ihrer Stellung in der Welt hinweg, und die beiden heiligen Jungfrauen Praredis und Pudentiana, Töchter des Senatoren Pudens, in dessen Hause der heil. Apostel Paulus in Rom gewohnt hatte, erfüllten während der Neronischen und Domitianischen Christenverfolgungen an dreitausend Opfern derselben die letzte ehrerbietige, demüthige, fromme Liebespflicht. Hatte das Felsengrab in der Katakombe die sterblichen Ueberreste aufgenommen, so ward der Stein, der es verschloß, mit einem eingegrabenen Palmzweig, dem Symbol des Sieges, bezeichnet. Um den Namen einzugraben,

dazu fand man oftmals nicht Zeit bei der Menge der Todten, die zu Hunderten in einem Tage von den wilden Thieren zerrissen wurden. Auch war der Name nicht die Hauptsache für die zurückbleibenden Brüder, denn er stand verzeichnet im Buche des ewigen Lebens, und Gott kannte ihn; sondern dies: daß Der, welcher im Frieden dieses Grabes der Auferstehung harrte, als ein Zeuge des Glaubens und als siegreicher Kämpfer von der Erde geschieden war. So ruhen Tausende von Märtyrern, deren Grabstein kein Name, sondern nur der Palmzweig schmückt, noch jetzt in den Katakomben. Hatte man von ihrem Blute etwas auffangen können, so ward es aus den Schwämmen oder Tüchern in kleine Flaschen von Glas, Bronce oder Thon gepreßt und in eine Nische neben dem Grabe gestellt. Diese Blutkrüglein sind ebenfalls ein von der Kirche anerkanntes und beglaubigtes Zeichen, daß ein Märtyrer hier seine Grabstätte fand.

Hatten die Märtyrer schon während ihres Lebens und Leidens große Bewunderung, Liebe und Verehrung von Seiten der Gläubigen genossen; hatten sich arme Sünder, Kranke und Schwache ihrer Fürbitte empfohlen, weil sie bei Gott so hoch in Gnaden standen: um wie viel mehr geschah das nach ihrem Abscheiden, da sie nun von aller menschlichen Gebrechlichkeit befreit, Erben der Herrlichkeit und Mitbürger des himmlischen Jerusalems geworden waren. Die Christen machten ja eine große Familie, Kinder eines Vaters und einer Mutter aus, und lebten in der Kirche freilich in drei verschiedenen Zuständen, jedoch stets in dem innigsten Verbande untereinander. Im Glauben, handelnd und wirkend, lebten sie auf der Erde; in Zuversicht, leidend und duldend, im Reinigungsort; im Schauen, selig, im Himmel. Die Einen vollbringen erst ihr mühseliges Tagewerk auf dem Ackerfeld der Erde; die Anderen haben es vollbracht, allein bevor sie ihren Lohn vom Herrn empfangen, müssen sie im Vorhof seines prächtigen Hauses von allem Staube und jeglichem Flecken gereinigt werden, welche sie bei ihrem irdischen Tagewerk sich zugezogen haben, damit sie vor seiner göttlichen

Majestät, die nur das Reine an sich heran treten läßt, erscheinen dürfen. Die Dritten endlich sind entweder aus dem Vorhof in den himmlischen Saal des Königs der Glorie eingetreten, oder haben aus Heroismus der Liebe in ihrem Blut so schwer und so schnell ihre Reinigung gemacht, daß sie, ohne eine andere zu bedürfen, unmittelbar zum ewigen Brautfest eingehen konnten: das sind die Märtyrer und das lehrte die Kirche von ihnen. Wie groß mußte also die Anhänglichkeit der Gläubigen, die mit so kindlicher Liebe die Lehre der Kirche aufnahm, an diesen Lieblingen Gottes sein! Mit großen Kosten und Mühen wußten sie sich Abschriften der öffentlichen Verhöre zu verschaffen. Waren Gläubige bei der Marter und dem Tod der Märtyrer zugegen gewesen, so berichteten sie gewissenhaft, was sich etwa dabei zugetragen hatte. Der heilige Papst Clemens, dritter Nachfolger des heiligen Petrus, theilte die Stadt Rom in sieben Quartiere und setzte in jedes Quartier einen Notar, einen erprobten, geschickten, thätigen und unterrichteten Mann, den er beauftragte, Alles zu sammeln, was sich auf die Märtyrer seines Quartiers bezog. Der heilige Papst Fabian bestellte im Jahre 238 einen Diakon nebst Subdiakon und Notar für jedes Quartier mit dem Auftrage, genau die Nachrichten über ihre Märtyrer zusammen zu tragen und aufzuschreiben. War das geschehen, so wurden die Schriften dem Bischof oder wen er dazu bestellt hatte, vorgelegt und, wenn ächt befunden, den Gläubigen zur Erbauung und Ermunterung vorgelesen und in die Hände gegeben: „Denn der Söhne Muth waffnet sich mit den ihnen vorgehaltenen Siegestrophäen ihrer Väter," sagt Eucherius von Lyon. „Da sehen wir, mit welchem Verlangen wir nach jenem ewigen Leben streben sollen, das mit solchen Martern, mit so ungeheueren Arbeiten gesucht und mit dem Preise des Blutes erkauft ward." Die Kirchen in Afrika, in Asien folgten dem Beispiele Roms wie immer, und so kam die Kirche zu einem köstlichen Schatz, zu diesen Leidensgeschichten, den Acten der Märtyrer, wie ihr kirchlicher Name ist. Einige Märtyrer, z. B. die heilige Perpetua,

schrieb im Kerker ihre eigene Leidensgeschichte auf. Endlich theilten einzelne Kirchen in Form eines Briefes anderen Brüdern und Kirchen in fremden Ländern die Thaten ihrer erhabenen Kämpfer zur Aneiferung und Verehrung mit; so Smyrna nach dem Martertode des heiligen Polycarpus, so Lyon und Vienne nach dem großen Blutbade der heiligen Blandine und ihrer Genossen. Leider kamen nur wenige dieser heiligen Documente auf die Nachwelt! Die Tyrannen wußten, welchen Werth die Christen auf sie legten und suchten ihnen daher diese Kleinodien zu rauben. Der große Verfolger Diocletian ließ öffentlich eine bedeutende Sammlung derselben verbrennen. In den späteren stürmischen Zeiten der Völkerwanderung, als die Christenheit Jahrhunderte lang in wilde Kämpfe und Kriege gestürzt, und mit einbrechender Barbarei bedroht war, ging ebenfalls Unzähliges, endlich im Laufe der Zeit Manches verloren. Dennoch ist das, was uns geblieben, von so heiliger Erhabenheit, so himmlischer Einfalt und so übernatürlicher Schönheit, daß es vollkommen genügt, um uns heiße Liebe einzuflößen für die heilige Mutter, die Kirche, die sich solche Erstlingskinder erzog, heiße Dankbarkeit für diese Seligen und Heiligen, unsere Brüder und Schwestern im Glauben, heißen Schmerz, weil wir ihnen ach! so wenig ähnlich sind.

An und auf den Gräbern der Märtyrer das heilige Meßopfer zu feiern, war früh ein frommer Gebrauch, später ein Gesetz der Kirche, so daß sie verbot Altäre anderswo, als auf den Ueberresten der Märtyrer zu erbauen. Daher umschließt jetzt jeder katholische Altar auf der ganzen Erde eine kleine Gruft mit heiligen Reliquien, welche ein Stein bedeckt. Bei den öffentlichen Versammlungen wurden die Thaten und Leiden der Märtyrer vorgelesen, bei der Feier der heiligen Geheimnisse ihre Namen genannt, „doch nicht, um für sie zu beten, wie für die übrigen Verstorbenen gebetet wird," bemerkt der heilige Augustinus, „sondern um uns ihrem Gebet zu empfehlen." Ohne Beglaubigung der Kirche irgend Jemand als Märtyrer zu verehren, und sollte er auch um seines

Glaubens willen getödtet worden sein, war nicht erlaubt; denn es hätte irrthümlich einem Ketzer die Ehre, die ihm nicht gebührte, gezollt werden können. Daher waren die Bischöfe äußerst vorsichtig mit der Erlaubniß der Verehrung. So durchreiste der heilige Gregor Thaumaturg, Bischof von Neocäsarea in Pontus, nach der großen Decischen Verfolgung das ganze Land, um anzuordnen, daß überall die Todestage, oder vielmehr die Geburtstage für den Himmel Derjenigen, die um des Glaubens willen gestorben waren, genau auf ihren Namen und auf keinen anderen gefeiert werden sollten. Als die Kirche später Frieden erhielt, wurden die Bischöfe noch viel vorsichtiger, so daß z. B. der heilige Martinus einen Märtyrer nicht anerkennen wollte, von dem ihm die Geistlichen, die seinen Leib in ihrer Kirche bewahrten, weder den Namen noch die Zeit seines Todes sagen konnten. Die Ketzer machten den Gläubigen ein Verbrechen aus dieser Verehrung; aber der heilige Augustinus hat dem Faustus, der da behauptete, daß für Christen die Märtyrer an die Stelle der Götzen getreten wären, und mit dem Faustus allen Ketzern der späteren Zeiten darüber folgende Erklärung gegeben: „Das christliche Volk begeht mit religiöser Feierlichkeit das Andenken der Märtyrer, um sich zu ihrer Nachahmung zu ermuntern, um Theil an ihren Verdiensten zu haben, und um durch ihre Fürbitten getröstet zu werden; doch so, daß wir nicht dem Märtyrer selbst, sondern dem Gott der Märtyrer, und nur zu ihrem Andenken Altäre errichten. Denn welcher Bischof hat je an den Gräbern der Märtyrer vor dem Altare gesagt: Wir opfern dir Petrus, dir Paulus, dir Cyprianus? sondern was geopfert wird, wird Gott geopfert, der die Märtyrer gekrönt hat, bei den Gräbern Derer, die er gekrönt hat, auf daß die heilige Weihe dieser Gräber selbst unser Gemüth entzünde zu größerer Liebe gegen Die, die wir nachahmen können, und gegen Den, durch dessen Gnade wir es können. Wir ehren also diese Märtyrer mit jener Pflicht der Liebe und Gemeinschaft, mit der auch in diesem Leben die heiligen Männer Gottes geehrt werden, doch mit mehr Andacht, weil

mit mehr Sicherheit, da sie ihren Kampf schon ausgekämpft haben. Mit jener Verehrung aber, die Anbetung heißt, wird und darf nur Gott allein geehrt werden. Da zu dieser Anbetung auch die Darbringung eines Opfers gehört, so geschieht bei uns dergleichen nie, auch nicht für einen Engel; und wer immer in diesen Irrthum fällt, wird durch die ächte Lehre zurechtgewiesen, entweder daß er von seinem Irrthum abstehe, oder daß er aus der Gemeinschaft gewiesen werde."

Die Katakomben.

Groß sind die Herrlichkeiten Roms, so groß, daß man Jahre brauchen könnte, wenn das Auge sie alle schauen, der Geist sie alle fassen und ordnen wollte. Die christliche Kunst, im Schooß der Kirche geboren und erzogen, ist ein dankbarer Zögling gewesen und hat aus ihren köstlichsten Kleinodien ein Diadem für Rom gemacht. Tausende von prächtigen Altären, welche heilige Reliquien umschließen, sind mit Kirchen überbaut, und diese sind mit Gemälden, Bildwerken, Mosaiken so reich geschmückt, daß man ganz geblendet die Augen niederschlägt, um sie ausruhen zu lassen, und nun gewahr wird, daß man einen Fußboden betritt, dessen herrliches Material man lieber in ein Schmuckkästchen legen möchte. Die Paläste wetteifern mit den Kirchen durch prachtvolle Architektur, durch Schätze von Gemälden und tausend Kunstgegenständen. Die heidnische Kunst in Bau- und Bildwerken ist durch erlauchte Nachfolger des Apostelfürsten vom Untergang gerettet und erhalten, um zu zeigen, was der Geist des Menschen schaffen und ersinnen könne — ohne Gott. Wer kennt sie nicht, diese Marmorwelt des Vaticans, diese melancholischen Götterbilder, die so schwermüthig aussehen, weil sie nicht unter der Signatur der Erlösung stehen? und ihnen gegenüber die seligen Gestalten von Rafaels Transfiguration und Perugino's heiligen Jungfrauen? Wer kennt nicht das Forum mit seinen zerfallenen

Göttertempeln und seinen gebrochenen Säulen, und die Rosen, die über der Stätte der versunkenen Kaiserpaläste wuchern, und das wunderbare Coliseum, das wie ein ungeheuerer Zauberring nichts umschließt, als in der Mitte seiner Arena ein armes, schwaches, nacktes Kreuz, und eine Welt von Erinnerungen! Denn das Coliseum ist das Flavische Amphitheater, welches Vespasian für Kampfspiele erbauen ließ, und das Blut der Christen ist hier in Strömen geflossen durch Martern, durch Zähne der Bestien, deren Zwinger in den unteren Räumen noch gezeigt werden, und durch das Schwert. Jenes arme Kreuz ist das wahre Mausoleum der Märtyrer. Es steht aufrecht und der prachtvolle Riesenbau ist eine Ruine, und sie haben diesen Riesen durch ihr Leiden und Sterben für das Kreuz zerbrechen helfen. Aber an der inneren Ringmauer der Arena sind jetzt die Kreuzwegs-Stationen angebracht, und so verschmilzt ihr Andenken und ihr Leid mit dem Leiden, welches ihr Gott mit ihnen getheilt hat. Daher trägt das Coliseum den Charakter einer so feierlichen und rührenden Erhabenheit, wie wenig Stätten auf der Erde. Diese gebrochenen Bogen; diese schwungvollen durchsichtigen Arcaden; diese Masse von Schlingpflanzen und Gesträuch, die wie ein grüner Schleier die Schutthaufen lieblich verhüllt; dieser rothe Baustein, der, von der Abendsonne angeglüht, wie in Blut getränkt und wie mit Glorie umstrahlt aussieht; die ganze Form des Baues, der wie eine immense Muschelschaale nach Oben sich erweitert, als ob sich vom Himmel eine Perle in ihn herablassen sollte; in der Mitte des Riesenbaues das geringe demüthige Kreuz, das all' seine Schönheit und all' seine Zerfallenheit überdauert; drüben auf dem Berge Cölio die dunkeln Cypressen, die wie ernste Gedanken still und unbeweglich die Vergänglichkeit der irdischen Größe zu betrachten und sich um desto fester gen Himmel zu richten scheinen; — Alles, Alles erschüttert die Seele und weckt in ihr die Sehnsucht nach dem ewigen Leben, dem ewigen Frieden. „In Pace“ (in Frieden) — das ist das Wort, welches zahllose Gräber in den Katakomben wie mit dem Lohn ihres Kampfes

bezeichnet. Wer da ruht, ist eingegangen in den Frieden des Herrn.

Eine der unvergleichlichsten Merkwürdigkeiten Roms sind die Katakomben, diese unterirdischen Zufluchtsstätten, Kirchen und Kirchhöfe der Christen während der drei ersten Jahrhunderte. Wer die Katakomben unter der Basilika von St. Sebastian besuchte, hat gewiß mit Staunen an der Eingangspforte die Inschrift gelesen, daß in diesem Kirchhof des Papstes und Märtyrers Calixtus die Gebeine von hundertvierundsiebzigtausend Märtyrern ruhen, „die alle aus großer Trübsal gekommen sind, und die, um Erben zu werden im Hause des Herrn, den Tod erlitten haben für den Namen Jesu Christi.“ Aber sein Staunen wächst, wenn er hört, daß dies nur ein Theil der heiligen Todtenstadt ist, die sich unter dem römischen Boden hinzieht und die gleichsam das Fundament des christlichen Roms bildet. Aus einem Felsengrabe ging der göttliche Stifter der Kirche siegreich hervor, um seine Gottheit zu verkünden; aus Felsengräbern ging die heilige Kirche hervor, um zu verkünden, daß sie seine wahre Braut, die Stellvertreterin, Fortsetzerin und Ausführerin seines Werkes auf Erden sei. Und es geziemte sich, daß an dem Ort, wo die heilige Braut vor dem Auge der Völker ihren Sitz aufschlug, diese Gräber Grundlage ihres Thrones würden.

Unter der Basilika von St. Sebastian, doch nicht im Zusammenhang mit dem unterirdischen Kirchhof von St. Calixtus, befindet sich ein halbrunder, gemauerter Raum. Hier wurden die Leiber der heiligen Apostel Petrus und Paulus nach ihrem Martertode zuerst beigesetzt, und diese Stätte war den Christen so heilig, daß sie dieselbe vorzugsweise die Gräber, und deren Nachbarschaft nannten: Platz bei den Gräbern, und ihre eigene Ruhestätte auf diesem Platz zu finden wünschten. Die Gelehrten erklären, daß das Wort Katakomben Platz bei den Gräbern bedeute und allmälig auf alle unterirdischen Kirchhöfe übergegangen sei. Andere sagen auch, Katakomben bedeute: tiefe Höhlen. Beides ist passend.

Da liegt nun Rom über seine sieben Hügel hingebreitet mit seinen Basiliken und Palästen, seinen Kirchen und Mausoleen, seinen Ruinen, Gärten und Fontänen, seinen Obelisken, Säulen und Statuen. Da liegt es wie zu Füßen der Kuppel von St. Peter, die sich hoch in den blauen Himmel hinein wölbt, ein Wunderwerk der Menschenhand, des Menschengeistes. Aber so hoch wie dieses über die Erde emporsteigt, so tief senkt sich ein anderes in die Erde hinein: ein Wunderwerk des Glaubens, die Katakomben.

Außerhalb der Thore und Mauern Roms, rings im Umkreis unregelmäßig es umschließend, in einer Ausdehnung von einigen Meilen, liegt unter der Erde eine Stadt, die ihre Straßen, Plätze, Kirchen, Häuser, Geräthschaften und Einwohner hat. Aber die Straßen sind finstere Gänge in den Tuffstein gehauen, die Kirchen sind größere Räume in demselben, die Häuser sind Gräber, die Geräthe sind Blutkrüglein und Grabeslampen, und die Einwohner sind Todte; und diese Stadt sind die Katakomben. Unzählige Gänge, die bis zu vier, sechs, ja zehn Stockwerke in den Erdboden hineinsteigen, bald niedrig und schmal, bald hoch und breit, aber immer gewölbt sind und immer senkrechte Wände haben, laufen hier gerade aus, dort gekrümmt, da gewunden, in tausend Richtungen sich durchschneidend, wie Fäden eines unregelmäßigen Netzes durcheinander. Hie und da, an seltenen Stellen, ist im Gewölbe eine Oeffnung angebracht, um ein wenig Licht und Luft aus der Oberwelt einzulassen; und um das Hinabstürzen von Menschen, Thieren oder sonstigen Gegenständen zu verhüten, ist die Oeffnung von außen mit einem kleinen Gemäuer eingefaßt. In die Wände der Gänge sind vom Fußboden bis zum Gewölbe längliche Oeffnungen gemacht, wie Kojen in einem Schiff. Sie sind nur gerade lang genug, daß der menschliche Körper ausgestreckt darin liegen könne. Sie laufen horizontal, wie Fächer eines Schrankes, an den Wänden hin, je nach deren Höhe fünf, sechs, ja zehn Reihen übereinander. Das sind die Gräber. Hatte das Grab seinen Todten aufgenommen, so ward die

Oeffnung mit Marmor- oder Ziegelsteinen geschlossen und fest vermauert.

Früher hat man geglaubt, die Steinbrüche und Sandgruben, welche die Römer zum Behuf ihrer ungeheueren Bauten in der Umgegend Roms eröffnet hätten, und zwar unterirdisch, um die Benutzung des Bodens nicht zu stören, wären von den Gläubigen in Katakomben verwandelt. Aber abgesehen davon, daß es nicht vorsichtig, ja nicht einmal möglich gewesen wäre, christliche Grabstätten an Orten einzurichten, die den Verfolgern der Christen so bekannt waren, haben Gelehrte der neuesten Zeit, die ihr ganzes Leben der Erforschung der Katakomben widmen, gefunden, daß keine einzige Katakombe weder in der Sandschicht, noch in der harten Tuffsteinschicht gegraben ist, welche die Römer als Material ihrer Bauten — jene zu Cement und diese zu Werkstücken nöthig hatten; sondern in einer Schicht von weichem Tuffstein, der sich leicht bearbeiten läßt, aber seiner Weichheit wegen zu Bauten nicht taugt, weil er an der Luft leicht zerfällt. Allenfalls nimmt man an, daß die Christen bei der großen Neronianischen Verfolgung, welche sie so unvorbereitet traf, in den Steinbrüchen und Sandgruben der Römer eine augenblickliche Zuflucht gesucht, und dieselben etwa zu Vorplätzen ihrer Katakomben gemacht haben. Der Ursprung der Katakomben selbst ist aber ein christlicher und er entspricht vollkommen dem Bedürfniß der verfolgten Christen: sie bedurften einer sicheren Begräbnißstätte für ihre Todten und einer sicheren Zufluchtsstätte für ihre Lebenden, wenn die Tage der großen Trübsal über sie kamen; und da ihnen diese auf der Erde nicht gegönnt wurden, so mußten sie unter der Erde sie sich schaffen. Diese doppelte Bestimmung hatten die Katakomben. Ihre Ausdehnung wuchs in den drei Jahrhunderten der Verfolgung so riesenhaft, daß man die Berechnung gemacht hat: wenn man all' ihre Gänge an einander reihete, so würde sich eine Straße von ungefähr hundertundfünfzig Meilen ergeben, die mit sechs Millionen Gräbern eingefaßt wäre. Etwa zwei und eine halbe Million dieser Gräber gehören Märtyrern,

die übrigen aber abgeschiedenen Gläubigen an. Fünfzig verschiedene Katakomben zogen mit ihren Goldadern von Heiligkeit einen solchen Strahlenkranz um das heidnische Rom, daß alle Fackeln bei dessen wüsten Orgien allmälig erbleichen und verlöschen mußten. All' diese fünfzig Katakomben sind in ihrer Anordnung wie nach einem Plan gemacht, weil sie alle eine und dieselbe Bestimmung hatten: gemeinschaftliche Grabstätte Derjenigen zu sein, die im Leben und im Tode „ein Herz und eine Seele" in Christo waren, und die, wie ihr göttlicher Herr und Meister, auf Erden nicht wußten, wohin sie ihr Haupt legen sollten. Den prachtvollen Grabmälern des heidnischen Roms, dessen edelsten Geschlechtern sie zuweilen angehörten, hatten sie entsagt, um als ein Volk von Brüdern um ihre Vorkämpfer, die Märtyrer, geschaart, in demüthiger Unscheinbarkeit auf den Tag zu harren, dem keine Nacht mehr folgt. Wenn die Vornehmen und Reichen ihre Gärten und Landgüter in Vorhöfe von Katakomben verwandelten, so waren diese ohne Unterschied den Hohen und Geringen, den Herren und Sclaven eröffnet, und die Besitzer wünschten keine andere Auszeichnung als etwa die: Märtyrer in ihren Katakomben bestatten und in deren Nähe mit den Ihren ruhen zu dürfen.

Die Baumeister dieser ungeheueren Todtenstadt mit ihren fünfzig Katakombenquartieren waren die Todtengräber.

Die christliche Gemeinde in Rom war anfänglich unter sieben Priester getheilt und geordnet, welche die geistlichen und weltlichen Angelegenheiten, die ihr Amt ihnen zuwies, unter der Leitung des obersten Bischofs besorgten. Dies ist der Ursprung der Pfarreien. Im Jahre 96 war die Zahl der Gläubigen schon so gestiegen, daß der heilige Papst Evarist die Zahl der Pfarreien auf fünfundzwanzig steigern mußte, und allmälig mit dem wachsenden Bedürfniß wurden sie noch zahlreicher. Jede Pfarrei hatte unter einem oder zwei Priestern, unter einem Diakon, Subdiakon und Notar, auch eine fromme Bruderschaft von Männern, die von den Geistlichen beaufsichtigt und geleitet, und mit Allem beauftragt waren, was das Begräb-

niß der Gläubigen betraf; dies waren die Todtengräber, und ihr Beruf vererbte sich in den Familien von Vater auf Sohn. Ihr Leben war ein Leben des Glaubens, der Liebe, des Opfers und der Gefahr nach einem ganz übernatürlichen Maßstab. In jeder Leiche sahen sie den Leib des Herrn, gleich Ihm bestimmt zur Auferstehung des Fleisches, und einen Bruder, den sie mit möglichster Andacht und Sorgfalt zur Ruhe betten mußten. Deshalb vergruben sie sich unter die Erde, in finstere Nacht, in tiefe Höhlen, mit ihrem Lämpchen und ihren Werkzeugen; deshalb unterzogen sie sich der mühseligen Arbeit, Gänge auf Gänge, Gräber über Gräber auszuhöhlen; deshalb wußten sie alle Hindernisse und Schwierigkeiten zu überwinden, die ihrem heiligen Zweck entgegen traten, und aus den Händen der Henker, der Wuth des Volkes, der Obhut der Kriegsknechte, aus den Tiefen des Flusses, aus den Lachen von Blut, aus den Kohlen der Scheiterhaufen die Ueberreste ihrer Brüder zu erkaufen, zu erflehen, zu erretten und sie heimlich, zuweilen massenweise, mit der äußersten Vorsicht, damit kein feindliches Auge die Zufluchtstätte erspähe, in den Katakomben in Sicherheit zu bringen. Deshalb behandelten sie die oft so schauerlichen Ueberreste mit zartester Sorgfalt, wuschen sie rein von Staub und Blut, umhüllten sie mit weißem Linnen, zuweilen mit kostbaren Stoffen und besprengten und bestreuten sie, um sie vor Verwesung zu schützen, mit so viel aromatischen Wassern und Kräutern, daß Tertullian den Heiden zuruft: „Saba und Arabien schicken uns mehr Balsam und Weihrauch, um unsere Todten zu bestatten, als an euch, um euere Götter in Rauchwolken einzuhüllen.“ Und das Alles thaten sie aus liebendem Andenken an das Grab des Herrn, aus liebender Zuversicht zu Seinem Ausspruch: „Vater, ich will, daß wo ich bin, auch Die bei mir seien, die Du mir gegeben hast.“ (Joh. 17, 24.) In den Seinen, die in Seinem Namen abgeschieden und Ihm vereint waren, ehrten sie Ihn. War der Todte auf seinem letzten Lager gebettet, so ward die Grabesöffnung schnell vermauert, um allen schädlichen Aus-

dünstungen zuvor zu kommen. Bisweilen wurden auch ganze Gänge, wenn ihre Wände voll Gräber waren, von oben bis unten zugeschüttet mit dem Material, welches sich durch die Ausgrabung immer neuer Gänge und Gräber anhäufte. Auf den Stein, der das Grab schloß, grub der Todtengräber bald eine längere, bald eine kürzere Inschrift, bald nur einen Namen und das trostvolle „In pace,“ bald ein symbolisches Zeichen, eine Palme, eine Taube, oder den Namen des Herrn ein; oftmals mit großer Eile, mit untauglichen Werkzeugen, auch mit ungeübter, ja unkundiger Hand; denn nicht all' diese frommen Männer verstanden so gut zu schreiben, als zu glauben, zu lieben und sich aufzuopfern! Das Christenthum hat nicht mit den Gelehrten und Gebildeten angefangen. Manche Grabsteine sind auch ganz leer geblieben; es fehlte an Muße oder an Kunde, um sie zu bezeichnen. Andere schließen ein Familiengrab, in welchem zwei, drei, sogar vier Todte, immer in der nämlichen horizontalen Lage, neben einander ruhen. Noch andere bedecken Gräber, welche ganz geringe Ueberreste von vielen Märtyrern zusammen aufbewahren. Vielleicht ließen die Bestien nur wenige Gebeine, vielleicht die Flammen nur wenig Asche übrig! Es ward andächtig gesammelt und bestattet und die einfache Inschrift: „Ruffinus und hundertundfünfzig Märtyrer Christi,“ oder: „Marcella und fünfhundertundfünfzig Märtyrer Christi,“ weist keinen anderen Schmuck auf als das Siegeszeichen, die Palme. In ruhigen Zeiten waren nur die Todtengräber und ihre Handlanger in den Katakomben beschäftigt; brachen aber die Stürme der Verfolgung aus, so rechneten alle Gläubigen es sich zur Ehre an, ihnen behülflich zu sein, und heilige Päpste, Priester, edle Frauen, Jünglinge und Jungfrauen halfen die Leichen in die Katakomben zu bringen und zu bestatten.

Außer den Gängen finden sich noch andere Räume in den Katakomben: kleine und größere Grotten oder Kammern (Krypten), die, wenn sie ohne Gräber sind, den Zusammenkünften der Gläubigen zu ihren Liebesmahlen und zum Unterricht der Katechumenen dienten. Andere Kammern, die als

Kapellen benutzt wurden, umschlossen ein ebenfalls aus dem Tuffstein gehauenes, aber vorspringendes und mit einem Bogen überwölbtes Grab eines Märtyrers, auf dessen oberer Platte die heiligen Geheimnisse gefeiert wurden, so daß das Grab selbst den Altar bildete. Die gegenwärtige Form unserer Altäre ist nicht willkürlich angenommen, sondern mit der Kirche selbst aus den Krypten der Katakomben hervorgegangen und ruhet auf heiliger Ueberlieferung. Welche Opfer, welche Gebete, welche Thränen, welche Schmerzen, welche Freudigkeiten mögen vor jenen unterirdischen Altären Gott dargebracht worden sein! In manchen Krypten sind Wandgemälde, immer in Bezug auf den Trost des Glaubens, auf die Wunder der Liebe: Jonas im Wallfisch, Daniel in der Löwengrube, das Opfer Isaaks, die drei Jünglinge im Feuerofen, Job zwischen seinen Freunden, Joseph und seine Brüder, — alle Aengste und Nöthen des Lebens gesänftigt und überwunden im Vertrauen auf göttliche Hülfe und Gnade. Auch Bilder aus dem Leben des Heilandes, vorzugsweise die Werke seiner Barmherzigkeit: Christus die Kranken heilend, die Brode vermehrend, bei der Samaritanin am Brunnen sitzend, die kleinen Kinder segnend, den Lazarus erweckend; Christus als guter Hirt oder als Lamm Gottes das Kreuz tragend; welch ein übernatürliches Licht warfen diese süßen, liebreichen Bilder in die dunkeln Katakomben und auf das Leben und den Tod der Gläubigen!

In Zeiten des Friedens bewohnten die Christen ihre Häuser in der Stadt, gingen ihren Geschäften und ihrem Beruf nach und besuchten die Katakomben nur bei religiösen Versammlungen, an Jahrestagen der Märtyrer, die durch das heilige Meßopfer auf deren Gräbern gefeiert wurden, oder um in der Nähe von lieben Abgestorbenen zu beten. Aber wenn die Verfolgung begann, wenn das Blutedict öffentlich bekannt gemacht wurde: so verschwanden ihrer Viele vor dem Ungewitter in den Katakomben. Das wußten die Heiden auch sehr gut; deshalb nannten sie die Christen mit Verachtung „ein lichtscheues Volk;" deshalb schrieen sie: „Schließt

die Kirchhöfe!" deshalb verboten blutdürstige Kaiser bei Todesstrafe, in die Katakomben zu fliehen; deshalb war die Rücknahme dieses Verbotes das erste Zeichen, daß die Verfolgung nachlasse. Da die Heiden aber die Katakomben und ihre tief verborgenen Eingänge nicht alle kannten, so war es den Christen dennoch möglich, sich heimlich und vorsichtig in die unbekanntesten zu flüchten und versteckt zu bleiben. Die obersten Hirten selbst riefen und führten ihre Heerde in die Katakomben. Der heilige Papst Clemens sagt: „Kommt, versammelt euch in den Kirchhöfen! Wir wollen dort die heiligen Schriften lesen, Hymnen zu Ehren der Märtyrer und aller Heiligen, welche diese Welt verlassen haben, anstimmen, für unsere Brüder beten, die im Herrn gestorben sind, in unseren Kapellen und Grabstätten das eucharistische Opfer darbringen, das wohlgefällig ist vor Gott, und mit Psalmengesang Denen das Geleit geben, die für den Glauben sterben." Und der Papst Cornelius schreibt im Jahre 260: „Die Verfolgung ist so außerordentlich heftig, daß wir nicht wagen dürfen, uns in den bekanntesten Kirchhöfen zu versammeln." Viele heilige Päpste hielten sich bald längere, bald kürzere Zeit darin auf; der heilige Cajus acht Jahre; der heilige Sixtus II. mit vier Diakonen fand in ihnen den Märtyrertod, weil sein Aufenthalt entdeckt wurde und er nicht mehr Zeit hatte, ihn zu wechseln. Obgleich nun Hirten und Heerde sogar in ihrer Zufluchtstätte in beständiger Todesgefahr schwebten, so vollzogen doch die treuen Nachfolger der ersten Apostel ihr apostolisches Amt mit noch erhöhtem Eifer in diesen Grotten und Höhlen, damit keine Seele in Zaghaftigkeit oder Kleingläubigkeit verfalle und kein Schäflein der Heerde verloren gehe. Hier hielten sie Concile, weihten sie Priester, consecrirten sie Bischöfe, gaben sie Disciplinargesetze, unterrichteten sie die Neophiten, tauften sie die Katechumenen; hier brachten sie im hochheiligen Opfer den Leib des Herrn dar; hier predigten sie das Wort vom ewigen Leben; und so lenkten und regierten sie mit ruhiger Hand und gleichmüthiger Seele das Schifflein Petri durch die tobenden Wellen, die sich

hoch über ihrem Haupte aufbäumten und beständig mit Untergang drohten, denn sie ruhten in der Gewißheit, daß dies Schifflein bestimmt sei, die ganze Menschheit in die Ewigkeit hinüber zu führen.

Jedoch nahmen nicht alle Gläubigen ihren Aufenthalt in den Katakomben. Manche, z. B. alle Kriegsleute, waren durch ihren Beruf in der Stadt festgehalten; Andere blieben freiwillig, weil ihnen die Flucht nicht nothwendig schien; noch Andere, um für ihre Brüder in den Katakomben zu sorgen, ihnen Lebensbedürfnisse und Nachrichten zu bringen und Viele, um die Gefangenen zu besuchen und die zum Tode Verurtheilten zu begleiten. Damit alle Diese, welche den Trost der Anwohnung beim heiligen Meßopfer entbehrten, standhaft auf ihren gefährlichen Posten ausharrten, ward das eucharistische Brod nach dem Schluß der heiligen Feier von den Priestern den Diakonen übergeben, welche es entweder selbst oder durch junge Akolythen den Gläubigen in der Stadt zutrugen. „Wer von der Kirche nicht zum Kampf gewaffnet wird,“ sagt der heilige Cyprianus, „ist nicht tauglich für das Marterthum, und die Seele verzagt, wenn sie nicht durch die Eucharistie erhoben und entflammt wird.“ Der heilige Papst Stephanus, der auch lange in der Katakombe seinen Bischofsitz und seine Kathedrale aufschlug, ward ebenfalls endlich in ihr zum Märtyrer gekrönt. Am Tage nach seinem glorreichen Tode empfing der Jüngling Tarsicius, ein Akolyth, den heiligen Auftrag, das Opferbrod den Brüdern in der Stadt zu überbringen. Unterwegs wird er aber von Soldaten festgehalten, die ihn fragen, was er da so vorsichtig trage? und da er nicht antwortet, um das Hochwürdigste Gut keiner Entweihung auszusetzen, fallen sie über ihn her und erschlagen ihn. So lebten und so starben damals die Christen. Mit solchem Muth und solchem Glauben verlief ihr ganzes Dasein zwischen den Aengsten der Verfolgung und der Aussicht auf den Martertod. Welche wunderbar mächtige Lebenskraft durchströmte die Kirche, daß sie all' ihre Kinder zu Helden machte!

Wie man durch die Wandmalereien der Königsgräber von Theben das ganze Leben der alten Egypter kennen lernt, Gebräuche, Beschäftigung, Handwerk, Unterhaltung, Hausgeräth, Lebensmittel, Waffen: so weisen die Katakomben das Leben des Christen nach, das freilich in näherer Beziehung zum Himmel als zur Erde stand, und deshalb auch mehr auf himmlische Bedürfnisse als auf irdische hindeutet. Gewisse Vorplätze vor den Krypten sind als diejenigen Räume erkannt, wo sich die Büßer aufhielten, die zu öffentlicher Buße verurtheilt waren und nur von fern dem heiligen Meßopfer beiwohnen durften. Dahin auch hatten sich die Katechumenen zurückzuziehen, wenn das heilige Geheimniß, die Wandlung begann, weil sie noch nicht durch das Sacrament der Taufe die Gnade empfangen hatten, mit erleuchteten Augen auf die Vollziehung des unblutigen Opfers zu schauen. Ein langer Saal, an dessen beiden Seitenwänden fortlaufende Bänke, und am oberen Ende zwei erhöhte Sitze in den Stein gehauen sind, war das Schulzimmer, wo die Katechumenen den Unterricht der Geistlichen empfingen. Der steinerne Sitz mit hoher Lehne zur Rechten des Altars und etwas vorspringend, ist der bischöfliche Stuhl, von wo aus der Hirt seiner Heerde Ermahnungen und Erklärungen des Evangeliums gab. In der Katakombe der heiligen Agnes ist eine große Kapelle, in der sich hinter dem Hauptaltar ein Presbyterium findet, ein Raum für die Geistlichkeit, mit einem erhöhten Sitz für den Bischof in der Mitte, und zu beiden Seiten minder hohe für die Priester, wie jetzt in den Kathedralen der Chor für Bischof und Domherren. Eine kleinere Kapelle enthält zwei Sitze, welche man für Beichtstühle nach der alten Art erklärt, wo der Büßer nicht seitwärts, sondern gerade vor dem Priester zu knieen hatte. Da die Aushöhlungen der Katakomben nur im weichen Tuffstein gemacht wurden, überall dessen Schichten folgen und nach ihnen sich richten, so konnten all' diese Einzelheiten nur da ausgeführt werden, wo man sich in einem großen Tuffsteinlager befand. Wie die Ausdehnung der Gänge sich nach der Ausdehnung dieses Lagers richtet, so daß man

zuweilen in ihnen kriechen muß: so war auch die Form der Kapellen dadurch bedingt, bald drei- und viereckig, bald halbrund; aber da wo der Stein es gestattet, ein längliches Viereck, halbrund geschlossen, der Typus der Form unserer jetzigen Kirchen. Weihwasserkessel sind in kleinen Nischen neben den Thüren angebracht. Nichts von Geräthschaften ist in den Katakomben entdeckt außer zahllosen thönernen Lämpchen, alle in Form eines kleinen Nachens an einer Kette befestigt, so daß sie bequem getragen und leicht aufgehängt werden konnten. Sie dienten zur Beleuchtung dieser unterirdischen Welt. Mit heiliger Vorsicht war für die Trennung der beiden Geschlechter gesorgt; eine alte Inschrift besagt, daß die Männer und die Frauen besondere Eingänge und Treppen zu benutzen hatten. Beim Gottesdienst hielten sie sich ebenfalls an geschiedenen Plätzen auf und Diakone und Diakonissen mußten umherwandeln und beachten, daß die Ordnung überall eingehalten werde. Um die unvermeidliche Unruhe vieler zusammengedrängter Menschen ganz zu umgehen, sind die Kapellen sehr zahlreich, aber klein. Jene Lämpchen hatten noch eine andere Bestimmung. Die Gläubigen machten sie zu einem Ausdruck ihrer Hoffnung, daß die Todten mit der brennenden Lampe des Glaubens in der Hand zum Brautfest der göttlichen Liebe eingegangen seien und die Freuden des ewigen Lichtes genössen. Mit brennenden Lampen umgaben sie ihre geliebten Gräber, besonders die der Märtyrer, und die immer wiederkehrende Inschrift der Gräber: In pace! Vivas in Deo! Vivas in aeternum! (In Frieden! Lebe in Gott! Lebe in Ewigkeit) sprach sich mit kindlicher Freude und Zuversicht durch die tausend flimmernden Lämpchen in der finstern Katakombe aus. Durch das Thal voll Todesschatten waren die Seelen zur Herrlichkeit Gottes gelangt. Und wenn wir unsere Todten mit Kerzen zum Grabe geleiten und am Tage Allerseelen an den Gräbern und in den Kirchen Lichter anzünden, so stieg dieser feierliche und kindliche Gebrauch mit der Kirche selbst, als Ausdruck einer rührenden Glaubensfreudigkeit, aus den Katakomben empor.

Als im vierten Jahrhundert die Verfolgungen aufhörten, blieben die Katakomben geheiligte Stätten, welche eifrig von den Christen besucht wurden und wo sie sich gern beerdigen ließen. Der heilige Hieronymus, geboren 331, schreibt: „Als ich in Rom meine Studien machte, hatte ich mit einigen jungen Leuten meines Alters, welche denselben Zweck verfolgten, die Gewohnheit angenommen, jeden Sonntag die Gräber der Apostel und der Märtyrer zu besuchen. Eifrig und aufmerksam wanderten wir durch diese Höhlen, welche in die Tiefe der Erde gegraben sind. Nach allen Seiten laufen unzählbare Gänge hin, die sich in allen Richtungen durchkreuzen. Tausende von Todten sind in allen Höhen in den Seitenwänden bestattet und überall herrscht eine so tiefe Finsterniß, daß man an das Wort des Propheten erinnert wird: „Lebendig sind sie in die Hölle hinabgestiegen." Nur ganz selten dringt ein spärliches Licht durch die Oeffnungen hinein, welche man auf der Oberfläche der Erde gemacht hat und verscheucht ein wenig die schauerliche Dunkelheit, in die man sich langsam gehend oder gar auf dem Boden kriechend, vertieft." An Tagen der Märtyrer begab man sich in festlicher Prozession in die Katakomben, um das heilige Opfer auf ihren Gräbern darzubringen. Nach und nach wurden Basiliken über solchen Gräbern, aber auf der Oberfläche der Erde gebaut, und zwar so, daß der Hochaltar über der unterirdischen Krypta, welche das Grab in sich schloß, errichtet wurde; wie z. B. St. Peter über den Vaticanischen Katakomben. Ja, zur Erinnerung an diese geheiligten Stätten, wo das Christenthum die Bluttaufe empfangen hatte, legte man unter neuen Basiliken und Domen eigens Krypten an, um verehrte Reliquien aufzunehmen. Auch kam die feierliche Erhebung der Reliquien in Gebrauch; d. h. unter gewissen kirchlichen Ceremonien wurden sie ihrer bisherigen Ruhestätte entnommen und mit großer Andacht in Kirchen übertragen, wo prachtvolle Gräber sie aufnahmen und wo sie der Verehrung des Volkes zugänglicher waren.

Die welterschütternden Kriege und Umwälzungen, welche in Folge der Völkerwanderung Jahrhunderte lang Europa

mit wilden Horden überschwemmten, schleppten unsäglich viel Zerstörung mit sich und brachten über Rom und die Katakomben manche Verwüstung. In Folge derselben ließ der Papst Bonifaz IV. eine große Menge Reliquien der Märtyrer im Jahre 607 im Pantheon beisetzen, in jenem ehemals heidnischen Tempel, der allen Göttern gewidmet war, und zum ewigen Gedächtniß dieser großartigen Erhebung, dieses Sieges des Christenthums über das Heidenthum, begeht die Kirche alljährlich das Fest Allerheiligen. Je mehr die heiligen Ueberreste aus den Katakomben in die immer anwachsende Zahl der Kirchen versetzt wurden, desto mehr wuchs das fromme Verlangen der Christen, auch dort in der Nähe ihrer heiligen Väter im Glauben eine Ruhestatt zu finden und sie ließen sich nicht mehr in den Katakomben, sondern in den Kirchen und den nächstgelegenen Plätzen begraben. So kam es ganz allmälig, daß im sechszehnten Jahrhundert die Katakomben so gut wie vergessen waren, als der berühmte Archäolog Antonio Bosio sie gleichsam neu entdeckte. Mit Erlaubniß des Papstes Clemens VIII. begann er sie wissenschaftlich zu durchforschen, widmete diesem Studium drei und dreißig Jahre (von 1567 bis 1600) und fand in ihnen wahre Schätze des christlichen Alterthums. Andere gelehrte Männer verfolgten den Weg, den Bosio gebrochen und bis zum heutigen Tage sind die Katakomben ein Gegenstand, dem christliche Archäologen mit größter Hingebung ihre Wissenschaft widmen. Ungefähr der vierte Theil der Katakomben ist bis jetzt zugänglich gemacht; denn obwohl man annäherungsweise ihre Ausdehnung eben so berechnen konnte, wie den Umkreis von Pompeji, das auch noch größtentheils unter der Asche liegt: so hat man, wegen der großen damit verbundenen Kosten, Mühen und Gefahren, die Aufgrabung doch noch nicht weiter gebracht. Viele Gänge wurden gleich von den Todtengräbern zugeschüttet; andere sind durch Erdbeben oder im Laufe der Jahrhunderte eingestürzt; Treppen sind zusammen gefallen; die Eingänge sind mit Erde bedeckt, mit Weingärten bewachsen, so daß die Arbeit große Schwierigkeiten hat. Jedoch wird sie unablässig fortgesetzt.

Durch Gottes Gnade wurden die Katakomben gerade zu einer Zeit wieder eröffnet, in welcher die Welt mehr denn je heiliger Reliquien bedurfte, theils um sich durch die Erinnerung an Leid und Drangsal der Märtyrer zu trösten und zu stärken, theils um Altäre aufrichten zu können. In den jammervollen Religionskriegen des sechzehnten Jahrhunderts wurden unzählige Heiligthümer von den Irrgläubigen verwüstet, zerstört, ausgeraubt, in Schutt und Asche gelegt, und ohne Reliquien konnten die Altäre der Gläubigen nicht wieder aufgerichtet werden. Andererseits gewann das Christenthum in Asien und besonders in dem kürzlich entdeckten Amerika mehr Seelen, als es in Europa verlor, so daß die Kirche für ihre Kinder in allen Welttheilen zu sorgen hatte. Da öffnete sich in den Katakomben diese Fundgrube heiliger Kleinodien! Was die Wissenschaft nach scharfsinniger und genauer Erwägung erforscht hatte, ward von der Kirche nach sorgsamer und weiser Prüfung angenommen und beglaubigt, und Palmzweig und Blutkrüglein als untrügliche Bezeichnung eines Märtyrergrabes anerkannt. Diese Gräber, und nur diese, wurden und werden feierlich geöffnet, um die ehrwürdigen Ueberreste der Verehrung der Christenheit zu übergeben und den Anforderungen des Cultus, bei immer anwachsendem Bedürfniß neuer Gotteshäuser, zu genügen. Weist ein solches Grab keinen Namen des Märtyrers auf, so begnügt sich die heilige Kirche, diesen ehrwürdigen Gebeinen, die für die Sache Gottes zermalmt und zerbrochen worden sind, eine Benennung beizulegen, die genau der Wahrheit und zugleich dem Wunsch der frommen Andacht entspricht: sie gibt ihnen eine Bezeichnung, die allen Märtyrern zukommt: Justus, Candidus, Pius, Felix, Victor, Fortunat und ähnliche. Denn sie drücken Tugenden, Siege und Belohnungen aus.

O ihr lieben heiligen Märtyrer, die ihr mit Gott vereinigt seid, weil ihr schon hienieden sein Leben in euch aufnahmt, die ihr theilhaft seid der Allmacht Gottes, weil ihr nur das gewollt habt, was Gott will, bittet für uns, damit wir, wenn wir eurer glorreichen Kämpfe gedenken, dadurch

angefeuert werden, euren Glauben und eure Liebe nicht blos zu bewundern, sondern nach unseren Kräften und nach unserem Maß der Gnade nachzuahmen.

Das Coliseum.

Da die Amphitheater die Bühnen waren, auf denen die heilige Tragödie des christlichen Märtyrerthums dargestellt wurde, und da das prachtvolle und gigantische Flavische Amphitheater zu Rom der großartigste und vollkommenste Bau dieser Art, ein Muster und Typus aller übrigen war: so trägt es vielleicht dazu bei, die Theilnahme für die christlichen Helden, diese heiligen Ahnen unserer Seelen, zu beleben, wenn man sich den Schauplatz ihrer Kämpfe und Siege lebhaft vergegenwärtigen kann. In diesem riesenhaften Monument der Größe, der Macht, der Verderbtheit des heidnischen Roms unter den Kaisern ward der mörderische Krieg geführt, in welchem das Opfer den Henker, das Lamm den Tiger, die Taube den Drachen überwand. Jetzt heißt es das Coliseum und ist eine der schönsten und vielleicht die berühmteste und bekannteste Ruine der ganzen Welt.

Kaiser Vespasian begann den Bau, und Titus vollendete ihn nach der Eroberung von Jerusalem, indem er die in Gefangenschaft gerathenen Söhne Abrahams zu Tausenden daran arbeiten ließ, und zwar mit solcher Anstrengung, daß zwölftausend dabei umgekommen sein sollen. Dennoch waren die Kosten des Baues so groß, daß es hieß, Titus habe Ströme von Gold daran verschwendet. Als das Amphitheater vollendet war, widmete Titus es dem Andenken seines Vaters Vespasian, gab darin Spiele, die 120 Tage dauerten, in denen 5000 wilde Thiere und gegen 10,000 Gladiatoren erschienen, und nannte es nach dem Namen seiner Familie das Flavische Amphitheater.

Von einem freien offenen eirunden Platz, der 285 Fuß lang, 182 Fuß breit ist und 748 Fuß im Umfang hat, steigen

rundum steinerne Sitze und Stufen so aufwärts, daß jeder höhere Kreis etwas zurückspringt und daß der höchste den weitesten Umfang hat. Das Innere des Coliseums ist ein immenses ovales Becken von Steinterrassen, welches oben weiter als unten ist. Das Aeußere sind Doppelportiken, drei Stockwerk hoch, dorischer, jonischer und korinthischer Ordnung, welche die Stufen und Sitze tragen und durch ihre schöngeschwungenen Bogen und Pfeiler der ungeheuren Steinmasse ein leichtes, lebendiges Ansehen geben. Das vierte Stockwerk hat keine Bogen mehr, sondern große Fenster. Achtzig Thüren mit Nummern laufen außen um das Gebäude, stehen in Verbindung mit Treppen und Gängen, machen es dem Zuschauer leicht, seinen Platz zu finden, und verhindern ein übermäßiges Gedränge beim Anfang und Ende der Spiele. Außerdem liegen zwei ungewöhnlich große und hohe Pforten, wie Triumphbogen, kühn und mächtig, einander gegenüber an beiden Enden des Ovals; durch die eine traten die Gladiatoren und Alle ein, welche zur Unterhaltung der Zuschauer bestimmt waren; durch die andere schaffte man große Maschinen, Bäume und Alles, was zur Scenerie erforderlich war, hinein. Der innere freie Raum hieß die Arena. Sie war viele Fuß hoch mit feinem und festem Sand bestreut und unter demselben mit Marmorquadern gepflastert. Diesen festen Grund hatte sie (wenn nicht in jedem Amphitheater, so doch im Coliseum), weil man sie zuweilen vermittelst benachbarter Wasserkünste in einen Teich verwandelte, auf welchem Seegefechte zur Abwechselung statt fanden. Um die Arena lief das Podium, eine ungefähr acht Fuß hohe Marmorwand, auf welcher sich ein starkes Eisengitter erhob, das mit scharfen Spitzen versehen war und sich in die Arena hinein neigte. Außerdem saßen bewegliche hölzerne Kugeln am oberen Ende desselben, so daß eine wilde Bestie, die etwa hinan springen und sich anklammern wollte, an den rollenden Kugeln keinen Haltpunkt fand, an den scharfen Spitzen aber sich verwundete und wieder in die Arena zurückfiel. Dies war nothwendig zum Schutz der Zuschauer, die auf dem Podium, welches hinter dem Gitter

eine breite Terrasse bildete, ihren Sitz hatten. Diese Terrasse war der Ehrenplatz; da war das prächtige Zelt des Kaisers und der Cäsaren aufgeschlagen; da saßen die Prätoren, die Vestalinnen, die Großwürdenträger des Reichs; da hatte man das Schauspiel in möglichster Nähe und vor Augen; da genoß man in vollkommener Sicherheit die Nachbarschaft der Bestien; denn an der Basis des Podiums, unmittelbar auf der Erde, befanden sich Oeffnungen wie große Kellerfenster, welche durch starke eiserne Fallgitter geschlossen waren. Das waren die Ausgänge für die wilden Thiere, welche in unterirdischen Zwingern (Carceres) gehalten wurden. Begann das Spiel, so hob man das Fallgitter in die Höhe und die Bestie, aufgestachelt durch Speere, wüthend gemacht durch Feuerbrände, gepeinigt von Hunger, setzte in die Arena hinein.

Hinter der Terrasse des Podiums erhoben sich rundum die Sitze. Die ersten vierzehn Reihen wurden eingenommen von den Senatoren, den römischen Rittern, den vornehmsten Magistratspersonen, den fremden Gesandten. Die übrigen von allen römischen Bürgern. Aber die höchsten Sitzreihen gehörten den römischen Frauen; wie ein bunter Blumenkranz krönten sie das ganze Amphitheater und übersahen nicht blos die Spiele, sondern auch alle Zuschauer. Oberhalb der höchsten Reihe befand sich wiederum eine breite Terrasse mit einer Brustwehr; sie faßte 12,000 Zuschauer, die aber stehen mußten. Sitzplätze hatte das Coliseum für 87,000 Personen. Sämmtliche Sitze waren mit Polstern oder Teppichen bedeckt, damit die Gesundheit nicht durch die kalten Steine gefährdet werde. Die obere Terrasse trug schöngeschnitzte Balken und Mastbäume mit Tauwerk und Stricken, welche das Velarium, eine prachtvolle purpurfarbene, mit goldenen Sternen besäete Decke über dem ganzen Coliseum zeltförmig ausspannten. Ein zahlreiches Heer zierlich gekleideter junger Matrosen hing in dem Takelwerk und führte mit höchster Geschicklichkeit und Schnelle die Manöver aus, je nachdem das Velarium sich mehr oder minder öffnen und schließen sollte. So hatte man immer frische Luft und nie Sonnengluth. Das war aber noch nicht genug,

um mit größtem Behagen Menschenblut in Strömen fließen zu sehen! Dünne Schafte von vergoldetem Metall stiegen hie und da zwischen den Sitzen empor und spritzten zarte Strahlen von wohlriechenden Wassern aus, die als ein ganz feiner Thau auf die Zuschauer zurückfielen, Duft und Frische verbreiteten und die Atmosphäre von den bösen Dünsten der Leichen, der Bestien und des Blutes reinigten. Die Höhe des Coliseums betrug 157 Fuß, der äußere Umkreis 1641 Fuß. Aus Blöcken von Travertin, der einen heißen rothen Farbenton hat, ist der Riesenbau aufgethürmt. Die inneren Wände waren mit polirtem Marmor bekleidet und mit Säulen, Pilastern, Statuen, Bildwerken im Uebermaß geschmückt. Wie mußte das sein, wenn fast 100,000 Menschen, oder vielmehr wenn fast 200,000 Augen, denn im Auge concentrirte sich der ganze Zuschauer, diesen immensen Raum belebten, funkelten, glühten! Durch seine Größe, seine Pracht, durch die Schauspiele, welche es darbot, durch die wahnsinnige Leidenschaft des ganzen Volkes, vom Kaiser an bis zum Geringsten herab, und vom Rohesten an bis zu den Vestalinnen hinauf, für diese Schauspiele war das Coliseum der zusammengedrängte entsetzliche Ausdruck des heidnischen Lebens im alten Rom während der ersten Jahrhunderte des Christenthums, und die Ströme des reinsten Blutes, die Weihrauchwolken der reinsten Gebete, die Opfer der reinsten Liebe mußten sich wie eine heilige Sündfluth über diese Stätte ergießen, um das alte Rom von seiner heidnischen Befleckung rein zu baden und es glaubensfähig zu machen.

Die Spiele wurden zu Ehren der Götter gegeben, darum begannen sie mit einem Opfer; und zu Ehren Jupiters — mit einem Menschenopfer. Wenn sie dann Alle eingetreten waren, der Kaiser in Purpur gekleidet, die Vestalinnen in Weiß, die Senatoren mit weißen goldgezierten Mänteln, so schlachtete ein Priester des Jupiter (der Flamen dialis) am tragbaren Altar in der Mitte der Arena ein menschliches Opfer; dann klatschte man froh in die Hände, denn Jupiter war zufrieden und die Spiele konnten beginnen.

Muntere Fanfaren erschallten: durch das Thor Sanavivaria (der Lebenden) traten die Venatoren mit Peitschen in der Hand ein und stellten sich in zwei Reihen auf. Ihnen folgten die Bestiarier, die unglücklichen Opfer, die den wilden Thieren bestimmt waren, eine zahllose Heerde, meistens elende entlaufene und wieder eingefangene Sclaven, Kriegsgefangene, dann Christen jedes Alters, jedes Geschlechtes. Indem sie eintreten, müssen sie durch die Reihen der Venatoren gehen und von jedem derselben einen schmählichen Peitschenhieb auf ihre entblößten Schultern empfangen, auch die edelsten, die zartesten Frauen. Und das betrachteten die Vestalinnen Alles ganz genau! Dann trat ein Herold an die Spitze dieser zur Schlachtbank geführten Schaar und umkreiste mit ihnen die Arena. Vor dem Zelt des Kaisers, oder des Proconsuls, oder wer sonst dessen Stelle vertrat, mußten sie sich verneigen und den entsetzlichen Gruß sprechen: „Ave, Caesar, morituri te salutant!“ („Die Sterbenden grüßen dich.“) Die Christen sagten aber zuweilen andere Worte, z. B. Satur in Carthago zu Hilarian, dem Proconsul: „Jetzt richtest du uns; dereinst wird dich Gott richten.“ Nun haben die Zuschauer den Genuß gehabt, sich an der Menge der Opfer zu weiden; nun muß man haushälterisch mit dem ferneren Genuß zu Werke gehen und das Vergnügen möglichst verlängern. Darum macht man aus der ganzen Opferheerde viele kleine Abtheilungen; die, welche zuerst sterben sollen, bleiben in der Arena, man fesselt sie an Pfähle, man steckt sie in Netze, die jede Bewegung unmöglich machen und die den Anblick ihrer Agonie nicht verhüllen. Die Uebrigen führt man zurück, bis die Reihe zu sterben truppweise an sie kommt. Die Spannung der Zuschauer ist nun auf's Höchste gestiegen; da wird das greuliche Zeichen gegeben, von einem Caligula oder Domitian? nein! von den Prätorianern oder Lictoren? nein! von den Henkersknechten? nein! von den Vestalinnen wird es gegeben. Die Fallgitter vor den Zwingern der Thiere werden aufgezogen und Löwen, Bären, Stiere und Panther stürzen aufgestachelt und aufgehetzt in die Arena und auf ihre wehr-

lose Beute. Bald bedecken zerstampfte Leichname, zerrissene Glieder, Blut und Gebeine den Sand. Und so folgt eine Truppe auf die andere, ein Abwürgen auf das andere; und immer blutgieriger funkeln die 200,000 Augen und immer blutdürstiger erschallt der wüthende Beifall, und immer blutlechzender werden frische Bestien und frische Opfer verlangt. Endlich ist für dieses Schauspiel kein Menschenfleisch mehr vorhanden; denn Abwechselung muß sein, damit sich die Theilnahme nicht erschöpfe und eine andere Art von Metzelei soll beginnen. Zuvor treten die Confectoren in die Arena und schleppen mit eisernen Haken Alles, was sterbend oder todt in ihr umher liegt, durch das Thor Sandapilaria (der Todten) in einen eigens dazu bestimmten Raum, das Spoliarium, wo die Sterbenden vollends getödtet werden. Schöne Sklaven in zierlicher Kleidung folgen den Confectoren in die Arena, schütten frischen Sand auf Blutlachen und harken den aufgewühlten Boden wieder eben. Während der Zeit fällt ein balsamischer Thau aus vergoldeten Brunnenröhren erfrischend auf die Zuschauer, rauschende Musik erschallt und tausend Possenreißer in den abentheuerlichsten Kleidern und Aufzügen, suchen durch burleske Späße und fabelhafte Geschicklichkeit die entsetzlichen 200,000 Augen einstweilen zu beschäftigen, bis ihnen wieder eine willkommenere Unterhaltung geboten wird.

Da öffnet sich von Neuem das Thor Sanavivaria und auf glänzenden buntbemalten Streitwagen fahren die Gladiatoren in die Arena, umkreisen sie, rufen mit einer Stimme: „Ave Caesar, morituri te salutant!" springen von den Wagen und beginnen ihre Kämpfe. Ihre Kleidung bestand in einer Drapperie von rothem oder weißem Stoff um die Hüften, die durch einen glänzenden Gürtel festgehalten wurde, und in Halbstiefelchen von blauem Leder oder von Bronze; übrigens waren sie durchaus nackt. Ihre Waffen richteten sich nach der Art des Kampfes, für den sie bestimmt waren. Die eigentlichen Gladiatoren, die ihren Namen von ihrer Waffe empfingen, trugen ein Schwert (Gladius), am rechten Arm Schienen von Bronze, am linken einen großen runden Schild, auf dem

Kopf einen geflügelten Helm; und sie kämpften theils zu Fuß, theils zu Pferde. Andere Kämpfer führten in jeder Hand ein Schwert und gar keine Schutzwaffe. Andere eine Sense und Schild; Andere Dreizack und Netz; noch Andere nur eine Schlinge, mit der sie ihren Gegner erwürgen mußten; den unglücklichen Andabaten wurden die Augen verbunden und wie Blinde hatten sie auf einander loszugehen. Auch diese kämpften nicht Alle auf Einmal, sondern nach ihren Waffenarten abgetheilt; denn genau die Verschiedenheit der Weise zu sehen, in welcher der Tod empfangen und gegeben werden konnte, schärfte das Interesse. Den höchsten Reiz für die Schaulust gewährten die Auctoraten, die als feindliche Armeen, von mehreren hundert Mann jede, mit Schwert, Schild und Lanze fochten. Dieser Reiz bestand aber nicht sowohl in der großen Zahl, oder dem ungeheuern Getümmel, oder der Kampfweise, sondern darin, daß sie Alle oder fast Alle umkommen mußten. War dies von den Festgebern mit den Lieferanten der Gladiatoren abgemacht, wurde auf dem Programm der Feier bemerkt, daß sie fechten sollten „sine missione" (ohne Gnade), dann erreichte der blutige Freudenrausch den höchsten Grad. Dann wehe Dem, der nicht den 200,000 Tigeraugen ihren vollen Genuß gewährte. Wehe Dem, der seinen Gegner durch einen Schlag tödtete; denn nicht Leichen, sondern Sterbende wollte man sehen; nicht den Tod, sondern die Agonie! Und wehe Dem, der nicht mit der gehörigen Verwegenheit sein elendes Leben zu verlieren suchte und zaghaft kämpfte! Und wehe Denen, die sich gegenseitig schonten, die Feiglinge, die keine Ehre darin setzten, vor dem römischen Volk zum Spaß umgebracht zu werden und umzubringen! Und wehe Denen, die den römischen Schönheitssinn beleidigten und ohne Würde und Anmuth, wie es doch Gladiatorensitte war, ihren Geist aufgaben! Das Alles rief ein Wuthgeschrei, ein Fußstampfen, solche Zorngeberden, solche Schmähungen hervor, daß das Coliseum bebte und dröhnte. Und es half den Unglücklichen gar nichts, wenn sie nicht mit der gehörigen Verwegenheit den Kampf bestanden. Sterben mußten sie doch, denn es hieß ja

„ohne Gnade," und sie ernteten nur Verachtung dazu ein. Mögen sie noch so demüthig ihre Waffen vor der siegenden Partei strecken, in noch so theatralischer Stellung um ihr Leben flehen: das Volk rächt sich an ihnen für ihre Feigheit, und je mehr sie zittern, um so grimmiger wird es und verdammt sie Alle. Ist ein Fechter überwunden, so muß er sich gleich wieder erheben (das befehlen die Kampfspielgesetze), auf ein Knie vor seinem Besieger sich niederlassen und um sein Leben bitten. Der Sieger sieht sich ringsum nach dem Richtspruch der Zuschauer. Heben sie den Daumen in die Höhe, so ist er gerettet; senkt sich der Daumen, so ist er verurtheilt. Auf diese Weise wurden sie zu Hunderten verdammt und oft nur zwei oder drei begnadigt, denen dann irgend Jemand, wie es üblich war, die Mütze eines Freigelassenen zuwarf, so daß er zugleich vom Tode und von der Sklaverei gerettet ward. Bei Trajans Spielen, welche durch die Marter des heiligen Ignatius geschlossen wurden, kamen 10,000 Kämpfer um. Bei jeder Todeswunde, bei jedem geschickt geführten mörderischen Streich ertönte ein Ruf von allen Lippen: „Hoc habet!" (Jetzt hat er es) und mit infernalischer Freude funkelten die 200,000 Augen, darunter die Augen von römischen Müttern und römischen Priesterjungfrauen! Welche Kinder müssen Jene erzogen, welchen Göttern müssen Diese gedient haben!

Wieder verschwinden die Leichen und die Blutspuren und bis die Vorbereitungen zu einem neuen Act der Tragödie gemacht sind, wird auch wieder ein Zwischenspiel aufgeführt; aber nicht von Possenreißern. Nein! keine Possenreißer mehr! die sind zu zahm, zu matt! die taugten für den Anfang! jetzt müssen auch die Späße convulsivischer Art sein. Das römische Volk hängt sehr an den Heldenthaten seiner Väter, begeistert sich für den Mutius Scävola, würde gern sehen, wie er sich benommen hat bei der Tortur, der er sich freiwillig unterzog. Diesen Wunsch des Volkes befriedigt man; aber wie? Sklaven tragen Becken voll glühender Kohlen in die Arena und ein Unglücklicher wird herbeigeführt und legt wirklich selbst

und allein seine rechte Hand auf die Kohlen. Warum thut er das? Er ist mit einem in Schwefel getauchtes Gewand bekleidet worden und zwei Henker mit brennenden Fackeln stehen neben ihm und sind bereit, ihn in Brand zu stecken bei der mindesten Zögerung. Und diese gräßliche Parodie gefällt dem Volke sehr!

Fanfaren ertönen; die Jagd beginnt. Von einer Seite treten Truppen von Bestiariern ein, von der anderen wälzen sich Hügel mit Gesträuchen, Bäumen, Rasen und Felsblöcken bedeckt vermittelst künstlicher Maschinerie in die Arena. Eine andere Maschinerie schiebt die Felsblöcke aus einander und siehe! aus ihren Höhlen und Grotten springen Löwen, Panther, Bären, Büffel hervor; das sind die Jäger. Das Wild sind Menschen, die Bestiarier, und seltene kostbare Thiere, die sich nicht vertheidigen können, z. B. der Vogel Strauß, die Giraffe. Das Würgen beginnt von Neuem, bis Menschen und Thiere durch einander blutend, sterbend, todt, im grauenhaften Gemisch in dem künstlichen Walde liegen. Einige numidische Löwen und einige Bären aus den rhätischen Alpen behaupten ungestört das Schlachtfeld und ruhen als Sieger, gesättigt durch Menschenfleisch und Menschenblut, zwischen Leichen und Gebeinen.

Ein neuer Scherz belustigt die Zuschauer, die edlen Senatoren, die zarten Vestalen ganz ungemein. Ein armseliger Sklav wird in die Arena gestoßen. Auf seiner geöffneten, ausgestreckten Hand liegt ein Ei und er soll damit, ohne es fallen zu lassen, ohne es zu zerbrechen und ohne die Hand zu schließen, von einem Ende der Arena zum anderen gehen. Die Angst, die bebende Hast, die scheue Verzagtheit, die krampfhaften Bewegungen, die Todtenblässe des Aermsten, das grimmige Knurren der Bären, das dumpfe drohende Gebrüll der Löwen werden mit Jubel aufgenommen. Die Thiere lassen, großmüthiger als die Zuschauer, dies elende Geschöpf mit der Furcht davon kommen. Hätten sie es zerrissen, so würde die Heiterkeit der Zuschauer nicht im mindesten dadurch getrübt worden sein.

Die Leidenschaft für diese Spiele war so groß, daß, wenn der Festgeber dem Volke die größte Freude machen wollte, sie auch Nachts fortgesetzt wurden und dann zuweilen zwei, drei, ja fünf Tage und fünf Nächte ohne Unterbrechung dauerten. Zahllose Fackeln beleuchteten in der Nacht das Coliseum und machten den ganzen Eindruck noch wilder, noch grauenhafter, noch barbarischer. Man aß, man trank im Coliseum, um nur ja keinen kostbaren Augenblick zu verlieren. Es ist berechnet worden, daß die Römer zwei Drittheile des Jahres im Amphitheater und im Circus zubrachten. In jeder bedeutenderen Stadt ihres ungeheuren Reiches bauten sie Amphitheater, hatten sie Kampfspiele. Je allgemeiner diese wurden, desto mehr steigerte sich die Begier nach ihnen. Anfangs schenkten die Triumphatoren, die reichen römischen Bürger, die Kaiser, dem Volke von Rom fünfzig Paar Gladiatoren; dann ging es in die Hunderte und Tausende. Trajan gab 10,000. Wie viel Domitian und Heliogabal gegeben haben, ist gar nicht zu zählen. Julius Cäsar hielt auf seine Kosten eine Schule für Gladiatoren, und Augustus und nach ihm alle Kaiser behielten dies Institut bei. In demselben Maßstab mußten auch wilde Thiere dem Volke geschenkt werden. Scipio Nasica und Lentulus ließen sechzig Panther und vierzig Bären und Elephanten in ihren Spielen auftreten, Sulla hundert Löwen, Pompejus vierhundert Panther und sechshundert Löwen, Titus fünftausend verschiedene afrikanische Bestien. Domitian tausend Hirsche, tausend Giraffen, tausend Strauße und eine entsprechende Anzahl wilder Thiere, um jene zu zerreißen. Die Provinzen des Römerreiches mußten schwere Contributionen zahlen, um die ungeheuren Kosten der Spiele zu bestreiten, und die Statthalter mußten solche wilde Thiere anschaffen und nach Rom liefern, wie sie in ihren Statthaltereien heimisch waren. Der Transport und der Unterhalt dieser Thiere verschlang unglaubliche Summen und eine Verschwendung zog immer die andere nach sich. Einst wurde im Coliseum ein Seetreffen aufgeführt; doch statt des Wassers war es mit Wein gefüllt, und sechsunddreißig Krokodille und

mehrere Hippopotamen kämpften mit Gladiatoren, die in Schaluppen auf diesem Weinsee schwammen.

Hätte die Gewohnheit dieser gräßlichen Spiele nicht im römischen Volke jede Spur von menschlichem Gefühl ertödtet: so hätten die Christen nimmermehr den Martern ausgesetzt werden können, die man über sie verhängte. Nun aber, da blutdurstige Schaulust immer stieg, da Sklaven, Verbrecher und Kriegsgefangene dem Bedürfniß nicht genügten, waren die Christen sehr willkommen, um eine Lücke auszufüllen. Der persönliche Haß, den man gegen sie hegte, steigerte zwar die Freude an ihren Qualen, hatte aber längst seinen Vorläufer gehabt in der gränzenlosen Verachtung des Menschen und des Menschenlebens, die aus dem römischen Sklaventhum hervorging, dessen Blüthe die Spiele waren. Da trat diese Verachtung nicht in ihrer nackten Rohheit auf, wie etwa, wenn Sklaven in den Fischteich geworfen wurden, um die Muränen zu mästen; sondern sie war mit Kunst und Pracht, mit Anmuth und Geschicklichkeit, mit Purpur und Wohlgerüchen so ausgeschmückt, und fand in der ungeordneten Begier des Menschen nach lebhaften Gemüthsbewegungen einen so starken Bundesgenossen, daß das gesunde Gefühl betäubt und erstickt ward, und Menschenverachtung sich wie ein zersetzendes Gift des Herzens bemeisterte. Und dahin kommt man, wenn man in dem Nächsten nicht den Bruder liebt, den Gott nach Seinem Bilde erschaffen und den der Sohn Gottes mit seinem heiligen Blut erlöst hat.

Der heilige Apostel Johannes,

Evangelist.

Tertullian schreibt: „Es ist eine Ehre für uns, daß ein Nero uns zuerst verfolgt hat.“ Dem milden Titus, der nur zwei Jahre die römische Welt beherrschte, folgte sein jüngerer Bruder Domitian auf dem Thron, doch nicht in der Gesinnungs- und Handlungsweise. Er war vielmehr ein anderer

Nero durch Laster, Grausamkeit und Thorheit. Ein Geschichtschreiber, Hermogenes, hatte sich einige Sticheleien gegen ihn erlaubt: Domitian ließ ihn und die Abschreiber seines Buches kreuzigen. Ein römischer Bürger rügte mit einem Wort nur des Kaisers wahnwitzige Vorliebe für eine gewisse Art von Gladiatoren: Domitian ließ ihn den wilden Hunden des Amphitheaters vorwerfen. Aelius Lama erlaubte sich eine bittere Bemerkung über den Kaiser, der ihm seine Frau genommen hatte: Domitian ließ ihn ermorden. Die Vestalin Cornelia war früher eines Vergehens angeklagt, das mit einem fürchterlichen Tode bestraft wurde, ward aber für schuldlos erklärt; Domitian ließ sie wieder anklagen und verdammte sie unverhört als Pontifex maximus zum Tode, obgleich sie bis zuletzt ihre Unschuld betheuerte: Domitian wollte das Schauspiel einer lebendig begrabenen Vestalin haben, und ließ die Strafe nach alterthümlichem Gebrauch an ihr vollziehen. Sie ward gebunden und verhüllt, in Begleitung ihrer Familie, nach einem Platz getragen, der das verruchte Gefilde (Campus sceleratus) hieß, und dort losgebunden, während der Pontifex maximus eine Gebetsformel zu den Göttern murmelte. Dann sollte sie, vom Scharfrichter geführt, auf einer Leiter in ein eigenes dazu bereitetes unterirdisches Kämmerlein hinabsteigen, wo sie ein Bett, ein Licht, ein Brod, etwas Wasser, Milch und Oel fand, und wo sie, nachdem die Leiter wieder heraufgezogen und der Eingang mit Steinen und Erde zugeschüttet war, gräßlich umkommen mußte. Als der Scharfrichter Cornelien die Hand bot, um ihr behülflich zu sein, trat sie scheu zurück, betrat allein die Leiter, faßte erröthend ihr Gewand zusammen, dessen Saum einen Augenblick hängen geblieben war, und stieg mit dem edlen Anstand einer jungfräulichen Priesterin in das entsetzliche Grab hinein. Ein solcher Tod einer Vestalin war immer ein Tag der Trauer für das ganze heidnische Rom; diesmal doppelt, weil man nicht an Corneliens Schuld glaubte.

Durch solche Vorspiele bereitete sich Domitian auf die Verfolgung der Christen vor, die für einen Wüthrich den großen

Reiz hatte, daß ihre Opfer massenweise geschlachtet wurden. Er ließ von ihnen, als von einer jüdischen Sekte, die schweren Steuern eintreiben, mit denen dieses Volk belastet war; und zugleich ließ er sie als Gotteslängner anklagen und verfolgen, aber nur die Christen: woraus erhellt, daß er sie sehr wohl von den Juden unterschied und sie absichtlich auf jede Weise zu drücken suchte. Dies war im Jahre 95.

Von den heiligen Aposteln lebte um diese Zeit nur noch der selige Lieblingsjünger Johannes im hohen Greisenalter zu Ephesus. Er war nicht Bischof der Kirche von Ephesus, sondern ein geistlicher Vater, ein Wächter der Lehre, ein heiliger Berather aller Kirchen in Kleinasien, die er zum Theil gestiftet haben mochte. In dem Jünger „den Jesus lieb hatte," erkaltete die Liebe nicht. Im hohen Greisenalter machte er immer noch häufige Reisen zu den Gemeinden, die seiner Obhut anvertraut waren. Auf einer derselben fand er einen Jüngling von großen, vielversprechenden Anlagen, mit einer feurigen, kräftigen Seele. Der heilige Greis empfahl diesen Jüngling zu sorgsamster Pflege und Ausbildung dem Bischof, und dieser versprach, ihn in treue Obhut zu nehmen. Das geschah auch. Der Jüngling wurde durch Wort und Beispiel, durch Lehre und Liebe unterrichtet und ermahnt; dann getauft. Voll Vertrauen auf das heilige Sacrament der Taufe und die guten Gesinnungen des Jünglings ließ der Bischof ein wenig von seiner Wachsamkeit nach, und alsbald wußte der böse Feind Unkraut unter den Waizen zu streuen und den Jüngling mit Genossen in Verbindung zu bringen, die ihn ganz allmälig vom Guten ab- und zum Bösen hinzogen. Als der heilige Greis Johannes nach Jahren wieder diese Gemeinde besuchte, fragte er den Bischof sogleich nach dem Jüngling, nach der theuern ihm anvertrauten Seele. Dem Bischof traten Thränen in die Augen und wehmüthig sprach er: „Unser Bruder ist gestorben." „Wann und wie?" fragte der heilige Apostel. „Er ist Gott abgestorben und ein Bösewicht, der Häuptling einer Räuberbande geworden, die in unserer Gegend einen Berg voll Schluchten besetzt hält," antwortete

der Bischof. Da zerriß Johannes sein Kleid und wehklagte: „O welchem Hüter hab' ich die Seele meines Bruders anvertraut!" und Pferd und Wegweiser begehrend, eilte er zu dem bezeichneten Berge. Ausgestellte Wachen ergriffen ihn sogleich und führten ihn vor den Räuberhäuptling. Als dieser den heiligen Gefangenen erkannte, überfiel ihn unaussprechliche Beschämung, und er entfloh. Aber Johannes eilte ihm nach und rief zärtlich: „O mein Sohn, fliehe nicht vor deinem Vater! Erbarme dich meiner und fürchte dich nicht! Du hast ja noch Hoffnung des ewigen Lebens. Ich werde Christo Rechenschaft für dich ablegen und gern, wenn es nöthig ist, den Tod für dich leiden, wie der Herr für uns Alle den Tod gelitten hat. Ich möchte meine Seele für die Deine geben; aber fliehe nicht vor mir, denn glaube nur, Christus sendet mich zu dir." Ueberwunden von diesen Bitten, diesen Klagen, diesen Verheißungen, stand der junge Mann endlich still, warf seine Waffen weg, weinte bitterlich, fiel dem heiligen Greise in die Arme und verbarg seine rechte Hand sorgsam im Gewande, damit sie, die durch Raub und Mord besudelt war, nicht den Heiligen berühre. Der aber sank dem reuigen Sünder zu Füßen, küßte diese Hand, verhieß ihm die Vergebung des barmherzigen Gottes und führte ihn in die Gemeinde zurück. Nicht eher verließ er ihn, als bis er ihn nach strenger und anhaltender Buße mit der Kirche ausgesöhnt und als ein Siegesdenkmal der göttlichen Gnade und der apostolischen Liebe hingestellt hatte.

Und dieser liebevolle gute Hirt, der an nichts dachte und nichts wollte, als seine mit dem Blut Jesu erkauften Schäflein vor dem ewigen Verderben zu bewahren und der ewigen Liebe zuzuführen, verfiel der Verfolgung, ward nach Rom geführt und vor der Porta Latina in einen Kessel voll siedendem Oel geworfen *). Aber die allmächtige Hand, welche die Flammen des Feuerofens von jenen drei hebräischen Jüng-

*) Nach Tertullian und Hieronymus erlitt er diese Marter. Andere Kirchenlehrer erwähnen ihrer nicht.

lingen abwehrte und die Rachen der Löwen wider Daniel verschloß, behütete sein heiliges Leben. Gott gönnte ihm das Marterthum der himmlischen Krone wegen; aber er gönnte der Marter nicht, ihm den Tod zu geben, denn sein erleuchtetes Auge sollte noch wunderbare Gesichte schauen und seine reinen Lippen noch überirdische Dinge verkünden. Domitian verbannte ihn auf ein kleines Felseneiland im ägäischen Meere, wie Johannes selbst im Anfang der Offenbarung sagt: „Ich Johannes, euer Bruder und Mitgenosse an der Trübsal und an dem Reich und an der Geduld in Christo Jesu, war auf der Insel, die Patmos genannt wird, um des Wortes Gottes und um des Zeugnisses Jesu willen." Dort, in der tiefen Abgeschiedenheit von allen Menschen, kamen die Engel zu ihm und zeigten ihm die Dinge der Zukunft im Himmel und auf Erden. Und der Herr sprach zu ihm und befahl ihm aufzuzeichnen all' die göttlich erhabenen, verheißungsseligen Worte, mit denen der Bräutigam die bräutlichen Seelen zu sich zieht und die Er besiegelt mit dem Zuruf, trostvoll in jeder Trübsal: „Ja, Ich komme bald." (Off. 22, 20.)

Nach Domitians Ermordung im Jahre 96, als Kaiser Nerva der Verfolgung Einhalt that, durfte Johannes sein Patmos verlassen und nach Ephesus zurückkehren. Dort erhob ein Irrlehrer, Cerinthus, sein freches Haupt und läugnete die Gottheit Jesu Christi, und in Palästina that ein Anderer, Ebion mit Namen, es ihm nach und läugnete das Dasein Gottes von Ewigkeit. Die Bischöfe Kleinasiens und viele Gemeinden flehten den heiligen Apostel an, ein Evangelium zu schreiben, welches jene unseligen Irrlehren vernichten und die ewige Wahrheit erstrahlen lassen möge. In tiefer Demuth hielt er sich dessen für ganz unwürdig, zog sich in Gebet und Betrachtung zurück, ließ auch öffentliche Gebete und Fasten anordnen, um sich über den Willen Gottes zu erleuchten, und erst als der heilige Geist ihn erfüllte und antrieb, begann er sein erhabenes Evangelium so, wie nie zuvor und nie nachher ein Buch begonnen ward: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort."

Es ist als ob ein „Fiat lux" (Es werde Licht) über die majestätischen Glaubensgeheimnisse der Gottheit Christi und der hh. Dreifaltigkeit von Anfang bis zu Ende des Evangeliums gesprochen werde.

In seinen letzten Tagen war der holdselige erhabene Greis so entkräftet, daß er nur von seinen Jüngern unterstützt in die Versammlung der Gläubigen gehen und keine anhaltende Reden mehr halten konnte. Da sie aber gern eine Ermahnung von ihm hörten, so begnügte er sich, ihnen zu wiederholen: „Liebe Kinder, liebet euch untereinander." Einmal fragte man ihn, weshalb er wohl immer dasselbe sage? „Es ist das Gebot des Herrn, und wer es hält, der thut genug," antwortete er. Aber seine Liebe ging aus Kraft, nicht aus Schwäche der Seele hervor. Die alten Schriftsteller erzählen, er habe einen Priester seines Amtes entsetzt, weil dieser eine selbsterfundene Reisebeschreibung des heiligen Paulus und der heiligen Thekla als wahre Begebenheit herausgegeben habe. Wer die Wahrheit verletzt, verletzt auch die Liebe, denn die Unwahrheit, auch mit frommer Absicht, kann nimmermehr ein Quell des Segens werden.

Der Lieblingsjünger des Herrn war dazu bestimmt, Ihn am längsten zu überleben. Er starb eines natürlichen Todes im Jahre 101 zu Ephesus. In seiner Jugend wollte er voll flammendem Zorn Feuer vom Himmel über die Verstockten regnen lassen (Luc. 9, 54.), und sein göttlicher Meister nannte ihn „Sohn des Donners." (Mark. 3, 17.) Aber er wurde das Urbild der mildesten Liebe, denn er hatte an der Brust Jesu gelegen! (Joh. 13, 23.)

Flavia Domitilla.

Die Großen der Erde wurden, wenn die Gnade sie berührte, mächtig angezogen von einer Lehre, die den Kleinen das Himmelreich, und Denen, die sich selbst erniedrigen, eine Erhöhung in der Herrlichkeit verheißt. Flavius Clemens, ein

Enkel Vespasians, ein Vetter der beiden Kaiser Titus und Domitian, und seine Frau Domitilla, die ebenfalls aus dem Flavischen Geschlecht war, bekannten sich beide zum Christenthum. Domitian, der kinderlos war, hatte ihre zwei Söhne zu seinen Nachfolgern bestimmt. Dennoch ließ er den Flavius Clemens tödten unter dem Vorwande der Gotteslängnung, eine Beschuldigung, die viele andere Christen ebenfalls zum Tode verdammte. Auch mißfiel ihm dessen unthätiges, unrömisches Leben, da sich Clemens vermuthlich von all' jenen Bestrebungen fern hielt, womit sich römischer Ehrgeiz zu beschäftigen pflegte. Gegen Domitilla bewies sich Domitian äußerst mild, indem er sie nur auf die Insel Pandataria, im Golf von Gaëta, verbannte. Doch diese Maßregeln vertilgten nicht den Samen des Glaubens im Geschlecht der Flavier, und eine edle Jungfrau, Flavia Domitilla, empfing ihn im reinen Herzen durch zwei treue und bejahrte Diener, Nereus und Achilles, welche schon durch den heiligen Apostel Petrus getauft worden waren. Flavia lebte so, wie die Blüthe der römischen Frauen, wenn sie für den Glauben gewonnen waren, zu leben pflegten: in einer Kette von heroischen Opfern. Sie legte in die Hände des heiligen Papstes Clemens das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit ab, widmete sich ganz dem Dienst ihrer Glaubensbrüder, und eröffnete in einem ihrer prachtvollen Gärten an der Ardeatinischen Straße eine Katakombe, welche noch jetzt ihren Namen und den ihrer beiden Diener und Lehrer trägt. Dieselben Christen, die ihr kaiserlicher Oheim verfolgen und tödten läßt, bestattet Flavia in ihrem unterirdischen Kirchhof, unter ihnen Petronilla, die geliebte geistliche Tochter des Apostelfürsten. Aber Domitian mochte eine solche Tugend nicht in seiner Nähe haben und scheute sich doch, sie von der Erde zu vertilgen. Er verbannte sie nach der Insel Pontia, wo sie als eine heilige Jungfrau und Bekennerin ein langes Leiden um des Namens Jesu willen trug, das erst unter Kaiser Trajan mit dem Märtyrertode besiegelt ward. Nereus und Achilles aber wurden schwer gefoltert und endlich enthauptet. Treue Glaubensbrüder bestatteten

deren Ueberreste, so wie später auch die der kaiserlichen Jungfrau, in Flavias Katakombe.

Der heilige Papst Clemens.

Ob dieser dritte Nachfolger des heiligen Petrus ein blutiges Marterthum unter Domitian gelitten, wird von einigen gelehrten Forschern bejahet, von anderen verneint. Würdig desselben wird der Mann wohl gewesen sein, von dem der heilige Apostel Paulus in seinem Philipperbrief, cap. IV, 3. sagt: er sei im Buch des Lebens aufgeschrieben, und der im Kanon der heiligen Messe täglich vor allen Altären der Christenheit mit Verehrung genannt und um Fürbitte angerufen wird. Ein unblutiges Marterthum hat er ohnehin ausgestanden, als der Wolf in seine Heerde einfiel und sie zerfleischte. Da litt er mit jedem Märtyrer, wie ein Vater mit seinem Sohne, und bestattete in jedem ein theures Kind. Aber noch andere Martern stand er und standen all' die heiligen Männer aus, die Christus ermahnte, als er zu Petrus und in ihm zu seinen Nachfolgern sprach: „Stärke deine Brüder" und: „Weide meine Schafe;" die Marter: den Glauben durch Häresie und Schisma entstellt zu sehen. Das Leben der Seelen ist daran geknüpft, daß sie auf den ewig grünen Auen des unverfälschten Glaubens geweidet werden. Darum darf von dieser himmlischen Nahrung nichts hinweggenommen, allein es darf ihr ebensowenig etwas Fremdes beigemischt werden. Wie auf einer heiligen Warte steht der oberste Bischof zu Rom auf dem Felsen Petrus, um all' die weit umher zerstreuten Abtheilungen einer und derselben großen Heerde, die seiner Oberleitung anvertraut sind, zu überwachen und um Hirten und Schäflein in Obhut zu nehmen. Damals war in der Gemeinde zu Corinth eine Spaltung durch ehrgeizige, unruhige Mitglieder entstanden, die freilich nicht die Einheit des Glaubens, aber die Einigkeit der Zucht und Ordnung anfocht. Da Uneinigkeit die Schooßsünde des Menschen,

den Hochmuth nährt — denn die Demüthigen sind einträchtig, — und da Hochmuth der geheime Quell aller Häresie ist: so suchte der heilige Papst Clemens in der Gemeinde zu Corinth die alte Eintracht wieder herzustellen, indem er ein Sendschreiben voll liebender und ernster Ermahnung an sie erließ. Er sagt darin:

„Die Apostel haben uns das Evangelium von unserem Herrn Jesu Christo übergeben; Jesus Christus von Gott. Christus war von Gott gesandt worden, die Apostel von Christo. Beides geschah in der Ordnung nach dem Willen Gottes. Als nun die Apostel ihre Aufträge erhalten hatten und ihre Ueberzeugung vollkommen geworden war durch die Auferstehung unseres Herrn Jesu Christi, und sie gekräftigt worden waren im Glauben durch das Wort Gottes und durch Fülle der Ueberzeugung, die der heilige Geist ihnen gab: da gingen sie aus und verkündigten, daß nun kommen sollte das Reich Gottes. Also predigend in Ländern und in Städten, erwählten sie aus den Erstlingen der Bekehrten solche Männer, die kräftig im Geist erfunden waren, und stellten sie zu Bischöfen und Diakonen der künftigen Gläubigen und als ihre Nachfolger (der Apostel) auf, und setzten für die Zukunft die Regel der Nachfolge fest, damit, wenn diese entschlafen wären, andere erprobte Männer an deren Stelle ihr Kirchenamt überkämen. Diese nun, welche die Heerde Christi in Demuth, tadellos, mit Ruhe und Würde gepflegt, und lange Zeit von Allen ein gutes Zeugniß erhalten haben, können unserer Meinung nach nicht gerechter Weise aus dem Amt gestoßen werden. Es wird für keine kleine Sünde geachtet werden, wenn wir sie, die heilig und unsträflich die Gaben (des heiligen Opfers) darbringen, der bischöflichen Würde entsetzen: wie Ihr es thut. Ihr seid streitsüchtig und eifersüchtig, Brüder, um Dinge, die das Heil nicht betreffen! Nirgends werdet ihr in den heiligen Schriften finden, daß Gerechte von heiligen Männern abgesetzt wurden. Gerechte wurden verfolgt; ja, aber von Ungerechten. Wir wollen uns halten zu den Gerechten; denn diese sind Gottes Auserwählte. Warum sind

unter euch Zwiste des Ehrgeizes, Trennungen, Spaltungen und Fehde? Haben wir nicht Einen Gott und Einen Christus? Haben wir nicht denselben Geist der Gnade und denselben Beruf in Christo? Warum denn zerren wir auseinander die Glieder Christi und machen Partei gegen unseren eigenen Leib? Erinnert euch der Worte Jesu unseres Herrn: Wehe Dem, durch welchen Aergerniß kommt! Eure Spaltung hat Viele geärgert, Viele zerrüttet, bei Vielen Kummer erregt, Viele wanken gemacht, uns Alle betrübt. Ist Jemand voll Glaubens, mächtig in Auslegung, weise in Beurtheilung der Lehre, lauter in Thaten, so muß er um desto demüthiger sein, je größer er vor Anderen erscheint; so muß er desto mehr für's allgemeine Wohl streben und nicht für seinen eigenen Vortheil. Wer die Liebe Christi hat, der bewahrt Christi Gebote. Die Höhe, zu welcher die Liebe führt, ist unaussprechlich. Die Liebe vereinigt uns mit Gott; sie thut Alles in Eintracht, weiß von keiner Spaltung, empört sich nicht; in der Liebe ist weder Niedriges noch Aufgeblasenes; durch die Liebe sind alle Auserwählten Gottes vollkommen geworden. In Liebe nahm der Herr uns auf. Aus Liebe für uns gab Christus unser Herr Sein Blut nach dem Willen Gottes für uns hin; gab Sein Fleisch für unser Fleisch, gab Seine Seele für unsere Seele. Wünschen und bitten wir also, daß wir Seiner würdig mögen leben in der Liebe, aber nicht nach menschlicher Zuneigung. Ihr nun, die ihr Urheber der Spaltung seid, laßt euch unterweisen zur Buße! Beuget die Knie eures Herzens! Lernet euch unterordnen! Leget ab hoffärtige und übermüthige Selbstgefälligkeit eurer Zunge! Denn es ist euch besser, klein und bewährt in der Heerde Christi erfunden zu werden, als mit hochfahrendem Sinn ihr zu entstürzen."

Als das Werk der Gnade stellt Clemens die Erkenntniß der Wahrheit aus der Offenbarung Jesu Christi und die gesammte Handlungsweise des Christen dar, welche sich an diese Erkenntniß anschließt. Aber er betrachtet den Glauben, der aus der Offenbarung erblüht, nicht als ein leeres Vertrauen, das kraftlos hinter der Tugend zurückbleibt. „Wir," so schreibt

er, „die wir nach seiner Gnade in Christo berufen sind, werden nicht durch uns selbst gerecht, nicht durch unsere Einsicht, Weisheit oder Frömmigkeit, nicht durch die Werke, die wir in der Heiligkeit unseres Herzens vollbracht haben, sondern durch den Glauben, durch welchen Gott Alle, die jemals gerecht wurden, gerechtfertigt hat. Ihm sei daher auch Ruhm und Ehre in Ewigkeit. Aber was sollen wir thun? Sollen wir ablassen von der Liebe und träge sein in guten Werken? Keineswegs möge das der Herr geschehen lassen! sondern mit aller Kraft und allem Muth lasset uns zu jeglichem guten Werke eilen, denn der Schöpfer und Herr frohlockt in seinen Werken. Nach seinem Vorbilde lasset uns also freudig nur seinen Willen thun und Werke der Gerechtigkeit aus ganzer Kraft vollbringen." Während also der Wolf grimmig die Zähne wider die Heerde fletschte und die weißesten Lämmer fing und zerfleischte, droheten zugleich räudige Schafe großes Unheil anzurichten, und der Stellvertreter des ewigen guten Hirten mußte mit der einen Hand Die segnen, welche sich freudig zum Opfer brachten, und mit der anderen Hand Die heilen, welche an dem Gebrechen des Trotzes und der Widersetzlichkeit gegen höhere Anordnung erkrankt waren. Solche Kranke hat die Kirche immer in ihrem Schooß gehabt, immer mit größter Langmuth und Geduld an ihrer Besserung gearbeitet, immer auf ihre Herstellung gehofft, immer mit unaussprechlicher Freude ihre Genesung gefeiert und, wenn sie alle Mittel von sich wiesen und in ihrem kranken Zustand verharren wollten, immer mit unaussprechlichem Schmerz sie betrauert. Dies letzte Leid kam aber nicht über den heiligen Papst Clemens, sondern noch lange Jahre nach seinem Abscheiden wurde sein apostolisches Sendschreiben öffentlich in der Gemeinde zu Corinth vorgelesen, um sie in der Eintracht und der Liebe zu bewahren.

So ging das erste Jahrhundert des Heils, dies an Gnaden, an Segen, an Herrlichkeit, an Liebe, an Tugend unvergleichlich und überschwenglich reiche Jahrhundert, genau so unter, wie es aufgegangen war, aus der Grotte von Beth-

lehem in die Grotten von Rom; damals, draußen Herodes und jetzt die herodianische Heidenwelt; damals rings umher das Blut der unschuldigen Kindlein, und jetzt das Blut der heiligen Märtyrer; damals in der Grotte der eingeborene Sohn des ewigen Vaters, dem die Hirten, die Magier, die Könige huldigen, ein zartes Kind auf dem Schooß der jungfräulichen Mutter, der Auserwählten von Ewigkeit, der unbefleckten Braut des heiligen Geistes, und jetzt in den Katakomben der eingeborene Sohn des ewigen Vaters, noch tiefer verhüllt als in der Gestalt eines Kindes, und daher noch tiefer angebetet von einer erwachenden, glaubensdurstigen Welt, die aus allen Ständen, allen Geschlechtern, allen Völkern sich zu Ihm drängt, zu Ihm, der sich in die Obhut und in das Gezelt begeben hat Seiner von Ewigkeit auserwählten, vom heiligen Geist erfüllten Braut, der heiligen Kirche, auf daß sie Ihn zeige und verkündige allen Völkern der Erde und allen kommenden Jahrtausenden.

Der heilige Simeon,

Bischof von Jerusalem.

Als das zweite Jahrhundert begann, saß Trajan bereits auf dem Thron der Kaiser und bald auch zu Gericht über die Christen. Er hatte einen edelmüthigen Charakter, war aber zu sehr dem Trunk und schmachvollen Lüsten ergeben, zu ehrgeizig und eroberungslustig, um nicht seinen Göttern, die ihn in diesen bösen Neigungen durch ihr Beispiel bestärkten, instinktmäßig anzuhängen. Bacchus und Jupiter und die Göttin Roma waren leichter zu verehren, als der gekreuzigte Christus, der da sagte: „Folge mir nach.“ Ueberdies zog die römische Staatsklugheit das Wohl und Wehe der Fremden nie in Betracht; sie suchte nur das Fremde, das sich mit dem römischen Wesen nicht verschmelzen ließ, zu unterdrücken oder auszurotten, weil es ihrer Omnipotenz widerstrebte. Das

Christenthum war ihr durch und durch fremd, darum suchte sie es zu vertilgen; und in dieser Art von Staatsklugheit begegneten sich ein Nero und ein Trajan, ein Marc Aurel und ein Diocletian, und noch viele Nerone und Trajane späterer Jahrhunderte.

Die Christenverfolgung, über welche sich der Statthalter von Bythinien, Plinius der Jüngere, von Trajan Verhaltungsregeln erbat, war überall angeregt und wüthete besonders heftig im Orient, vielleicht deshalb, weil der Kaiser, im Krieg mit den Parthen, sich im Orient aufhielt und die Statthalter sich ihm als gut römisch zeigen wollten. Als ein edles Opfer fiel ihr Simeon, der zweite Bischof von Jerusalem, Bruder und Nachfolger des heiligen Jakobus, den die Juden selbst den Gerechten nannten und ihn dennoch zu Agrippa's Zeit, kurz vor dem Ausbruch des Krieges mit Rom, steinigten. Seitdem stand Simeon der christlichen Heerde von Palästina als Bischof vor. Er führte die Gemeinde von Jerusalem nach Pella, jenseits des Jordans, und arbeitete mit Eifer und Treue für die Seelen. Die Römer hatten freilich Jerusalem bis auf einige Festungswerke zerstört, aber doch ein Lager mit einer ganzen Legion, 6000 Mann, daselbst gelassen. Die Verproviantirung so vieler Leute zog eine beträchtliche Anzahl von Menschen aus der Umgegend herbei, welche darin einen Erwerb fanden. Bald ließen sich Ansiedler in den Ruinen nieder, und nachdem eine Reihe von Jahren den Zorn der Römer abgekühlt hatte, gestatteten sie den Juden, welche ihre alte Liebe zum Tempel in die Nähe von dessen Trümmern zog, allmälig wieder eine kleine Stadt über den Schutthaufen zu erbauen, die ohne Mauern und Thore der römischen Legion nicht gefährlich werden konnte. Eine ähnliche Sehnsucht, wie die Juden nach dem Tempel, hatten die Christen nach den Stätten, welche durch Leben, Leiden und Tod des Heilandes geweiht waren. Als daher Jerusalem nach einem Menschenalter wieder einen sicheren Aufenthalt bot, siedelte auch Simeon seinen Sitz und seine Heerde hinüber und bewahrte sie unbefleckt vom ketzerischen

Anhauch. Da sich außerordentlich viel Juden, und zwar aus den verschiedenen jüdischen Secten, zum Christenthum bekehrten, so versuchte der Eine oder der Andere seine Meinungen, Gebräuche und Ansichten hineinzutragen, wodurch die reine Lehre des Evangeliums getrübt und entstellt wurde. Konnte eine solche falsche Richtung nicht gleich im Keim erstickt werden, fand sie Anhänger und Verbreiter, so wuchs sie schnell zur Irrlehre auf, die das nahtlose Kleid der Kirche Christi in Fetzen zu zerreißen drohete. Der heilige Greis Simeon ließ kein derartiges Unkraut aufkommen, und als er unter so mannigfachen Sorgen und Drangsalen sein mühevolles Leben bis auf das seltene Alter von hundertundzwanzig Jahren gebracht hatte, empfing er zum Lohn die Krone der Märtyrer. Er wurde von ketzerisch Gesinnten bei Atticus, dem Statthalter von Syrien, als ein Christ und ein Sprößling des königlichen Hauses Davids angeklagt. Ein Christ! der galt dem Römer als Gottesläugner; ein Nachkomme des alten Königsgeschlechtes! der konnte der Römerherrschaft gefährlich werden. Um ihn zur Abschwörung seines Glaubens zu bewegen, ließ Atticus ihn einige Tage hintereinander so grausam martern, daß die Römer staunten, wie ein Mensch und vollends ein Greis bei solchen Qualen standhaft bleiben könne. Endlich ward Simeon wie sein Herr und Meister gekreuzigt im Jahre des Heils 104. Er ist der letzte in der Reihe jener ehrwürdigen Männer, die den göttlichen Heiland von Angesicht zu Angesicht gesehen und aus seinem Munde die Lehre vom ewigen Leben vernommen haben. Die Jünger waren nun Alle aus dem armseligen irdischen Dasein geschieden und mit ihrem geliebten Meister vereint, an den sie so fest geglaubt, den sie so treu bekannt und so inbrünstig geliebt hatten. Aber sie ließen Andere zurück, welche die glorreiche Erbschaft ihres Glaubens, ihres Bekenntnisses und ihrer Liebe freudig antraten. Unter ihnen erstrahlt wie ein prachtvolles Gestirn ein Schüler des heiligen Evangelisten Johannes.

Der heilige Ignatius,
Bischof von Antiochien.

Er war durch die Apostel, namentlich durch Johannes, für den Glauben gewonnen, belehrt, unterrichtet, zum Priester geweiht, endlich zum Bischof von Antiochien eingesetzt, nachdem der erste Nachfolger des heiligen Petrus auf den dortigen Stuhl, der heilige Evodius, den Tod für den Glauben gelitten hatte. Ignatius führte auch den Namen Theophorus, das heißt, je nachdem der Accent gelegt wird, „der Gott trägt" oder: „der von Gott getragen wird." Wegen der letzten Bedeutung bildete sich die Sage, er sei das Kind gewesen, das Christus geherzt und in die Mitte der Jünger, ihnen zum Vorbild, gestellt habe. Freilich ward Ignatius von Gott getragen! aber nicht dem Leibe nach. Seine Augen haben auf Erden den Herrn nicht gesehen. Auf seinem Sitz zu Antiochien, der berühmtesten Kirche im Orient, dem prachtvollen und üppigen Rom des Ostens, lebte und lehrte Ignatius mit der Liebe, der Demuth, der Kraft, der Weisheit eines Apostels, in strenger Abtödtung, in unermüdlichem Gebet. Er gewann die Heiden, er stärkte die Neubekehrten, er entflammte die Gläubigen. Sein Beispiel und die Kraft seiner Seele und seiner Rede stellte sich wie eine Mauer um seine Heerde, so daß während der Domitian'schen Verfolgung die Schäflein wohl mit Gewalt aus den schirmenden Hürden gerissen wurden, doch nicht freiwillig sie verließen. In Ignatius lebte der Geist Gottes, der Alles durchschaut. Er befand sich einst zwischen unruhigen Köpfen und ehrgeizigen Gemüthern, die auf Zwietracht und auf Trennung von ihrem Bischof sannen. Da rief Ignatius plötzlich mitten in der Versammlung aus: „Haltet euch zu euren Bischöfen, euren Priestern, euren Diakonen!" Die Schuldigen, glaubten ihre Absicht sei ihm verrathen und er wolle sie mit diesem Ausruf warnen und ermahnen; und sie fragten ihn, wie er zur Kunde ihres Vorhabens gekommen sei? Ignatius nahm jedoch Gott zum Zeugen, daß er auf menschliche Weise nicht die mindeste Kunde

davon gehabt, aber vom heiligen Geist getrieben, ausgerufen habe: „Haltet euch zum Bischof, thut nichts ohne ihn, liebt die Einigkeit, meidet die Zwietracht!“ Sein größter Schmerz war, daß er nicht die wahre Liebe, die wahre Treue eines Jüngers Jesu zu besitzen fürchtete, weil deren Prüfung und Lohn, die Marterkrone, ihm noch nicht ertheilt worden war. Sein größtes Verlangen war, für den Namen Jesu zu sterben, sein Blut für das Blut seines Gottes zu vergießen und in diesem Tausch zur vollen Einigung mit dem göttlichen Heiland zu gelangen. Er mußte noch einige Jahre, zwischen Domitians und Trajans Verfolgung, um die Erfüllung seines Verlangens bitten; dann ward sie gewährt.

Im Jahre 107 kam Trajan nach Antiochien, um Vorbereitungen zu einem Kriege gegen die Parthen zu machen. Er war strahlend von Siegen über fremde Völker und glaubte auch das Christenvolk bekriegen und besiegen zu müssen, das seinen Götzen im Wege und seinen Tempeln feindlich war. Die Bischöfe zum Abfall zu drängen, schien ihm am wichtigsten; waren die gewonnen, so würde er leichteres Spiel mit den Uebrigen haben. Jetzt hörte er in Antiochien von diesem Bischof Ignatius und seiner thörichten Lehre: der gekreuzigte Jesus Christus sei Gott, und dieser Gott preise die Jungfräulichkeit, die Armuth, die Niedrigkeit; verbiete alle bösen Gelüste der Sinnlichkeit und bezeichne als einen Gräuel die Anbetung der römischen Götter. Da ergrimmte Trajan und er ließ den Bischof Ignatius vor seinen Thron führen.

Die ganze Märtyrergeschichte des heiligen Bischofs, von seinem ersten Verhör an bis zu seinem Tode in Rom, ist von seinen drei Freunden, Glaubensbrüdern und Gefährten, dem Diakon Philo, Cajus und Agathopus aufgezeichnet und uns aufbewahrt worden. Als der göttliche Heiland seine zwölf Jünger und in ihnen Alle, welche ihr Werk fortsetzen sollten, über ihre apostolische Sendung belehrte und zu ihnen sprach: „Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Seid daher klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben;“ da sprach er weiter: „Wenn sie euch aber überliefern, so

sinnet nicht nach, wie oder was ihr reden sollet; denn es wird euch in jener Stunde gegeben werden, was ihr reden sollet. Denn nicht ihr seid es, die da reden, sondern der Geist eures Vaters ist es, der in euch redet." (Matth. X, 19.) Diese Acten und ähnliche Documente zeigen uns also, wie der göttliche Heiland seine Zusage erfüllt.

Ohne vor Trajans Drohungen zu erschrecken, daß alle Verehrer des wahren Gottes entweder den Götzen opfern oder sterben sollten, erschien Ignatius vor dem Kaiser und dieser fragte ihn: „Wer bist du, du böser Dämon, daß du nicht blos unsere Befehle leichtsinnig übertrittst, sondern auch Andere dazu beredest und sie dadurch in's Verderben stürzest?" Ignatius antwortete: „Niemand nennt den Theophorus einen bösen Dämon, denn die Dämonen sind längst von den Knechten Gottes zurückgewichen. Nennst du mich aber böse gegen die Dämonen, weil sie meine Gewalt über sich fühlen müssen, so magst du Recht haben. Denn da ich Christus in mir habe, den überhimmlischen König, so zernichte ich ihre Anschläge." Trajan fragte: „Und wer ist dieser Theophorus?" „Wer Christus in der Brust trägt," antwortete Ignatius. „Meinst du," fragte Trajan weiter, „daß wir unsere Götter, die wir als Helfer gegen unsere Feinde haben, nicht im Gemüth tragen?" Darauf sprach Ignatius: „Du irrest, wenn du die Götzen der Heiden Götter nennest. Denn es ist nur Ein Gott, der Himmel, Erde und Meer und Alles, was darin ist, erschaffen hat, und Ein Jesus Christus, Gottes eingeborener Sohn, nach dessen Reich ich verlange." — „Meinst du Den, der unter Pontius Pilatus gekreuziget ward?" fragte Trajan. Ignatius antwortete: „Den meine ich, der meine Sünde sammt dem Urheber aller Sünde gekreuziget, und der allen Trug und alle Bosheit dämonischer Verführung Denjenigen unter die Füße geworfen hat, die Ihn im Herzen tragen." „So trägst denn du," fragte Trajan, „den Gekreuzigten in dir?" „Ja," sprach Ignatius, „denn es ist geschrieben: Ich werd' in ihnen wohnen und in ihnen wandeln." (2 Cor. VI, 16.) Da sprach Trajan das Urtheil: „Ich befehle, daß Ignatius,

der da sagt, daß er den Gekreuzigten in sich trage, in Banden von Soldaten nach Rom geführt werde, um dort zum Ergötzen des Volkes den wilden Thieren zur Speise zu dienen." Als der heilige Märtyrer dies Urtheil hörte, rief er laut aus vor Freude: „Ich danke Dir, o Herr, daß Du mich der vollkommenen Liebe zu Dir gewürdiget und mich beehrt hast, mit Deinem Apostel Paulus eiserne Bande zu tragen!" Und als er das gesagt hatte, ließ er sich freudig die Ketten anlegen, betete zuerst noch für die Kirche, empfahl sie mit Thränen dem Herrn und wurde dann, als ein herrlicher Führer der guten Heerde, von den wilden und grausamen Soldaten ergriffen und nach Rom zur Speise der blutdürstigen Bestien fortgerissen.

Trajan hoffte, die weite und mühselige Reise nach Rom werde die Geduld des heiligen Märtyrers ermüden, seine feurige Liebe abkühlen und ihn nachgiebig machen; zugleich auch die Kirche von Antiochien durch Trennung von ihrem Bischof in Muthlosigkeit und Nachgiebigkeit gegen den Kaiser versetzen. Endlich trug es nicht wenig zur Ergötzung des römischen Volkes bei, wenn ein Mann, der bei den Seinen in so hohem Ansehen stand, aus weiter Ferne hergeschleppt und als ein niedriger Verbrecher vor den Augen von ganz Rom den Löwen vorgeworfen wurde; und Trajan gönnte seinen Römern die Freude, ein so ausgezeichnetes Opfer in ihrem Amphitheater bluten zu sehen.

Mit froher Bereitwilligkeit und großem Verlangen nach dem Martertode zog Ignatius von Antiochien nach dem syrischen Seleucia, wo er eingeschifft ward und nach einer sehr beschwerlichen Seereise Smyrna erreichte. In dieser lieblichen und berühmten Stadt Joniens nahm damals Polykarpus den Bischofssitz ein. Obgleich viel jünger als Ignatius, waren doch beide innige Freunde, denn beide waren Schüler des heiligen Johannes und ganz durchglüht von der Liebe ihres Lehrers. Mit heiliger Freude feierten sie ihr Wiedersehen. Der Eine frohlockte über seine Ketten und die Gewißheit seines Todes, der Andere frohlockte in Hoffnung

auf ein ähnliches Loos. Da in Smyrna ein langer Aufschub der Reise stattfand, so konnten sich Beide ihres Umganges und des Austausches großer geistiger Gnadengaben erfreuen. Kaum vernahmen die Christen in Jonien und Kleinasien, daß Ignatius, diese geistige Sonne des Ostens, um des Namens Jesu willen gefesselt in Smyrna weile, so suchten sie ihm ihre Liebe, ihre Ehrfurcht zu beweisen und ihm ihre Glückwünsche auszusprechen. Großen Trost empfing Ignatius durch so viele apostolische Männer, die ihm von den verschiedenen Kirchen gesandt wurden. Ephesus schickte seinen Bischof Onesimus, Magnesia den Bischof Damasus, Tralles den Bischof Polybius; Alle waren von den frömmsten Priestern und Diakonen begleitet, und Ignatius freute sich ihres Glaubens und ihrer Tugend. Aber es beängstigte ihn, daß Alle trotz ihres Glaubenseifers und ihrer Märtyrerfreude doch so viele Thränen um sein Scheiden vergossen und sich so tief betrübten, ein solches Licht der Kirche ausgelöscht zu sehen. Er fürchtete, ihre Gebete könnten wider ihn, statt für ihn zu Gott emporsteigen; d. h. sie könnten vielleicht um sein Leben, statt um seinen Martertod bitten, und Gott könne vielleicht das Gebet so vieler tugendhaften Männer erhören und das seine als eines Unwürdigen verschmähen. Darum beschwor er in seinen Briefen die verschiedenen Kirchen, in seinen Gesprächen die Bischöfe und Priester und namentlich den Polykarpus, ihm von Gott die Gnade zu erbitten, daß er recht bald durch die wilden Thiere von der Erde hinweggenommen und vor das Angesicht Jesu Christi gestellt werde. Besonders fürchtete er die allzugroße Liebe der Gläubigen in Rom, und daß sie ihn durch ihre Gebete von der schon geöffneten Pforte des Marterthums und des Himmels zurückhalten könnten. Da sich nun gerade Christen in Smyrna befanden, die vor ihm nach Rom reiseten, so gab er ihnen einen Brief mit, in welchem sich ein ganz in Gott versenkter Geist, ein ganz in Christus umgeformter Mensch, eine ganz in der Ewigkeit ruhende Seele ausspricht, die jeden irdischen Maßstab in der Ueberfülle heiliger Liebe verloren und die Sprache des natürlichen Menschen

vergessen hat; die Qualen Wonnen nennt, und Schmach Ehre, und Elend Reichthum, und Tod Leben, und das armselige Erdenleben Tod. Nach einem apostolischen Gruß an die Kirche zu Rom, der er das große Lob und zugleich den anerkannten Vorrang gibt, „Vorsteherin des Liebesbundes der Christenheit zu sein," fährt er fort: „Ich hoffe gebunden in Jesu Christo euch zu begrüßen, wenn es der Wille Gottes ist, daß ich würdig befunden werde, zum Ende zu kommen. Möge mir nur die Gnade zu Theil werden, mein Erbtheil ohne Hinderniß zu gewinnen! Aber ich fürchte euere Liebe, daß sie mir hierin Schaden thue. Euch ist es wohl leicht zu thun, was ihr wollt; mir aber würde es schwer fallen, zu Gott zu kommen, wenn ihr nicht meiner schonet. Keine Zeit wird mir günstiger sein, zu Gott zu gelangen, und ihr könnt auch nicht leicht ein besseres Werk für den Himmel thun, als wenn ihr jetzt ruhig schweiget. Denn schweigt ihr, so werde ich zur Einigung mit Gott kommen; liebt ihr mich aber nach dem Fleisch, so muß ich von Neuem meinen Lauf beginnen. Ihr könnet nicht mehr mir zu Liebe thun, als daß ihr mich schlachten laßt für Gott, da der Opferaltar ja schon bereitet ist. Vereinigt euch doch in ein Chor der Liebe und lobsinget dem Vater in Jesus Christus, weil Er den Bischof von Syrien gewürdigt hat, ihn von Aufgang nach Niedergang zu senden, damit er hier der Welt untergehe, um in Gott wieder aufzugehen. Erbittet mir nur die Kraft von Außen und von Innen, daß ich Das, was ich sage, auch wolle; daß ich ein Christ nicht blos genannt, sondern auch befunden werde. Ich schreibe den Kirchen und verkündige es Allen, daß ich gern für Gott sterbe, und bitte euch, mir kein unzeitiges Wohlwollen zu erweisen. Ich bin Gottes Waizen und muß durch die Zähne der wilden Thiere zermahlen werden, damit ich als ein reines Brod Christi erfunden werde. Liebkoset vielmehr den Thieren, damit sie mein Grab werden und nichts von meinem Leibe übrig lassen, auf daß ich Niemand beschwerlich falle, wann ich entschlummert bin. Dann werde ich ein wahrer Jünger Christi sein, wenn die Welt auch meinen

Leib nicht mehr sieht. Also bittet zu Christo für mich, daß ich durch diese Werkzeuge möge Gottes Opfer werden. Ich befehle euch nicht wie Petrus und Paulus; sie sind Apostel, ich bin ein Verurtheilter; sie sind frei, ich bin jetzt noch ein Knecht. Aber wenn ich leide, so werde ich ein Freigelassener Christi und mit ihm, als ein Freier, auferstehen. Sonst verlange ich nichts."

„Von Syrien hieher kämpfe ich schon immer mit wilden Thieren, zu Wasser und zu Lande, bei Tag und bei Nacht, mit zehn grimmigen Panthern, nämlich den Kriegsknechten, die mich in Ketten führen und die durch Wohlthaten nur immer böswilliger werden. Ihre Beleidigungen dienen mir zur Prüfung. Jedoch bin ich darum noch nicht gerechtfertigt. Auf die wilden Thiere freue ich mich, die für mich bereit stehen, und bete, daß sie gleich über mich herfallen. Ja ich will ihnen schmeicheln, damit sie mich schnell auffressen, nicht aber, wie bei Einigen, scheu vor mir fliehen; und wollen sie dennoch nicht, so werd' ich sie reizen. Verzeihet mir; ich weiß, was mir frommt und beginne jetzt ein Jünger Christi zu sein, da ich nach Nichts verlange, weder nach Sichtbarem noch Unsichtbarem, als nur Jesum Christum zu gewinnen. Mögen Feuer, Kreuz, Schaaren von wilden Thieren über mich kommen, mögen meine Gebeine zerbrochen, meine Glieder zerrissen, mein Leib zermalmt werden und die grausamsten Qualen mich treffen, wenn ich nur Jesum Christum gewinne. Für Christus sterben ist mir besser, als über alle Reiche der Welt bis zu den Gränzen der Erde zu herrschen. Ihn suche ich, der für uns gestorben, ihn verlange ich, der wegen uns auferstanden ist. Verzeihet mir, Brüder, und stehet mir nicht im Wege zum Leben, indem ihr mich nicht sterben lassen wollt. Da ich Gottes sein will, so täuschet mich nicht durch das Sichtbare. Lasset mich das reine Licht schöpfen, lasset mich ein Nachfolger des Leidens meines Gottes sein! Wer Ihn in sich hat, der versteht, was ich will; der hat Mitgefühl für Das, was ich leide und was mich beängstigt. Der Fürst dieser Welt will mich fortreißen und meinen Sinn, der

auf Gott gerichtet ist, abwenden. Haltet es nicht mit ihm, sondern mit mir, das heißt mit meinem Gott. Sollte ich, wenn ich bei euch bin, euch um etwas Anderes bitten, so glaubet mir nicht. Glaubet, was ich euch schreibe. Ich schreibe euch lebend, aber nach dem Tode verlangend. Meine Liebe ist gekreuzigt. Das Feuer in mir begehrt keine irdischen Dinge. In meinem Innersten lebt Er und spricht: Komm zum Vater! Die Freuden des Lebens und vergängliche Nahrung haben keinen Reiz für mich. Das Brod Gottes will ich, welches ist das Fleisch Jesu Christi, in der Zeit geboren vom Stamm Davids. Und zum Trank will ich Sein Blut, die unvergängliche Liebe."

Ob je die „Thorheit des Kreuzes" himmlischer in Liebesglut und heiliger in Demuth sich ausgesprochen hat? Ach, wem hebt sich das Herz nicht vor Freude und Dankbarkeit, daß ein schwacher Mensch gewürdigt ward, Gott so zu lieben, und daß mit dem extatischen Ausdruck dieser Liebe die Wahrheit derselben durch die That sich aussprach!

Aus Smyrna schrieb Ignatius auch Briefe an die Kirchen Kleinasiens durch die heimkehrenden Bischöfe, und ermahnt hauptsächlich zur Eintracht im Glauben und Liebe und zu demüthiger Unterordnung, denn Schisma und Häresie schlichen umher, suchten Glieder vom Leibe Christi loszureißen und die heilige schöne Ordnung zu zerstören, nach welcher der Bischof dastand als das Haupt seiner Gemeinde, umringt von seinen Priestern; dann eine Stufe niedriger die Diakonen und endlich rings umher, wie ein voller bunter Kranz, die ganze Gemeinde; Alle von einer Liebe beseelt, Alle in thätiger Weise Antheil nehmend an den Angelegenheiten der Kirche, Alle durch ihr Haupt verbunden mit dem göttlichen Oberhaupt im Himmel, als dessen Stellvertreter und Dolmetscher sie ihren Bischof verehrten. Diese von dem göttlichen Heiland selbst eingeführte Ordnung zu beobachten, ermahnt Ignatius sie auf's Dringendste. Er redete nicht für seine Sache! seinen Bischofsitz hatte er vertauscht mit Kerker und Banden; er redete für das ewige Heil der Seelen, welches Gott an

den Gehorsam hat binden wollen, um den Menschen in dem zärtlichen und glücklichen Verhältniß eines Kindes zum Vater mit Gnadengaben und Segen zu überschütten. Mit dieser Gesinnung schrieb Ignatius den Ephesiern:

„Wie glücklich preise ich euch, so mit euerem Bischof Onesimus verbunden zu sein, wie die Kirche mit Jesu Christo, und wie Jesus Christus mit dem Vater, so daß Alles zusammenstimmt. Haltet darum fest am Glauben der unverwüstlichen Kirche. Lasset euch nicht irre machen: wer nicht beim Altar bleibt, der beraubt sich des Brodes Gottes, und wer dem Bischof widerstrebt, ist nicht Gott unterthänig. Höret nur auf Jesum Christum: Er allein redet in der Wahrheit. Er, der Eine, ist leiblicher und geistlicher Arzt; erzeugt und nicht erzeugt; Gott erschienen im Fleisch; im Tode das wahre Leben; aus Maria und aus Gott; dem Leiden einst unterworfen, über alle Leiden jetzt erhaben, Jesus Christus unser Herr. Ich frohlocke und freue mich mit euch, daß ihr, gerichtet auf jenes Leben, nichts liebt, als Gott allein. Darum betet ohn' Unterlaß für die anderen Menschen (Häretiker und Heiden). Es ist Hoffnung der Buße für sie, daß auch sie Gottes theilhaftig werden. Belehret sie durch euere Werke; seid sanft gegen ihren Zorn, demüthig gegen ihre Prahlerei, linde gegen ihre Heftigkeit; seid Brüder für sie und Nachfolger des Herrn. Mit Ehrerbietung und Scheu wollen wir auf die Langmuth Gottes schauen, damit sie uns nicht zum Gericht gereiche. Nichts ist besser als der Friede, durch den alle Fehde gelöset wird unter den Himmlischen und unter den Irdischen. Er entgeht euch nicht, wenn ihr in Jesu Christo den Glauben und die Liebe vollkommen habt. Diese sind des Lebens Anfang und Vollendung: der Anfang ist der Glaube, die Vollendung aber ist die Liebe. Beide vereint sind Gottes. Alle Tugenden folgen ihnen nach."

In dem Briefe an die Magnesier sagt Ignatius unter Anderem: „Alle Dinge nehmen ein Ende, Leben und Tod stehen uns bevor. Jeder von uns wird an seinen Ort gehen. Es sind gleichsam zwei Münzarten: die eine Gottes, die andere

der Welt, und jede trägt ihr eigenes Gepräge. Die Ungläubigen tragen das Gepräge der Welt; die Gläubigen aber tragen in der Liebe das Gepräge Gottes, des Vaters durch Jesum Christum, dessen Leben nicht in uns ist, wenn wir nicht freiwillig bereit sind, Seines Todes zu sterben. — Gleichwie der Herr nichts ohne den Vater that, mit dem Er vereint war, nichts durch sich Selbst, nichts durch die Apostel: also thut auch ihr nichts ohne den Bischof und die Priester. Beschöniget nie eine Absonderung unter irgend einem falschen Schein von etwas Gutem. In gemeinschaftlicher Versammlung sei ein Gebet, eine Fürbitte, ein Sinn, eine Hoffnung in der Liebe und im tadellosen Glauben."

Den Tralliern schreibt der heilige Greis unter Anderem:

„Ich bin voll hoher Hoffnungen in Gott; aber ich messe mich selbst, auf daß ich nicht durch eitle Ehre verderbe. Mir geziemt am meisten, mich zu fürchten und nicht Acht zu geben auf Die, welche mich aufgeblasen machen könnten. Wer mich lobt, geißelt mich; denn ich habe zwar Liebe zum Leiden, aber ich weiß nicht, ob ich des Leidens würdig bin. — Sondert euch nicht von Gott, von Jesu Christo, vom Bischof und von den apostolischen Anordnungen ab. Wer innerhalb des Altares ist, rein ist der. Erneuet euch im Glauben, der da ist das Fleisch des Herrn, und in der Liebe, die da ist das Blut Jesu Christi. Seid taub, wenn euch Jemand von etwas Anderem redet, als von Jesu Christo, der da ist vom Geschlecht Davids aus Maria; der da ist wahrhaftig geboren, verfolgt und gekreuzigt worden; wahrhaftig gestorben vor dem Antlitz der Himmlischen, der Unterirdischen und der Menschen; auch wahrhaftig auferwecket worden von den Todten, wie auch uns, die wir an Ihn glauben, und ohne Den wir das wahre Leben nicht haben, Sein Vater auferwecken wird. Wenn Er — wie die Ungläubigen, die ohne Gott sind, sagen — nur als ein Scheinwesen gelitten hat, warum denn bin ich in Banden? Warum wünsche ich mit wilden Thieren zu kämpfen? Ich sterbe nicht umsonst! Ich lüge nicht wider den Herrn. Also fliehet diese bösen Sprossen, welche

tödtliche Frucht tragen, so daß, wer sie kostet, alsbald stirbt. Sie sind nicht von der Pflanzung des Vaters. Wären sie es, so würden die Aeste des Kreuzes erscheinen und ihre Frucht würde unvergänglich sein. Durch seine Leiden ladet euch Jesus Christus als seine Brüder zu sich ein. Das Haupt kann nicht gesondert sein von den Gliedern; Gott hat deren Vereinigung verheißen und sie vereinigen Sich in Ihm Selbst. Möge mein Geist zu eurer Heiligung beitragen; nicht allein jetzt, sondern auch, wenn ich Gottes genießen werde. Jetzt bin ich noch in Gefahr; aber treu ist der Vater, in Jesu Christo zu erfüllen mein und euer Gebet."

Die Sorge, den blutigen Palmzweig des Triumphes nicht zu erringen und nicht unmittelbar aus dem elenden Leben zur Anschauung Gottes sich empor zu schwingen, mischt beständig eine Liebespein in die Liebesglut dieser gewaltigen Seele. Aus Liebe verlangte sie nach diesem Glück; aus Demuth zagte sie wegen ihrer Unwürdigkeit und mit bräutlicher Sehnsucht härmte sie sich um die lange Trennung.

Etwa ein halbes Jahr dauerte der Aufenthalt des heiligen Märtyrers in Smyrna. Endlich ward er dort eingeschifft und nach Troas geführt, wo abermals eine Verzögerung der Reise, doch nur auf kurze Zeit, eintrat. Er benutzte sie, um an die Gemeinde von Smyrna ein Schreiben zu erlassen und ein anderes an Polykarp, den er liebte wie ein Vater und Bruder in Christo. Nach Smyrna schrieb er warnend vor der Verführung der Irrlehren und zeigt, wie durch solche Ansichten alle Aufopferungen der Christen für Gott als sinnlos erscheinen, die Autorität des Alten und Neuen Testamentes umgestoßen und jedes Streben nach Tugend in der Wurzel zerstört werden müßte: „Um die Liebe kümmern sie (die Häretiker) sich nicht, nicht um Wittwen noch Waisen, nicht um Bedrängte und Gefesselte, nicht um Hungernde noch Durstende. Denn sie bekennen nicht mit uns, daß die Eucharistie das Fleisch unseres Heilandes Jesu Christi sei, welches für die Sünden der Welt gelitten und welches der Vater nach seiner Huld wieder auferweckt hat. Sie nun, die diesem

Geschenk Gottes (der Eucharistie) widersprechen, sterben in ihrer Streitsucht. Es wäre ihnen aber nützlich zu lieben, damit sie auch auferständen." Um den reinen Glauben zu bewahren gibt es kein wirksameres Mittel als festen Anschluß an den Bischof: „Wo der Bischof ist, dort soll auch das Volk sein, gleichwie dort, wo Jesus Christus ist, auch die katholische Kirche ist." Ignatius war viel älter als Polykarp; darum hat seine Liebe für ihn den Ausdruck eines zärtlichen und aneifernden Vaters, der den theuern Sohn mit Riesenschritten auf dem Wege der Vollkommenheit fortschreitend wünscht. Er schreibt unter Anderem dem Polykarp:

„Flehe um tiefere Erkenntniß. Wache, da du den Geist, der nicht schlummert, empfangen hast. Trage die Krankheiten von Allen mit der Kraft eines vollkommenen Kämpfers. Sei nüchtern wie ein Kämpfer Gottes. Unvergänglichkeit und ewiges Leben, dessen du überzeugt bist, sind der Kampfpreis. Ich möchte meine Seele für die deine geben und diese Bande, die du liebst. Stehe fest wie der Ambos unter den Hammerschlägen. Einem großen Kämpfer geziemt es, unter den Streichen zu überwinden. Vor Allem müssen wir um Gotteswillen Alles ertragen, auf daß auch Er uns ertrage. Werde eifriger als du bist. Erwäge die Zeiten. Harre Dessen, der über der Zeit ist, der außer der Zeit ist, des Unsichtbaren, der für uns sichtbar ward! Der unerreichbar der Berührung und über Leiden erhaben, für uns sich dem Leiden unterwarf und in jeder Weise für uns duldete. Thue nichts ohne den Willen Gottes. Welchen Dank verdienst du, wenn du die guten Jünger liebst? führe auch die widerspenstigen durch Sanftmuth zur Ordnung zurück."

In Troas ward er plötzlich wieder eingeschifft und nach Macedonien hinübergeführt, welches er darauf bis zur entgegengesetzten Küste, und zwar zu Fuß, durchreisen mußte, bis er in Epidamnus (jetzt Durazzo) in Illyrien am Adriatischen Meer anlangte. Hier fand er an der Küste ein Schiff, durchsegelte das Adriatische Meer, dann das Tyrrhenische und

wünschte bei Puzzuoli, unfern Neapel, an's Land zu gehen, um den Landweg nach Rom einzuschlagen, auf dem der Apostel Paulus gereist war. Aber der Wind ließ die Landung nicht zu, und die Fahrt ging rasch weiter. „Wir seufzten über die uns naherückende Trennung, schreiben seine treuen Reisegefährten. Ihm aber, dem Gerechten, geschah es nach seinem Wunsch, weil er nicht genug eilen konnte aus der Welt und zu dem Herrn, den er so sehr liebte, zu kommen. Als wir in den Hafen der Römer einfuhren, ärgerten sich die Soldaten, weil es etwas langsam ging; und der Bischof freute sich, daß sie so trieben und folgte ihnen gern."

Die Freude der Gläubigen in Rom über die Ankunft des erhabenen Greises und ihr Schmerz, ihn gleich wieder zu verlieren, war so groß, daß Viele im Sinn hatten, ihr Möglichstes zu thun, um das Volk zu bewegen, das Leben dieses Gerechten statt seines Todes zu fordern. Kam freilich der Ruf: „die Christen vor die Löwen!" allgemein vor, so war es doch keine ganz unerhörte Ausnahme, daß das Volk um Schonung bat. Ignatius erkannte jedoch im Geist ihr Vorhaben und bat sie gleich nach der ersten Begrüßung dringend, doch wahre Liebe für ihn zu haben, und ihm, der zum Herrn eilte, sein ersehntes Heil nicht zu mißgönnen. Dann betete er mit allen Gläubigen auf den Knieen zum Sohne Gottes für die Kirche, daß die Verfolgung aufhören, und alle Brüder untereinander in der Liebe verharren möchten. Einem Befehl des Kaisers zufolge wurde er sogleich nach dem Amphitheater geführt und mit Ungestüm hineingestoßen, denn die Feste der Saturnalien, welche durch diese Kampfspiele gefeiert wurden, gingen eben zu Ende und dies war gerade der letzte und festlichste Tag, wo die meisten Menschen zusammen kamen. Die Löwen fielen mit so grimmiger Wuth über ihn her, daß er im Nu zerrissen und nichts von ihm übrig war, als einige der stärkeren Gebeine, „welche," schreiben seine Gefährten, „nach Antiochien zurückgebracht und dort in einem Kästchen als der kostbarste Schatz aufbewahrt und zur Ehre des Märtyrers der Kirche hinterlassen worden sind."

Die Legende, die immer so tiefsinnig und auch immer so wahr, nur nicht immer buchstäblich zu verstehen ist, erzählt: Der Henker habe zuerst die Brust des heiligen Greises gespalten und sein Herz herausgerissen, und siehe! da habe auf diesem Herzen mit goldenen Buchstaben der Name „Jesus" gestanden. So kam Ignatius zu seinem Ziel im Schooß der ewigen Liebe. Von solchen Seelen singt das Brautlied der heiligen Liebe: „Wer ist sie, die heraufsteigt aus der Wüste, trunken von Wonne und gelehnt auf ihren Geliebten?" (Hohelied VIII, 5.)

Seine Freunde und Gefährten wohnten dem Martertode bei, durchwachten die Nacht in Thränen und baten Gott um ein wenig Trost. Und als sie vor Ermattung und Trübsal endlich entschlummerten, sahen Einige den heiligen Märtyrer, als bete er für sie; Andere, als ständ' er vor ihnen und umarme sie; noch Andere, als käme er wie von großer Arbeit und stehe vor dem Herrn voll Vertrauen und in unsäglicher Herrlichkeit. Dies sahen sie mit frommem Entzücken und dankten und priesen Gott, den Geber aller Gnaden. „Wir haben," so schließen die Acten, „den Heiligen selig gesprochen und auch den Tag und die Zeit (den 20. Dezember 107) angesagt: auf daß wir an demselben Tage zusammenkommen und die Gemeinschaft mit diesem großmüthigen Kämpfer und Märtyrer Christi bewahren, der den Teufel bezwungen und seinen Lauf nach seinem frommen Verlangen vollendet hat; damit wir in seinem ehrwürdigen und heiligen Andenken preisen unseren Herrn Jesum Christum, durch den und mit dem Ehre und Macht dem Vater mit dem heiligen Geiste in der heiligen Kirche in alle Ewigkeit sei. Amen."

So starb Ignatius. Wie starb Trajan? Er erfüllte die Welt mit seinem Ruhm. Von der Tiber bis zum Euphrat war die Erde geschmückt mit seinen Triumphbogen, mit seinen Siegestrophäen, mit seinen Werken. Er ließ die Häfen von Civita-Vecchia und Ancona graben; er baute eine Brücke über die untere Donau, die nie vorher und nie nachher eine Brücke getragen und deren Trümmer noch bei Cladowa stehen, und an der Felsenplatte, über der die Adler kreisen, prangt noch

sein Name und spricht von großen Römerthaten gegen die Völker des Nordens. Er machte aus Armenien und Mesopotamien römische Provinzen; er unterwarf Assyrien; er nahm Ktesiphon, die Hauptstadt der Parthen, und Susa, die Residenz der alten Perserkönige. Dann besuchte er die Ruinen von Babylon, schiffte den Euphrat hinab in den indischen Ocean und eroberte das glückliche Arabien. Der römische Senat staunte über all' die fremden Länder und Völker, die sich Rom unterwarfen, und bewilligte dem siegreichen Kaiser so viele feierliche Triumphe, als er begehrte. Aber Trajan sah Italien und Rom nie wieder. Er starb am Schlagfluß zu Selinunt in Cilicien im Jahre 117. Auf dem Trajanischen Forum in Rom erhebt sich eine prachtvolle Säule mit Bildwerken geschmückt, und trägt seine Thaten und seinen Namen gleichsam himmelan. Was half ihm das Alles zum ewigen Leben? Er hat den Sohn Gottes nicht erkannt!

Die heilige Symphorosa und ihre sieben Söhne.

Am Abhang des reizenden Albanergebirges, das östlich von Rom die Campagna begrenzt, liegt wie in einem Blumenkorb das Städtchen Tivoli, berühmt durch seine Villa's, seine Gärten, seine Haine, seine wunderschönen Wasserfälle des Teverone, die in großen und kleinen Kaskaden über frische, lachende Hügel springen. In den alten Tagen hieß der Teverone Anio und Tivoli Tibur. Es war stets ein Lieblingsaufenthalt der reichen und vornehmen Römer, die in Landhäusern und Palästen wetteiferten, um ihren Sommeraufenthalt so anmuthig wie möglich zu machen. Kaiser Hadrian, Trajans Nachfolger, ein prachtliebender Herr, der viel gereist war, viel gesehen und studirt, und einen feinen Geschmack hatte, ließ in Tibur einen Palast bauen und Gärten anlegen, in welchen er das Schönste nachzubilden und zu vereinigen suchte, was er auf seinen verschiedenen Reisen zerstreut in manchen Ländern gesehen hatte. Auch Tempel ließ er in diesen Gär-

ten, bald im egyptischen, bald im griechischen Styl erbauen und ausschmücken, und die Bildsäulen der Götter jener Länder hineinstellen, lauter auserlesene Kunstwerke im römischen Geschmack, nicht im griechischen, d. h. mehr überladen als einfach. Sie stehen jetzt im Vatican und die ganze großartige Hadrianische Palastanlage besteht in Ruinen, die vielleicht anmuthiger sind, als der Palast in den Tagen seines Glanzes war, wenn der Frühling seinen blauen Himmel über sie wölbt, und seine frische Belaubung um sie her ausschüttet, und einen Teppich von duftenden Cyclamen in ihnen ausbreitet.

Nach Tibur hatte sich der tapfere Tribun Getulius zurückgezogen, nachdem er und seine Gattin Symphorosa gläubig geworden waren und die heilige Taufe empfangen hatten. Hier lebten sie in stiller Abgeschiedenheit und in Ausübung aller Tugenden, und pflanzten in die jungen Herzen ihrer sieben Söhne einen so festen Glaubenskeim, daß die Liebe zu Christus und das Verlangen nach der Vereinigung mit ihm in den Seelen der Kinder eben so stark war, als in denen der Eltern. Getulius hatte einen Bruder, der Amantius hieß, welcher ebenfalls ein Christ, und gleich ihm Legionstribun, aber nach seiner Taufe im Kriegsdienst geblieben war, da kein Stand, kein Amt, kein Beruf, so fern sie mit Gottes Geboten sich vereinigen ließen, das Christenthum ausschlossen. Als Hadrian bei seinem Regierungsantritt die Religionsveränderung dieser beiden edeln Männer erfuhr, ließ er sie durch den Cerealis verhaften. Aber es geschah, daß Cerealis durch sie ein Gefangener Christi ward. Da litten sie denn alle Drei den Martertod und wurden nach dreiundzwanzigtägiger Folter enthauptet.

Inzwischen war Hadrians Palast zu Tibur vollendet und sollte nach heidnischer Sitte durch Götzenopfer eingeweiht werden. Diese Veranlassung benutzten die heidnischen Priester, um Symphorosa bei dem äußerst abergläubischen Kaiser anzuklagen. Sie sagten ihm, die Götter hätten folgendermaßen gesprochen: „Die Wittwe Symphorosa peinigt uns täglich

mit ihren sieben Söhnen, weil sie ihren Gott anruft. Wenn sie sammt ihren Söhnen uns Opfer darbringen wird, so versprechen wir Alles für euch zu thun, was ihr verlangen werdet." Da befahl Hadrian, sie festzunehmen. Symphorosa, nachdem sie die Ueberreste ihrer theuern Märtyrer auf einem ihrer Güter bestattet, hatte wie eine christliche Wittwe nur für ihre Kinder, für Pflege der Armen und für das Gebet gelebt. Jetzt mußte sie vor Kaiser Hadrian mit ihren sieben Söhnen erscheinen. Er redete ihr mit den freundlichsten Worten zu, um sie zu bewegen, den Göttern zu opfern; aber Symphorosa sagte: „Getulius, mein Gemahl, und sein Bruder Amantius haben, als sie deine Tribunen waren, für den Namen Christi vielerlei Martern gelitten, weil sie nicht den Götzen opfern wollten. Sie haben als gute Kämpfer deine Dämonen durch ihren Tod besiegt. Sie haben erwählt, lieber enthauptet als überwunden zu werden. Und brachte ihnen der für den Namen Christi erlittene Tod bei irdischen Menschen zeitliche Schmach, so wandeln sie dagegen jetzt unter den Engeln, haben die Siegeszeichen ihrer Leiden in den Himmel gebracht und genießen mit dem ewigen König das ewige Leben." Der Kaiser entgegnete: „Entweder du opferst jetzt mit deinen Söhnen den allmächtigen Göttern, oder ich werde dich selbst und deine Söhne opfern lassen." Symphorosa antwortete: „Woher kommt mir das große Glück, daß ich würdig sein soll, mit meinen Söhnen Gott als ein Schlachtopfer dargebracht zu werden?" „Meinen Göttern werde ich dich zum Opfer schlachten lassen," erwiederte der Kaiser; aber Symphorosa sprach: „Deine Götter können mich nicht zum Opfer empfangen, denn wenn ich für den Namen Christi, meines Gottes, geopfert werde: so vermehre ich dadurch nur die Qual der Dämonen." „Wohlan, wähle!" sagte der Kaiser Hadrian; „entweder opferst du meinen Göttern, oder du endest mit einem bösen Tode." Die selige Symphorosa erwiederte: „Meinst du, daß meine Seele durch irgend eine Furcht abgewendet werden könnte von dem Verlangen, zur Ruhe zu gelangen mit Getulius, meinem Gemahl, den du

um des Namens Christi willen getödtet hast?“ Da befahl Kaiser Hadrian, sie in den Tempel des Herkules zu führen, mit Backenstreichen zu schlagen und dann bei den Haaren sie aufzuhängen. Es geschah, aber erfolglos; sie blieb standhaft. Darauf befahl der Kaiser, sie mit einem schweren Stein um den Hals in den Anio zu stürzen, und so ward Symphorosa eine Märtyrin Christi. Am anderen Tage mußten auch ihre sieben Söhne vor Hadrian erscheinen, der sie aufforderte, den Götzen zu opfern. Keine Bitte, keine Drohung, keine schmeichelnde Vorstellung bewog die Jünglinge. Sie beharrten sämmtlich bei dem Bekenntniß ihrer Eltern. Nun ließ Hadrian um den Tempel des Herkules sieben Pfähle einschlagen, an jeden Pfahl einen Jüngling mit Schrauben aufspannen, und dann jeden Jüngling in besonderer Art um's Leben bringen. Dem Crescens ward der Hals durchstochen, dem Julian die Brust, dem Nemesius das Herz, dem Primitivus der Leib, dem Justinus der Rücken, dem Stacteus die Seite. Aber Eugenius, der jüngste und letzte aus dieser Familie von Helden, ward von oben bis unten gespalten. Als die Hinrichtungen vollzogen waren, befahl der Kaiser, sie in eine tiefe Grube zu werfen, aus der jedoch Glaubensbrüder die Leichen retteten und sie mit frommer Sorgfalt am Tiburtinischen Wege bestatteten, da, wo später eine Kirche auf ihre Namen geweiht und zu den sieben Brüdern genannt wurde. Dies geschah um das Jahr 120.

Und für welche Götter begehrte Kaiser Hadrian Opfer und Verehrung! Unterhalb Theben am Nil, fast ganz überschüttet vom Sande der egyptischen Wüste, liegen Ruinen des Tempels von Antinoë. Als Hadrian in Egypten war, verkündeten ihm die Orakel, das Glück werde nicht von ihm weichen, wenn Jemand sich freiwillig den Göttern aufopfere für das Heil des Kaisers. Dazu erbot sich sein Lieblingssclave, der schöne bythinische Jüngling Antinous. Mit thörichter Zärtlichkeit hing der Kaiser an ihm; dennoch, so gierig ist der Mensch nach Glück, nahm er das Opfer an und Antinous stürzte sich in den Nil. Zu seinem Andenken er-

baute Hadrian die Stadt Antinoë sammt dem Tempel, gab ihm Altäre, Priester und Opfer, und verlangte göttliche Ehren für ihn, und ließ Die umbringen, welche Christus nicht gegen Antinous vertauschen wollten. Die Künstler wetteiferten, die Schönheit dieses neuen jungen Gottes in Marmor und sein Bild in den Tempeln aufzustellen, und der Antinous aus dem Palaste Braschi in Rom, mit der Lotosblume über der Stirn, nach Art und Weise der egyptischen Götter, die ihre Attribute über der Stirn trugen, zeigt die merkwürdige, melancholische Schönheit des Jünglings und deutet auf seinen Tod im Nil.

Letzte Zerstörung Jerusalems.

Hadrian strebte nicht nur danach, die Christen zu vertilgen, sondern auch die Stätten zu entweihen, die der Sohn Gottes geheiligt hatte. Es geschah, als sich die Juden zum letzten Mal als ein gesammtes Volk empörten. Schon zu Trajans Zeit waren sie unruhig gewesen und hatten in Egypten und in Cyrenaica, eine afrikanische Provinz, blutige Aufstände mit so außerordentlicher Grausamkeit erregt, daß sie allein in der letzteren Landschaft über 200,000 griechische und römische Einwohner um's Leben brachten, so daß Anbauer dahin geschickt werden mußten, um die verwüstete Provinz wieder zu bevölkern. Kaum war diese Empörung gedämpft, so brach eine andere auf der Insel Cypern aus, die ebenfalls mit großer Strenge unterdrückt wurde und die Folge nach sich zog, daß bei Todesstrafe kein Jude sich dem Strande von Cypern nahen durfte. Nach diesen mißlungenen Versuchen, sich von der römischen Herrschaft zu befreien, verhielten sich die Juden in erzwungener Ruhe. In Judäa betrieben sie mit Eifer den Wiederaufbau Jerusalems, was dem Kaiser Hadrian sehr willkommen war. Er schickte eine römische Colonie dahin und nannte die aus den Trümmern sich erhebende Stadt Aelia Capitolina, weil er aus dem Geschlechte der Aelier

war, und einen Tempel zu Ehren des Jupiters vom Kapitol auf dem Berge Morija erbaute. Durch diese Maßregel zeigte er den Juden, daß er weder ihre Nationalität noch ihre Religion achte und überall seinen Römern und seinen Göttern den Vorrang gebe. Aber die Tilgung des uralten Namens und die Gräuel des Götzendienstes auf der Stätte des heiligen Tempels erfüllte sie mit bitterem Groll, und der Funke der Empörung harrte nur auf einen Windhauch, um in hellen Flammen aufzuschlagen. Da trat ein Betrüger unter ihnen auf, der seinen eigentlichen Namen Barcozbab (Sohn des Lügners) in Barcochab (Sohn der Sterne) verwandelte, die alte Weissagung: „Ein Stern wird aufgehen aus Jakob" auf diesen Namen bezog, sich für den erwarteten Messias ausgab und gleich einen ungeheuren Anhang fand. Er wüthete gegen die Christen, theils um sie zu zwingen, an dem Aufstand Theil zu nehmen, theils weil sie den Sohn Gottes nicht verläugnen und den Lügenpropheten nicht anerkennen wollten. Er vertrieb die Römer aus Jerusalem und stürzte den Tempel Jupiters, und es währte über zwei Jahre, bis es den Römern gelang, den furchtbaren Kampf mit einem verzweiflungsvollen Volke zu Ende zu bringen. In dem Kriege selbst kamen 600,000 Juden um, ohne die zu zählen, welche als Opfer des Hungers und der Krankheiten fielen, und die, welche als Sklaven theils verkauft, theils nach Egypten geschickt wurden. Die Stätte, wo der Tempel gestanden, ließ Hadrian umpflügen und mit Salz bestreuen, ein römischer Gebrauch, nach welchem ohne Beschluß des Senates ein solcher Ort nicht wieder angebaut werden durfte. Aus den Steinen des Tempels ließ er ein Theater bauen. Aelia Capitolina aber hob er wieder aus den Trümmern dieses Krieges empor, bevölkerte sie mit römischen Colonisten und ließ über einem ihrer Thore ein marmornes Schwein mit bitterem Hohn aufstellen. Auch die Christen verschonte er nicht; ein Marmorbild der Venus erhob sich auf Golgatha; eins des Jupiters über der Grotte der Auferstehung. Die Höhle in Bethlehem, in welcher der Sohn Gottes auf die Welt kam,

ward dem Adonis geweiht und mit einem Haine zu Ehren dieser Gottheit umpflanzt; aber durch all' diese Schmach wurden die heiligen Stätten den Gläubigen nur noch theurer und prägten sie sich nur noch tiefer den Gemüthern ein, und trotz der heidnischen Umgestaltung ward dem Kirchenschriftsteller Origines im dritten Jahrhundert diese Höhle als diejenige gezeigt, in welcher der Heiland geboren sei. Die Juden wurden auf immer aus Jerusalem verbannt, ja bei Todesstrafe ihnen verboten, der Stadt auch nur so nahe zu kommen, daß sie sie hätten sehen können. Nur am Tage der Zerstörung durch Titus durften sie alljährlich nahen, um ihr Schicksal zu beweinen. Das dauerte noch fort zur Zeit des heiligen Hieronymus, der darüber schreibt:

„Es ist den Juden verboten, Jerusalem zu betreten, es sei denn, um ihre unglückliche Stadt zu betrauern. Und auch diese Erlaubniß bekommen sie nur für Geld. Nachdem sie das Blut des Heilandes bezahlt haben, müssen sie ihre eigenen Thränen bezahlen. Es ist ein trauriger Anblick an dem Tage, wo Jerusalem durch die Römer zerstört ward, eine große Menge Volk in Trauerkleidern, alte Männer und arme Weiber in Lumpen, Alle in einem Aufzug der tiefsten Trostlosigkeit zu sehen, durch welchen der Zorn Gottes und ihr eigener Schmerz sich ausspricht. Armes Volk! und doch, wie soll man es beklagen? Sie sehen den Calvarienberg, wo sie den Heiland kreuzigten, strahlend von Herrlichkeit, die Stätte seiner Auferstehung von Licht umgeben, auf dem Oelberg die Siegesfahne des Kreuzes, und sie kommen, die Unseligen, um ohne Hoffnung auf den Trümmern ihres Tempels zu wehklagen!“

So kamen sie damals, so kommen sie noch jetzt nach anderthalb Jahrtausenden. Auf Morija steht jetzt weder der Tempel Jehova's mehr, noch der Tempel römischer Götzenbilder, sondern die muhamedanische Moschee Sakhara, welche Muhameds Feldherr Omar erbaute, nachdem er Syrien und Palästina erobert hatte. Kein Jude und kein Christ darf sich ihr nahen, nicht einmal ihren äußeren Vorhof betreten; würde

er darin ertappt, so müßte er sterben oder den Islam annehmen. Die Muhamedaner legen der Sakhara ein so heiliges Gewicht bei, daß sie glauben, jedes in ihr verrichtete Gebet werde erhört. Da sie nun fürchten, Christen und Juden möchten in ihr um den Besitz Jerusalems bitten, so halten sie dieselben mit Strenge entfernt. Seitwärts von der Moschee ist aber ein langer offener Gang, mit Quadersteinen gepflastert, zwischen zwei hohen Mauern, von denen die eine aus ungeheuren Werkstücken besteht, die rings um den Rand behauen sind, wie es die römische Art zur Kaiserzeit war. Dieser Gang liegt auf Morija, also da, wo ehemals Salomons Tempel stand, und hierher kommen die Juden jeden Freitag, und klagen in traurigen Liedern um den Fall Jerusalems und ihr eigenes Geschick. So war es wenigstens im Jahre 1843 und so wird es wohl auch jetzt noch sein. Da sitzen sie vielleicht auf demselben Platz, wo vor mehr denn anderthalb Jahrtausenden der heilige Hieronymus sie sah, und wie sie noch früher an den Wassern von Babylon saßen, mit demselben Leid und derselben Gesinnung: voll Verlangen nach der Erfüllung der göttlichen Verheißung und nicht im Stande sie zu fassen, wenn sie sich ihnen naht. Seliges Volk, zu dem zuerst Gott gesagt hat: „Mit ewiger Liebe lieb' ich dich." Unseliges Volk, das sich selbst anklagen muß: „Entfallen ist die Krone unserem Haupte; wehe uns, daß wir gesündigt haben."

Während die Juden aus ihrem heißgeliebten Jerusalem verbannt wurden, blieb die Christengemeinde unter allen Stürmen des Aufruhrs und des Krieges, der Verfolgung durch Hadrian wie durch Barcochab, immer gequält und immer unüberwindlich, die getreue Wächterin des heiligen Grabes. Und mit einer übernatürlichen Schnelligkeit auf den Flügeln des heiligen Geistes breitete das Christenthum sich nach allen Richtungen und Gegenden, unter allen Völkern und Zungen aus. Es gab bereits christliche Gemeinden in Mesopotamien, Persien, Arabien, Britannien, so daß schon gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts der heilige Justinus behaupten durfte:

„Es gibt keine Volksstämme, mögen sie auch noch als Nomaden auf Wagen leben, bei denen nicht im Namen Christi des Gekreuzigten Bitten und Dank zu Gott dem Vater und Schöpfer gesendet werden.“ Denn in diesen glaubensfeurigen Tagen entwickelte sich oft in ganz unscheinbaren Werkzeugen eine apostolische Thätigkeit. Ein geringer Soldat, eine arme Sklavin, ein junger Kaufmann mochten durch ihren Beruf leicht verpflanzt werden in entlegene Provinzen des ungeheuern Römerreiches oder in Colonien, welche Rom so zahlreich in fremden, fernen Ländern hatte, mochten das Senfkorn des Evangeliums dahin bringen, und in Kurzem erwuchs es dann zum kräftigen Baum. Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts berichtet der heilige Irenäus: „daß die Völker, wenn auch der Sprache nach von einander geschieden, dennoch dieselbe Ueberlieferung bewahren, und daß die Kirchen in Germanien keinen anderen Glauben haben, als die in Spanien und Gallien.“ Und zu derselben Zeit schrieb Tertullian, wenn auch mit einigem afrikanischen Pomp, doch Angesichts der ganzen Welt: „Es würde uns nicht an Zahl und Macht gebrechen, wenn wir als offene Feinde gegen euch auftreten wollten. Wir sind von gestern her und erfüllen schon all' das Eurige: Städte, Schlösser, Flecken, Inseln, Zünfte, Lager, Palast, Senat, Forum; nur die Tempel überlassen wir euch allein. Schon durch die Trennung von euch könnten wir euch bekämpfen. Zögen wir bei solcher Anzahl in irgend eine entlegene Gegend uns zurück: ihr würdet betroffen sein über den Verlust so vieler Bürger, würdet erschrecken bei der Verlassenheit, dem Stillstand der Geschäfte, der schauerlichen Todtenstille im Lande.“ Dem Statthalter von Afrika, Scapula, brachte Tertullian in Erinnerung, daß die Christen „fast in jeder Stadt die Mehrzahl ausmachen.“ Und er spricht von Bekennern Christi unter den fernsten Nationen „in Gegenden von Britannien, welche die Römer noch nicht betreten haben.“ Die übernatürliche Lehre des Christenthums, wie die katholische Kirche sie aufbewahrt, verdankte ihre Ausbreitung übernatürlichem Einfluß. Menschliche Kraft und Weisheit hat etwas

Aehnliches vielleicht erstrebt, doch nie erreicht und alle Gewalt der Imperatoren scheiterte daran, diesen Einfluß zu hemmen; scheiterte daran bei Weibern und Kindern.

Die heilige Felicitas und ihre Söhne.

Symphorosa war nicht die einzige christliche Mutter, welche von der allerseligsten Jungfrau Maria gelernt hatte, unter dem Kreuze ihres zu Tode gemarterten Sohnes zu stehen. Auch der heiligen Felicitas gingen sieben Schwerter durch das Herz, als ihre sieben Söhne zu Märtyrern wurden, und sieben Mal ist sie noch vor ihrem eigenen Tode gestorben, als sie ihre Kinder in den Himmel schickte. Sie lebte zur Zeit des Kaisers Antoninus Pius, von dem man zu rühmen pflegt, daß er nie eine Verordnung gegen die Christen erlassen habe. Da er aber ihre Verfolgung zuließ und da es unter seiner Regierung nicht an Märtyrern fehlt: so legt seine Gleichgültigkeit kein glänzendes Zeugniß für seine Gerechtigkeitsliebe ab. Felicitas war eine edle Matrone, die zu Rom im Wittwenstande lebte. Nach dem Tode ihres Gemahls verlobte sie sich Gott an, zog sich ganz in die Einsamkeit ihres Hauses zurück, und pflanzte ihren sieben Söhnen die Grundsätze des christlichen Glaubens und Lebens durch Wort und Beispiel in's Herz. Mit der frommen Gesinnung der Mutter wuchsen die Knaben auf und zu Jünglingen heran. Alle Christen erbauten sich an dieser Familie, manche Heiden wurden durch so edle Vorbilder für das Christenthum gewonnen und Andere rühmten das heilige Leben der Matrone und der Jünglinge. Solche Bekehrungen und solches Lob erregten die Eifersucht der Götzenpriester. Sie gingen zum Kaiser Antonin, klagten, daß diese Familie die Götter verhöhne und prophezeihten deren Zorn und Rache, wofern man mit der Genugthuung zögere. Der Kaiser befahl dem Stadtpräfekten Publius, die Sache zu untersuchen, und Mutter und Söhne dahin zu brin-

gen, daß sie den Göttern opferten. Publius ließ zuerst insgeheim die Mutter zu sich bescheiden und begann sie mit freundlichen Worten zum Götzenopfer aufzufordern. Da diese nicht den mindesten Eindruck auf Felicitas machten, ging er zu Drohungen über, die sie mit demselben Gleichmuth anhörte. Endlich gerieth er in heftigen Zorn und verkündigte ihr den Tod. Da antwortete sie: „Deine Schmeicheleien werden nicht meinen Entschluß und deine Drohungen nicht meinen Muth wankend machen. Der heilige Geist wird mich behüten, daß ich nicht vom Teufel überwunden werde. Bleib' ich am Leben, so besiege ich dich. Verliere ich aber das Leben, so bin ich noch viel sicherer dich zu besiegen." Publius erwiederte verächtlich: „Hast du Lust zu sterben, arme Thörin, so gönne wenigstens deinen Söhnen das Leben." „Ja," rief Felicitas, „meine geliebten Söhne werden leben, wenn sie den Göttern nicht opfern. Thun sie es aber, so gehen sie in den ewigen Tod." Zürnend über ihre Standhaftigkeit, die er Trotz nannte, schickte Publius die heilige Frau in ihr Haus zurück; aber sie ahnte, daß dies nicht das Ende, sondern nur der Anfang ihrer Verfolgung sei; und da sie sich mehr freute, ihre Söhne für den Himmel als für die Erde geboren zu haben, so fürchtete sie weit mehr, dieselben lebend auf der Erde zurückzulassen, als irdisch gesinnte Eltern fürchten, ihre Kinder vor sich sterben zu sehen. Daher suchte sie noch einmal die jungen Herzen zur Liebe des himmlischen Vaterlandes zu entflammen, und folgte dann den Häschern, die am anderen Morgen erschienen, um sie und ihre Söhne vor den Präfekt zu führen. Er saß zu Gericht vor allem Volk auf dem Marsfelde, einem großen freien Platz in Rom, und sprach zu Felicitas, als sie von ihren blühenden Söhnen umringt vor ihm erschien: „Habe Mitleid mit deinen Söhnen, die in so schöner Blüthe der Jugend stehen." Aber die heldenhafte Mutter erwiederte ihm: „Dein Mitleid ist Frevel und deine Aufforderung ist Grausamkeit." Dann wendete sie sich zu ihren Söhnen und rief: „O Kinder, schaut nach oben! Schaut zum Himmel, dort erwartet euch Christus mit allen

seinen Heiligen. O kämpft für eure Seelen, meine Kinder, und zeigt euch treu in der Liebe Jesu." Publius war sehr erzürnt, ließ ihr vom Henker Backenstreiche geben und sagte: „Wie kannst du es wagen, in meiner Gegenwart solche Lehren zu geben, die entschieden zum Widerstand gegen den Befehl unseres Herrn, des Kaisers, auffordern!" Und da er hoffte, durch glänzende Verheißungen mehr Eindruck auf die Lebenslust der Jünglinge zu machen, rief er nun der Reihe nach sie herbei. Aber Alle antworteten ihm im Sinne und nach dem Herzen ihrer heiligen Mutter. Als er dem Januarius rieth, den Götzen zu opfern, weil ihm dann große Glücksgüter, widrigenfalls aber schmachvolle Schläge zu Theil werden sollten, antwortete der Jüngling: „Du räthst mir Unsinn! Die Weisheit meines Herrn stärkt mich und wird mir helfen, Alles zu überwinden." Publius ließ ihn auf der Stelle mit Ruthen schlagen; aber sogleich sprach Felix, der zweite Sohn: „Mögen uns Schläge und Bluturtheil bevorstehen, unser Glaube kann dadurch nicht besiegt und nicht verändert werden. Wir verehren nur einen Gott und nur ihm bringen wir das Opfer frommer Andacht dar. Glaube also ja nicht, daß ich oder daß einer meiner Brüder von der Liebe zu unserem Herrn Jesu Christi abweichen werden." Auch er empfing die schmachvolle Strafe, und Publius fuhr barsch den Philippus an: „Kaiser Antoninus, unser Herr, hat befohlen, daß ihr den allmächtigen Göttern opfern sollt." Aber Philippus sprach ebenso gelassen, wie seine Brüder: „Die elenden, unempfindlichen Götzenbilder sind weder Götter noch allmächtig, und wer ihnen opfern wollte, wäre in Gefahr des ewigen Verderbens." Zu Sylvanus sprach der Präfekt: „Habt ihr euch denn Alle mit eurer boshaften und thörichten Mutter verabredet, die Befehle des Kaisers zu verachten und in euren Untergang zu rennen?" „Fürchteten wir diesen Untergang," erwiederte der Jüngling, „so würden wir der ewigen Strafe anheimfallen. Da wir wissen, welcher Lohn den Gerechten und welche Pein den Sünder erwartet, so müssen wir das menschliche Gesetz verachten, um das Ge-

bot Gottes zu halten. Wer Gott dient und die Götzen verachtet, erlangt das ewige Leben; wer aber den Dämonen dient, geht mit ihnen im ewigen Feuer zu Grunde." Nun mußte Alexander, ein ganz junger zarter Knabe, hervortreten und die Anrede des Publius vernehmen: „Du bist ja noch ein Kind, also wirst du kein Empörer sein, sondern Das befolgen wollen, was der Kaiser Antoninus gebietet. Opfere den Göttern, Kind, und du erhältst dein Leben und überdies die Gnade des Kaisers." Allein der Knabe antwortete tapfer und klug: „Ich bin freilich nur ein junges Kind, aber ich habe eine alte Weisheit, da ich nur einen Gott anbete. Ich bin ein Diener Christi; ihn bekenne ich mit dem Munde, ihn halt' ich fest im Herzen, ihn bete ich unaufhörlich an. Die Götzen und ihre Verehrer erwartet das ewige Verderben." Auch diesen zarten Knaben, den Publius selbst noch eben bemitleidet hatte, ließ er grausam peitschen, und fragte dann den sechsten Sohn Vitalis: „Ist dir das Leben nicht lieber als der Tod?" Aber Vitalis fragte den Präfekten: „Wer hat das Leben lieber? Der, welcher Gott, oder Der, welcher einen Dämon anbetet?" — „Wen nennst du einen Dämon?" sagte Publius. „Alle Götter der Heiden und Alle, welche diese Götter anbeten, sind Dämonen," antwortete Vitalis. Als nun der siebente Sohn, Martialis, vorgeführt ward, rief Publius: „Wie grausam wüthet ihr gegen euch selbst durch die Verachtung der kaiserlichen Befehle." Unbewegt antwortete der Jüngling: „O wüßtest du, welche Strafen den Verehrern der Götzen bereitet sind! Gott verzieht freilich noch, seinen Zorn an den Tag zu legen; aber das ist gewiß: „Alle, die nicht bekennen, daß Christus wahrer Gott ist, werden in das ewige Feuer geworfen." Nachdem alle Brüder die erniedrigende Strafe der Ruthenstreiche ausgehalten hatten, legte der Präfekt das ganze Verhör dem Kaiser vor, und der wegen seiner menschenfreundlichen Humanität so hoch gepriesene Antoninus Pius befahl, die ganze Familie auszurotten und Alle, von dem jüngsten Sohn bis zur hochherzigen Mutter, hinzurichten. Der Befehl ward vollzogen und Felicitas, sagt der

heilige Petrus Chrysologus, Bischof von Ravenna, stand freudiger neben den Leichen ihrer geliebten Kinder, als sie einst neben deren Wiege gestanden; denn mit den Augen des Geistes sah sie so viele Belohnungen als Wunden, so viele Palmen als Martern, so viele Kronen als Schlachtopfer. Endlich, nachdem sie den Todesschmerz sieben Mal ausgestanden hatte, durfte sie das geringste Opfer, ihr eigenes Leben, darbringen. Zum Leiden war sie die Erste, zum Sterben die Letzte. Sie ward enthauptet. Für eine christliche Mutter gab es im heidnischen Rom keinen Platz! Am 10. Juli wird das Gedächtniß der sieben Märtyrer-Brüder begangen und das Jahr 150 als das ihres Todes angenommen.

Der heilige Polykarp,

Bischof von Smyrna.

An der Küste Joniens, im Süden vom Meer bespült, nach Norden durch einen Halbkreis hoher Berge geschirmt, liegt die reiche handeltreibende Stadt Smyrna mit ihren orientalischen Gärten, ihrer südlichen Vegetation, ihrer goldenen Sonne, ihrem lieblichen Klima. Der christliche Glaube fand früh bei ihr Eingang, und nicht blos oberflächlich und vorübergehend, sondern er bemeisterte sich des Lebens und der Herzen der Einwohner, so daß sie standhaft gegen Verfolgungen und gegen Ketzereien bei der reinen Lehre beharrten. Deshalb empfing Smyrna auch vom heiligen Evangelisten Johannes in seiner Offenbarung ein herrliches Zeugniß und eine wonnevolle Verheißung: „Ich kenne deine Trübsal und deine Armuth, aber du bist reich und wirst gelästert von Denen, die sich Juden nennen, aber es nicht sind, sondern eine Synagoge des Satans sind. Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ (Kap. 2. V. 9—10.) Zu diesen Getreuen gehörte eine sehr reiche Frau, die Callisto hieß und eine kinderlose Wittwe war. Die Ueber-

lieferung erzählt, daß einst im Traum ein Engel zu ihr sprach: Stehe auf und gehe zum Thor, das gegen Ephesus führt. Da wirst du zwei Männer finden mit einem Knaben, der Polykarp heißt und aus Morgenland stammt; und diesen Knaben kaufe. Callisto erwachte von Ehrfurcht und Freude bewegt, ging zu dem bezeichneten Thor, fand die Männer mit dem Knaben und kaufte ihn, hochbeglückt ihm für die Erde die Freiheit und für den Himmel das süße Joch Jesu geben zu können. Sie nahm ihn in ihr Haus, erzog ihn in der Furcht des Herrn und sah ihre Sorgfalt reiche Frucht tragen, denn bald entwickelten sich in Polykarp große Anlagen des Geistes, eine tiefe Frömmigkeit und eine herzliche Liebe zu den Armen. Als er zum Jüngling erwachsen war, machte Callisto ihn wie einen theuern Sohn zum unbeschränkten Verwalter ihres Vermögens, das er zu Gunsten der Armen und Nothleidenden verwaltete; und als sie starb, zu ihrem Erben. Polykarp war nun sehr reich; aber von dem Augenblick an wendete er sich ganz von der Welt ab und dem Himmel zu. Er betrachtete sich als einen Fremdling und Pilger auf Erden, der nur nach der ewigen Heimath verlangt. Er ging wenig unter die Menschen, mied leeres Geschwätz und eitlen Müßiggang, erröthete, wenn ein unbescheidener Blick ihn traf, und floh vor böser Gesellschaft wie vor giftigen Schlangen. Nichts war ihm werther als die Einsamkeit; da betete er, da las er die heiligen Schriften, da betrachtete er die erhabenen Geheimnisse des Glaubens, da brachte er sich ganz dem Herrn zum Opfer. An eine Heirath dachte er ebensowenig, als an eine Laufbahn im Sinn der Welt. Die Zeit, welche Gebet und Studien ihm übrig ließen, füllte er mit Werken der Barmherzigkeit aus. Er gab reichlich allen Dürftigen, doch für sich selbst war er karg und gönnte sich an Speise und Kleidung nur das Nothwendige.

Dies reine, demüthige, entsagende Leben konnte dem Bischof von Smyrna, dem heiligen Bucolus, nicht verborgen bleiben. Er gewann den Polykarp innig lieb und weihete ihn zum Diakon. Darüber war Polycarp unsäglich froh,

denn nun durfte er den heiligen Glauben predigen, der Armenpflege sich widmen und in der nächsten Umgebung seines gottseligen Bischofs weilen, an dem er mit der Zärtlichkeit und dem Gehorsam eines Sohnes hing. Er begann nun in der christlichen Gemeinde zu predigen mit der übernatürlichen Erleuchtung, die aus dem Glauben, und mit dem heiligen Feuer, das aus der Liebe stammt, und erklärte die tiefsten und geheimnißvollsten Lehren des Heiles zugleich so lichtvoll und so erhaben, daß eine Erneuerung des Geistes die ganze Gemeinde durchdrang. Auch unterließ er nicht, die Irrthümer der Juden, Heiden und Ketzer, gegen welche die Kirche unausgesetzt zu kämpfen hatte, neben die ewigen Wahrheiten des Christenthums zu stellen, um die Gläubigen zu warnen und die Ungläubigen zu belehren. So wirkte er segensreich mehrere Jahre, bis er im reifen Mannesalter stand und sein Haar zu ergrauen begann. Nun beschloß Bischof Bucolus, ihn zum Priester zu weihen, obwohl sich Polykarp lebhaft widersetzte, weil er zu sagen pflegte, daß die Priesterweihe ein furchtbares Gericht nach sich ziehe, wenn ein Unwürdiger sie empfange, und weil er in seiner tiefen Demuth sich nicht die Tugenden zutraute, um die schweren Pflichten dieses erhabenen Amtes erfüllen zu können. Aber da er in dem unerschütterlichen Willen seines Bischofs den Willen Gottes verehrte, und da viele andere heilige Bischöfe und fromme Männer derselben Ansicht waren: so unterwarf sich Polykarp und empfing die Priesterweihe. Sein Wandel glich jetzt mehr dem eines Engels als eines Menschen, und all' die süße Lieblichkeit und all' die milde Erhabenheit des heiligen Johannes, der sein Lehrer gewesen war, schien auf ihn übergegangen zu sein. Als darauf der hochbejahrte Bischof Bucolus aus dem irdischen Leben schied, nannte die allgemeine Stimme den Polykarp seinen Nachfolger. Die benachbarten Bischöfe wurden nach Smyrna zur Wahl eines neuen Oberhirten berufen. Sie versammelten sich in der Kirche mit allen Priestern und mit einer ungeheueren Volksmenge, die aus Stadt und Land zusammengeströmt war, und die

nur für Polykarp Augen hatte. Es gehörte zu seinen Obliegenheiten, vor der Wahl diejenigen Stellen aus den Briefen des heiligen Apostels Paulus an Timotheus und Titus vorzulesen, worin die nothwendigen Eigenschaften eines Bischofs auseinandergesetzt werden. Dies that er nach den üblichen Gebeten und Kniebeugungen mit einer so gottinnigen Demuth, daß er wie von einem inneren Licht verklärt schien. Dann folgte eine Ermahnung der Bischöfe zur Wahl nach der Eingebung des heiligen Geistes; und als darauf die Diakonen umhergingen, um jeden Einzelnen zu fragen, wer Bischof des heiligen Stuhles von Smyrna sein solle? erschallte einstimmig der Ruf: „Polykarp soll unser Bischof und Lehrer sein.“ Alle Bischöfe und Priester stimmten freudig der Wahl bei; aber Polykarp entsetzte sich, weigerte sich und wollte fliehen. Als die Diakonen das gewahrten, umringten sie ihn und führten ihn vor die Bischöfe, daß er deren Handauflegung empfange. Unter diesen Bischöfen war, nach dem Zeugniß des heiligen Hieronymus, der heilige Apostel Johannes; und er weihete seinen geliebten Jünger Polykarp zum Bischof von Smyrna. Da stand nun der heilige Mann und Thränen der Andacht und Demuth entströmten seinen Augen während der herrlichen Feierlichkeit; und in derselben demüthigen Weise bat er endlich Bischöfe, Priester und Laien mit ihrem Gebet ihm beizustehen, damit die Gnade Gottes ihn in seinem verantwortungsschweren Amt stärke.

Ein edles Bild des heiligen Polykarp als Hirt der Heerde von Smyrna in seiner Sorgfalt für die ungetrübte Reinheit der Glaubenslehre entwirft ein anderer Heiliger, sein Schüler Irenäus, Bischof von Lyon. Derselbe schreibt in einem Brief an den Irrlehrer Florinus:

„Deine Lehren haben dir die Bischöfe, welche Schüler der Apostel waren, gewiß nicht übergeben. Ich habe dich, als ich noch ein Knabe und in Kleinasien bei Polykarpus war, ebenfalls bei ihm gesehen. Ich könnte dir noch die Stelle zeigen, wo er saß, wenn er uns die Lehre des Heils vortrug und dir Alles beschreiben, wie würdevoll er auftrat

und wandelte, wie heilig er lebte, wie ehrfurchtgebietend seine Gestalt, wie eindringlich seine Redeweise war; wie er erzählte von seinem vertrauten Umgang mit Johannes und mit den Uebrigen, die den Herrn gesehen hatten; wie ihm Alles gegenwärtig war, was er von ihnen über den Herrn, über dessen Lehre und Wunder, die so herrlich mit den heiligen Schriften übereinstimmen, vernommen hatte; und wie er dann wieder auf die nämliche Weise, ganz in Uebereinstimmung mit dem lebendigen Wort, uns die Lehre vortrug. Das Alles habe ich durch Gottes Gnade gehört und nicht blos auf Pergament, sondern in mein Herz geschrieben. Tag und Nacht erwäge ich es und darum kann ich auch betheuern: hätte dieser selige Bischof deine Lehre gehört, so wäre er vor dir geflohen, hätte eilig sich die Ohren zugehalten und nach seiner Gewohnheit ausgerufen: O guter Gott! welche Zeit läßt du mich erleben, daß ich solche Dinge hören muß. Alle Kirchen von Kleinasien, die bis auf unsere Zeit immer dem Polykarpus nachgefolgt sind, legen Zeugniß ab, daß er stets lehrte, was er von den Aposteln gelernt, was auch die Kirche immer gehalten hat und was allein das Wahre ist."

Als der heilige Ignatius auf seinem Marterwege von Antiochien nach Rom in Smyrna sich aufhalten mußte, fand er nur in dem Zusammensein mit Polykarp eine Beschwichtigung seiner heiligen Ungeduld, möglichst bald den reißenden Thieren vorgeworfen zu werden. Als Johannesjünger, die sie waren, hatten Beide von ihrem Meister die Meisterschaft in der Liebe Jesu gelernt. Die Wirksamkeit des Polykarp war schon damals so groß und so weithin strahlend, daß Ignatius ihn einen „gotteswürdigen Bischof" nannte und ihn bat, für seine verwaiste Kirche von Antiochien Das zu thun, was er selbst, Ignatius, nicht mehr thun konnte. Polykarp küßte die Ketten des seligen Greises mit Thränen und versprach es. Später machte er auch eine Reise nach Rom, wo ihn der Papst Anicetus so hoch in Ehren hielt, daß er ihm das Recht verlieh, in den Versammlungen der Gläubigen statt seiner bischöfliche Functionen auszuüben.

In Rom waren damals viele Seelen irregeführt durch den Häresiarchen Marcion. Polykarp ward ein mächtiges Werkzeug, um diese armen Mißleiteten wieder für den reinen Glauben zu gewinnen. Als ein Apostelschüler hatte seine Betheuerung großes Gewicht, daß nicht Marcion, sondern er die wahre Lehre verkündige, und die väterliche Zärtlichkeit, mit der er die Reuigen aufnahm und ihnen die Rückkehr zur Kirche erleichterte, gewann ihm die Seelen. Aber gerade wie bei dem heil. Johannes war auch Polykarps Liebe mit der nothwendigen heilsamen Strenge gepaart und er scheute sich nicht, das Verharren in der Empörung gegen die ewige Wahrheit zu brandmarken. Johannes traf einst den Irrlehrer Cerinthus in einem der Bäder von Ephesus und floh schleunig davon, indem er sagte, er fürchte den Einsturz des Bades, weil der Feind der Wahrheit, Cerinth, darin sei. In Rom begegnete Polykarp einmal dem Marcion und dieser fragte den heiligen Bischof keck, ob er ihn kenne? „Ja wohl kenne ich dich," gab ihm Polykarp zur Antwort, „du bist der Erstgeborene des Satans." Verläugnung der Wahrheit, was eins und dasselbe ist mit Verläugnung Christi, ließen sich die Märtyrer nicht zu Schulden kommen; nicht blos vor dem Richter nicht, sondern nie.

Dies glorreiche Leben sollte seine Vollendung finden durch einen glorreichen Tod. Marcus Aurelius, dieser hochgefeierte Philosoph im Purpur, saß seit sechs Jahren auf dem Thron der Kaiser, als eine heftige Verfolgung der Christen ausbrach. Auch in Smyrna brachten viele tapfere Blutzeugen ihr Leben zum Opfer. Sie wollten nicht, daß der Herr mehr für seine Diener gelitten hätte, als die Diener für ihren Herrn. Es war ein herrlicher Jüngling unter ihnen, Namens Germanicus. Sein Adel und seine Schönheit stimmten das Volk zu seinen Gunsten; sogar der Proconsul Statius Quadratus hätte gern ihn gerettet. Aber Germanicus sehnte sich hinweg aus dem armseligen irdischen Leben, um auf einen Wink seines geliebten Herrn in die lichten ewigen Hütten einzugehen. Als er die Schonung bemerkte, welche die Gottlosen ihm zudach-

ten, reizte er die wilden Thiere, mit denen er kämpfen sollte, zur Wuth auf und das Volk, das ihn jetzt doppelt bewundern mußte, das sich aber durch seine Verachtung beleidigt fühlte, schrie grimmig, als er fiel: „Nieder mit all' diesen Feinden der Götter! Sucht den Polykarp!" Denn dieser ruhmvolle Name war auch den Heiden wohlbekannt. Nun hatte sich eben ein Ereigniß zugetragen, das den Gläubigen zur Mahnung an die Schwäche des sündigen Menschen dienen und sie erinnern sollte, sich unter allen Umständen in demüthiger Eingezogenheit zu halten, sich nicht zum Leiden vorzudrängen, hingegen auszuharren, wenn es von ihnen gefordert würde. Quintus, ein Phrygier, kam nach Smyrna, sah die Blutzeugen sterben und meldete sich freiwillig als Christ vor dem Proconsul. Doch seine Entschlossenheit wankte, da die wilden Thiere vorgeführt wurden. Dem Proconsul entging diese Veränderung nicht. Er redete freundlich und schmeichelnd dem Quintus zu und brachte es wirklich dahin, daß der Unglückliche den Götzen opferte. Dies Ereigniß und das Beispiel des göttlichen Heilands, der auch mehrmals seinen Verfolgern entwich, weil seine Stunde noch nicht gekommen war, bewog auch Polykarp, sich verborgen zu halten. Seine Demuth ließ ihn an seiner Standhaftigkeit zweifeln. Er entwich auf's Land und lebte mit einigen Gefährten auf einem kleinen Gut in der Gegend von Smyrna. Da verbrachte er Tag und Nacht im Gebet für alle Menschen und für alle Kirchen der Erde. Für sich selbst flehte er demüthig die Gnade Gottes um Beharrlichkeit im Leiden an. Drei Tage vor seiner Haft hatte er ein Zeichen von Oben. Er sah sein Haupt von einer hellen Flamme umgeben. „Ich werde im Feuer sterben," sprach der selige Greis ruhig zu seinen Gefährten. Nun kamen Freunde und meldeten ihm, seine Verfolger wären in der Nähe. Da begab er sich auf einen kleinen Meierhof, und Jene fanden statt seiner nur zwei Sklaven, welche sie aber so lange folterten, bis sie ihnen das Geständniß erpreßten, wo er verborgen sei. Mit dieser Nachricht eilten die Verfolger freudig zum Friedensrichter, der Herodes hieß, und erbaten

sich von ihm Soldaten und bewaffnete Reiter, um Polykarp zu fangen und gleich in das Amphitheater vor die reißenden Thiere zu führen. Herodes gab ihnen gern die Mannschaft und so zogen sie aus an einem Freitag, zur Stunde des Nachtessens, von dem jungen Sklaven geführt, der ihn verrieth, wie einst Judas mit seiner Rotte gezogen war nach dem Meierhof Gethsemane. Bei Anbruch der Nacht langten sie vor dem Häuschen an, wo der erhabene Greis in einem oberen Zimmer ruhete. Er hätte sich auch da noch verbergen oder fliehen können; aber er wollte nicht. Er wußte, daß seine Stunde gekommen sei. Er sprach: „Herr, Dein Wille geschehe! ich habe dies aufgeschoben, so lange Du wolltest; da Du es jetzt befiehlst, so wünsche ich es." Er stieg nun zu seinen Verfolgern herab und redete mit ihnen so liebreich überfließend von der Gnade des heiligen Geistes, daß sie sich über diese Kraft bei so hohem Alter und diese Leutseligkeit bei so hoher Würde sehr wunderten. Manche waren auch herzlich beschämt, so große kriegerische Anstalten gemacht zu haben, um einen fast hundertjährigen Greis gefangen zu nehmen. Gastfreundlich ließ Polykarp nun die Soldaten mit Speise und Trank bewirthen, um auch seinen Feinden Wohlwollen zu bezeugen; und bat um die Frist einer Stunde zum Gebet. Sie ward ihm bewilligt. Er aber, in der Ueberfülle der vollkommenen Liebe, verharrte zwei Stunden in Preis, Dank und Anrufung Gottes, dem er Gute und Böse, Freunde und Feinde, besonders aber alle Kinder der katholischen Kirche empfahl. Wer ihn hörte, ward ergriffen; sogar die Verfolger. Dann setzte man ihn auf einen Esel und in der Frühe des Sabbats ward er gen Smyrna geführt. Der Friedensrichter Herodes mit seinem Vater Nicetas kamen ihm entgegen gefahren, nahmen ihn zu sich in den Wagen und versuchten ihre Ueberredungskünste bei dem heiligen Greise. „Was ist denn Böses dabei," fragten sie ihn, „wenn du sagst, Herr Kaiser, und Das thust, was dabei zu geschehen pflegt, nämlich ein Paar Weihrauchkörner ihm zum Opfer streuest und dadurch dein Leben rettest?" Der Märtyrer schwieg zu all' ihrem Ge-

rede. Als sie aber endlich um eine Antwort in ihn drangen, sprach er feurig und kurz: „Ich werde nichts von dem Allen thun." Da ergrimmten sie, überhäuften ihn mit Schmähungen und stießen ihn vom Wagen herab. Bei der großen Schnelligkeit, mit welcher dieser dahin flog, verletzte sich Polykarp im Fallen schwer am Schienbein, stand aber sogleich gelassen auf und folgte nun zu Fuß mit heiterem Angesicht den Soldaten, die ihn in das Amphitheater brachten. Obgleich dort ein betäubendes Getöse herrschte, so vernahmen doch alle gegenwärtigen Gläubigen in dem Augenblick, da der glorwürdige Greis den Kampfplatz betrat, eine Stimme vom Himmel, die da rief: „Polykarp, halte dich tapfer!" — Der tobende Lärm nahm zu, als das aufgeregte, von Blut und Leidenschaft berauschte Volk hörte, Polykarp sei gekommen. Der Proconsul hieß ihn vortreten und forderte ihn in der hergebrachten Weise zur Verläugnung auf: „Schwöre bei dem Kaiser, oder bei dem Genius des Kaisers und seinem Glück! Schone dein Alter und sprich: hinweg mit den Verächtern der Götter." Da übersah Polykarp mit tiefem Mitleid all' das unzählige gottlose, ungläubige versammelte Volk, schaute empor zur Herrlichkeit des Himmels und seufzte aus innerstem Herzen: „O Herr, nimm weg deine Verächter." — „Schwöre bei der Glücksgöttin des Kaisers, verläugne Christus und du bist frei," sprach der Proconsul; aber Polykarp erwiderte: „Es sind jetzt sechs und achtzig Jahre, seit ich ihm diene, und nie hat er mir etwas zu Leide gethan. Wie könnte ich meinen geliebten Herrn und König und Seligmacher verläugnen!" Als der Proconsul nicht darauf hörte, sondern noch mehr in ihn drang, sagte Polykarp: „Du thust als wüßtest du nicht wer ich bin; so hör' es denn: ich bin ein Christ. Willst du die christliche Lehre kennen lernen, so sage es und du sollst sie hören." — „Rede jetzt vor dem ganzen Volk," sprach der Proconsul. — „Nein!" erwiederte Polykarp; „dir als meiner Obrigkeit bin ich Rechenschaft schuldig, so lehrt mich mein Glaube; doch nicht diesem thörichten Volk. Dem Richter habe ich in allen erlaubten Dingen zu gehorchen, aber der Volksmasse nicht."

Nun drohte der Proconsul mit den Löwen. „Laß sie kommen!“ sprach Polykarp; „mein Herz ist auf Alles gefaßt; denn je größer mein Leid, desto größer mein Lohn.“ — „Du verachtest die wilden Thiere,“ rief der Proconsul zürnend, „wohlan, so laß ich dich in's Feuer werfen!“ — „Was thut mir dein Feuer, das eine Stunde brennt und dann erlischt,“ sprach Polykarp. „Ich fürchte nichts als die ewigen Qualen im ewigen Feuer. Also thue, was du thun willst.“ Während er mit milder Stimme so redete, trat ein himmlischer Glanz in sein Antlitz und es verbreitete die Gnade eine solche Anmuth über sein ganzes Wesen, daß selbst der Proconsul erschrack. Doch gebot er einem Herold, in die Mitte der Arena zu treten und dreimal laut zu rufen: „Polykarp hat bekannt, daß er ein Christ sei.“ Jetzt brach die Wuth des Volkes unbändig aus und wild schrieen tausend und tausend Stimmen: „Er ist der Meister in Asien! er ist der Vater der Christen! er ist der hartnäckige Feind unserer Götter und unserer Tempel und hat Viele zum Abfall von ihnen bewogen! Nun soll er seinen Lohn empfangen.“ Und dann schrieen sie nach den Löwen. Allein der Götzenpriester, welcher der Vorsteher dieser Spiele war, erklärte, das Jagdspiel sei vorüber. Da riefen sie einstimmig: „Polykarp soll lebendig verbrannt werden!“ Sein Traumgesicht mußte ja in Erfüllung gehen! „Seht ihr, daß ich mein Leiden vorhergesagt habe!“ sprach er zu den Seinigen. Der Holzstoß war bald errichtet, denn das Volk half mit freudiger Wuth den Henkern, drang in die benachbarten Badehäuser und Werkstätten, und schleppte Holz, hölzerne Geräthschaften und Reisig in Masse zusammen. Als das Feuer brannte, legte Polykarp Gürtel und Oberkleid ab und löste seine Sandalen, was er früher nie gethan; denn wegen seines heiligen Wandels verehrten ihn die Gläubigen so sehr, daß sich Alle glücklich priesen, wenn sie ihm einen kleinen Dienst erzeigen konnten. So war denn Alles bereitet, Opferaltar und Opferlamm. Man wollte ihm Ketten anlegen und diese an den Pfahl in der Mitte des Scheiterhaufens annageln, damit er, wenn die Todesangst ihn drang-

sale, doch gewiß nicht entfliehe. Doch er bat: „Laßt mich so! Er, der mir den Willen gegeben hat, wird mir auch die Kraft verleihen, ohne eure Nägel unbeweglich im Feuer auszuharren.“ Man band ihm also nur die Hände auf dem Rücken zusammen und friedlich, ein edles Opfer, betrat er den Holzstoß, die Schwelle seines Leidens, als ob er zur Feier der heiligen Geheimnisse zum Altare ginge. Mit zum Himmel erhobenen Blicken betete er laut: „Herr Gott, allmächtiger Vater Deines geliebten und gebenedeiten Sohnes Jesu Christi, durch den wir die Erkenntniß Deiner empfingen! Gott der Engel und Erzengel und jeder Creatur, und aller Gerechten, die vor Deinem Angesicht wandeln! ich preise Dich, daß Du Dich gewürdigt hast, mich zu dieser Stunde unter die Zahl Deiner Märtyrer in Gnaden aufzunehmen, damit ich Antheil gewinne am Kelche Christi und durch ihn an der Auferstehung des Leibes und der Seele zum ewigen Leben, in der Unverweslichkeit des heiligen Geistes! Ich preise Dich, daß ich zur Vollendung meines Opfers zugelassen und die Krone Deiner Verheißungen empfangen werde! Ich preise Dich für Alles und benedeie Dich mit Deinem ewigen und himmlischen Sohn Jesus Christus, mit dem und dem heiligen Geist Dir Ehre sei jetzt und künftig und in ewige Zeiten. Amen.“ Hoch loderten die Flammen rings am Holzstoß empor; aber siehe! gleich dem vollen Segel eines Schiffes wölbten sie sich um den heiligen Märtyrer und statt ihn zu verletzen, schienen sie ihn beschirmen zu wollen. Seine heiligen Glieder blieben unversehrt und strahlten in reinem Glanz wie Gold und Silber; und ein süßer Duft wie von Weihrauch und Myrrhen und köstlichen Narden verscheuchte den garstigen Rauch des Feuers. Als das Volk gewahr wurde, daß er unangetastet von den Flammen blieb, hieß es den Henker mit einem Speer ihn durchbohren. Dies geschah; und da stürzte ein solcher Strom von Blut aus der tiefen Wunde, daß das Feuer erlosch und die heilige Seele in den Himmel floh.

Wie die Juden sich überall bei Verfolgung der Christen hervorthaten, so geschah es auch hier. Sie hatten am hef-

tigsten gegen den heiligen Polykarp getobt, sie hatten am eifrigsten seinen Holzstoß aufgeschichtet. Jetzt stifteten sie den Nicetas an, vom Proconsul zu verlangen, daß die sterblichen Ueberreste den Gläubigen nicht ausgeliefert würden; und zwar unter dem Vorwand, daß die Christen sonst die Verehrung Christi aufgeben und diese Reliquien anbeten würden. Die Unwissenheit der Juden hinsichtlich der Reliquien-Verehrung ist weniger auffallend als ihr Eifer für die Verehrung des göttlichen Heilands. Es spricht sich ihr Haß, ihr Groll und ein heimlicher Neid gegen die Christen in jeder Weise aus. Die Gemeinde in Smyrna, welche die ganze Leidensgeschichte des heiligen Polykarp „der Kirche Gottes in Pontus und allen heiligen katholischen Kirchen aller Orten" in einem langen Brief mittheilt, schreibt am Schluß:

„Die Juden wissen nicht, daß wir unseren Christus nie verlassen können, der so viel für unsere Sünden leiden und für das Heil Aller, die auf dem ganzen Erdkreis selig werden, sterben wollte. Ihn, den Sohn Gottes, beten wir an; die Märtyrer aber lieben wir als Jünger und Nachahmer des Herrn wegen ihrer unvergleichlichen Ergebenheit gegen ihren König und Meister; und wir beten, daß wir ihre Genossen dereinst werden mögen. Als der Hauptmann der Wache unseren Streit mit den Juden bemerkte, ließ er den Leichnam mitten in's Feuer legen und verbrennen. Dann aber sammelten wir die Gebeine aus der Asche sorgsam wie Edelsteine hervor und setzten sie an einem sicheren Orte bei, wo wir uns freudig versammeln wollen, um des Märtyrers Geburtstag zum ewigen Leben zu feiern, zum Andenken Aller, die bereits den Kampf überstanden haben und zur Ermunterung der künftigen Kämpfer."

Mit eilf Leidensgenossen aus Philadelphia litt und siegte der heilige Bischof und Lehrer Polykarp am 26. Januar 167. Unter diesen Zwölfen war kein Judas. Keiner fand es zu schwer, Das zu leiden, was der Herr und Heiland für ihn gelitten hatte. Als Apostelschüler und unmittelbarer Zeuge der apostolischen Ueberlieferung war Polykarp in der asiatischen

wie in der abendländischen Kirche so hoch geachtet, daß, wie schon bemerkt wurde, sein Zeugniß einen kräftigen Damm gegen häretisches Unwesen setzte. Mündlich und schriftlich bekämpfte er es. Von seinen Briefen ist nur einer erhalten, an die Gemeinde zu Philippi. Darin lobt er ihr unwandelbares Festhalten an dem von Alters her ihnen verkündigten Glauben, wie auch ihren Eifer in guten Werken; und warnt sie vor dem leeren Geschwätz der Häretiker, indem er sie ermahnt zu glauben an Gott, „welcher den für unsere Sünden gestorbenen Herrn Jesum Christum wieder auferweckt und ihm Herrlichkeit und den Thron zu seiner Rechten verliehen hat, und auch uns auferwecken wird, wenn wir seinen Willen thun und lieben, was er geliebt, und meiden, was er gemieden hat." Ferner: „Jeder, welcher nicht bekennt, daß Jesus Christus im Fleisch gekommen sei, ist Antichrist; wer nicht bekennt das Zeugniß vom Kreuz, ist vom Teufel; und wer die Worte des Herrn verdreht nach seinem Gutdünken und sagt, es gebe keine Auferstehung und kein Gericht, dieser ist der Erstgeborene des Satans. Lassen wir deshalb vom falschen und hohlen Geschwätz dieser Leute uns nicht bethören und kehren wir zurück zu der vom Anbeginn uns überlieferten Lehre." So große Gefahr drohete von je her der ewigen Wahrheit, daß ein beständiger Wächterruf gegen die Mächte der Finsterniß die Gläubigen zur Wachsamkeit auffordern mußte! Den Priestern schreibt Polykarp vor: „Seid mitleidig und erbarmungsvoll gegen Alle; bringt zurück die Verirrten; besucht die Kranken; vernachlässigt nicht Wittwen und Waisen und Arme; enthaltet euch des Zornes, der Parteilichkeit und jedes ungerechten Urtheils; Angebereien gegen einen Dritten schenkt nicht leicht Glauben; seid nicht zu strenge im Richteramt, wohl wissend, daß wir Alle mit Sündenschuld behaftet sind. Haltet euch fern vom Geldgeiz und allem Bösen; wer sich selbst nicht beherrschen kann, wie soll der Anderen dies predigen? Ruft die Irrenden zurück mit Behutsamkeit und behandelt sie nicht als Feinde, sondern als kranke, leidende Glieder, damit euer

Aller Leib errettet und selig werde. Thut ihr dieses, so erbaut ihr euch selbst."

Der heilige Justinus, der Märtyrer.

In der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nahmen die minder verwerflichen Elemente im Heidenthum einen gewissen Aufschwung, sei es als Reaction des Polytheismus gegen das Christenthum, sei es, daß die christliche Glaubenskraft eine Art von Glaubensatmosphäre verbreitete, deren Einfluß auch die Heiden empfanden. Dieser Aufschwung war dem Christenthum zugleich günstig und ungünstig. Zuerst ungünstig: denn in dem Maß, als die Verehrung der Götter wärmer und aufrichtiger wurde, stieg die Abneigung gegen diese neue Secte, die man atheistisch nannte, weil sie sich erdreistete, alle Götter, welche seit Jahrtausenden von den verschiedensten Völkern und weisesten Männern geehrt wurden und deren Kultus, der vielleicht so alt wie die Völker selbst war, ohne Ausnahme zu verachten. Kaiser Marc Aurel war der Vertreter dieser allgemeinen Ungunst. Er sah durch die Christen die Staatsreligion im höchsten Grade gefährdet; deshalb erließ er harte Verordnungen. Sie wurden nicht mehr, wie zu Trajans Zeit, auf eine bestimmte Anklage hin vor Gericht gezogen, sondern von Spähern überall aufgesucht und dann gleich mit Martern befragt; auch all' ihre Versammlungen und gottesdienstlichen Handlungen und Feste, jede Ausübung ihrer heiligen Mysterien ward ihnen untersagt. Als die feindlichen kaiserlichen Gesinnungen allgemein in den Provinzen bekannt waren, hielten die Statthalter es für ihre Pflicht, auf dieselben in ihrem ganzen Umfang einzugehen und nahmen die schärfsten Maßregeln gegen die Christen. Dabei hatten sie alle Diejenigen auf ihrer Seite, welche aus Ueberzeugung oder aus eigennützigen und selbstsüchtigen Gründen

den Kultus der alten Götter aufrecht gehalten wissen wollten; und überdies die rohe Masse im Volk, den Pöbel, der vermöge seiner Brutalität stets große Neigung zur Tyrannei und große Freude hat, wenn er sie einmal ohne Scheu üben kann.

Aber dieser Aufschwung im Heidenthum war dem Christenthum auch sehr günstig. Denn gerade weil das Verlangen nach etwas Höherem in dem heidnischen Geist sich regte, weil er sich mit Ekel abwendete von dem stupiden und brutalen Materialismus, weil er für ideale Bedürfnisse eine Befriedigung und einen Gegenstand suchte: konnte es nicht fehlen, daß gar Viele das Ungenügende, Unzusammenhängende, Widersprechende in den Mysterien des Götterdienstes sowohl, als der philosophischen Systeme bitter empfanden und in ihrer Sehnsucht nach Wahrheit, nach einer Lehre, welche Zweifel löste und nicht in Zweifel stürzte, sich auch an das Christenthum wendeten, dessen Bekenner und Märtyrer und Wunder sie täglich vor Augen hatten und dort eine genügende Antwort auf alle Fragen ihrer Seele fanden. Unter dem Landvolk, den Sklaven, den Handwerkern, wo Armuth, Niedrigkeit der Verhältnisse, schlichte Thätigkeit, vor Sittenverderbniß behütet und gesunden Sinn und richtiges Gefühl bewahrt hatten; bei edlen Naturen der höheren Stände, welche sich von den Lastern der Zeit mit tiefem Abscheu wegwendeten; bei Männern von großen Geistesgaben, welche in die Tiefen aller Lehren des menschlichen Geistes forschend hinabstiegen, um ihren eigenen Conceptionen ein unwandelbares Fundament zu geben; bei den Unzähligen, welche im Labyrinth der Leidenschaften verirrt, nach dem rettenden Faden suchten, der sie in die Freiheit führe; und bei Denen, welche mit traurigem Herzen und mit nicht zu betäubender Unruhe des Gewissens ihrer Verirrungen gedachten und sich nach Erlösung und Versöhnung sehnten: bei allen Diesen fanden die beseligenden Lehren des Christenthums Eingang. Ohne Kämpfe nach Innen oder Außen ging es für Keinen, ohne Gefahr für die Wenigsten ab; denn weder Dunkelheit noch Glanz der Ver-

hältnisse schützte den Christen vor Verfolgung. Aber weil er wußte, was ihm bevorstand, so schöpfte er Muth an der heiligen Quelle jeder edlen Kraft, und durch den erhabensten Ausdruck dieser Kraft, das Marterthum, wirkte er über seinen Tod hinaus noch besiegend in das Heidenthum hinein.

Auf diese Weise wurde ein großer Held des Glaubens gewonnen, der die geistigen Kämpfe, welche er gegen das Heidenthum bestand, mit seinem Blut besiegelte und der endlich ein Märtyrer der göttlichen Wahrheit wurde, nachdem er sie so lange und so feurig vertheidigt, gepriesen und gelehrt hatte.

Im Anfang des zweiten Jahrhunderts ward Justinus in Palästina geboren, zu Sichem, der alten Hauptstadt der Samariter, welche aber damals Neapolis Flavia, d. h. die neue Stadt Flavia (jetzt Naplus) genannt wurde, weil die Kaiser des Flavischen Geschlechtes sie durch eine griechische Colonie erneuert hatten. Zu diesen Griechen gehörte die Familie des Justinus. Sein Vater hieß Priscus und war dem Götzendienst zugethan. In dem Jüngling regte sich früh ein lebhaftes Verlangen, zur Wissenschaft der göttlichen Dinge und zur Erkenntniß Gottes zu kommen. Deshalb ergab er sich mit Leidenschaft den philosophischen Studien, von denen er Belehrung und Erleuchtung erwartete. Zuerst gerieth er in die Schule eines Stoikers und blieb so lange darin, bis er einsah, daß er von Gott und von göttlichen Dingen nicht nur nichts lernte, sondern auch nichts lernen konnte, weil sein Lehrer selbst von dieser Wissenschaft so gar nichts wußte, daß er sie für höchst überflüssig erachtete. Justinus verließ den Stoiker und wendete sich an einen Peripatetiker, der sich für ungemein scharfsinnig hielt. Einige Tage unterhielten sie sich; dann ersuchte der Lehrer den Schüler, ihm eine bestimmte Bezahlung seiner Lectionen zuzusichern, „damit," wie er sagte, „unser Umgang nicht fruchtlos für uns sei." Die Ernte solcher Früchte schien dem Jüngling nicht geziemend für einen Lehrer und einen Schüler der Weltweisheit; deshalb wendete er sich von diesem Anhänger des Aristoteles zu einem Anhänger des Pythagoras, der ebenfalls in großem Ruf stand, und

bat ihn, sein Lehrer zu werden. „Hast du denn die Sternkunde studirt? die Musik? die Geometrie?“ fragte dieser mit Geringschätzung. „Wie willst du etwas von den übersinnlichen Dingen verstehen und erschauen, wenn du dich nicht mit dem Studium solcher Wissenschaften beschäftigt hast, welche deinen Geist vom Sinnlichen ablösen und ihn befähigen, das Gute an sich, das Schöne an sich zu betrachten!“ Justin bekannte, daß er von Geometrie, Musik und Astronomie nichts verstehe, und ward von dem pythagoräischen Philosophen, der sie für unerläßlich hielt, ohne Weiteres entlassen. Justin grämte sich sehr, daß man so große Kenntnisse haben müsse, bevor man etwas von Gott hören und verstehen könne, und daß man nur auf solchen Umwegen zur Wahrheit gelange. Zum Glück war damals ein berühmter Platoniker nach Sichem gekommen, ein kluger, hochgeachteter Mann, welcher den Jüngling freundlich aufnahm und sich mit ihm in Gespräche einließ. „Mir schien als mache ich täglich neue Fortschritte bei ihm,“ erzählt Justinus; „ich war hingerissen von der Betrachtung des Uebersinnlichen und wie auf Flügeln zum Anschauen der Ideen erhoben; ich wähnte in der kurzen Zeit schon zum Besitz der vollen Weisheit gelangt zu sein, kraft welcher ich nächstens das beseligende Schauen Gottes genießen würde.“ Sehr beglückt durch die Hoffnung, so schnell zum Ziel der platonischen Philosophie zu gelangen, beschloß er, sich von den Menschen zurückzuziehen und sich in der Einsamkeit ungestört seinen erhabenen Meditationen auf eine Zeitlang hinzugeben. Er verließ Sichem und suchte einen abgeschiedenen Ort am Ufer des Meeres auf. Aber zu seiner Verwunderung fand er in dieser Einsamkeit einen Greis, dessen mildes, ernstes Antlitz ihm angenehm auffiel und mit dem er sich in ein Gespräch einließ, das bald eine ernste Wendung nahm. „Ich sehe, daß dir Worte über Thaten gehen,“ sprach der Greis lächelnd, nachdem ihm Justin sein Streben dargelegt hatte; „und daß du nicht sowohl die Wahrheit und ihre praktische Nachfolge, als vielmehr das Wissen derselben suchst.“ Und nun zeigte er ihm, daß weder Pythagoras, noch Aristo-

teles, noch Plato über das Wesen Gottes und die Natur des Menschen zur lautern Wahrheit gelangt wären. Justin fragte, an welche Lehrer er sich denn eigentlich zu wenden habe, um sein Verlangen zu befriedigen? Da sprach der Greis: „Schon in uralten Zeiten gab es gerechte, gottgeliebte Männer, welche, vom Geist Gottes erfüllt, die Wahrheit erkannt und verkündigt haben. Man nennt sie Propheten. Ihre Schriften sind nicht sowohl eine Beweisführung der Wahrheit, sondern sind vielmehr das Wort der Wahrheit selbst; denn Alles, was sie vorhergesagt haben, erfüllt sich jetzt vor unseren Augen. Sie verkündeten einen Gott, den Schöpfer und Vater des Alls, und seinen eingeborenen Sohn Jesus Christus, und thaten zu Dessen Verherrlichung Zeichen und Wunder, aber nicht zu ihrer eigenen Ehre, wie die falschen Propheten. Und ebenso demüthig, wie sie diese Wunder wirkten, verkündigten sie mit furchtlosem Starkmuth, ohne Rücksicht auf Leib und Leben und Wohlfahrt, den Glauben, den der heilige Geist ihnen offenbart hatte, an den zukünftigen Erlöser. Liest man sie mit lauterem Verlangen nach Erkenntniß Gottes, so tragen sie mächtig dazu bei, den Grund zu legen und das Ende zu zeigen des Weges, auf welchem der Mensch Gott suchen muß und finden wird. Aber bete, damit die Pforten des Lichtes sich vor dir öffnen, denn Niemand faßt und schauet diese Dinge, wenn nicht Gott selbst ihm das Verständniß gibt." Die Unterredung dauerte sehr lange und endete damit, daß sich Justin von heißer Liebe zu den Propheten und zu den Freunden Jesu Christi entflammt fühlte. Dann verließ ihn der Greis, und nie sah er diesen ehrwürdigen Lehrmeister der ächten Weltweisheit wieder; aber er befolgte die Rathschläge, welche dieser Bote Gottes, vielleicht sein eigener Schutzengel, ihm gegeben hatte. Er studirte mit Eifer die Schriften der Propheten, er suchte die Lehren des christlichen Glaubens kennen zu lernen, er war einfach und aufrichtig im Verlangen nach dem Heil seiner Seele, und so begehrte und empfing er die Taufe. Ein Hauptgrund, der ihn dazu bestimmte, war der reine fromme Wandel der

Christen und die Freudigkeit, mit der sie das Marterthum litten. „Denn nimmermehr ist es zu glauben,“ schreibt er, „daß Menschen, die in Laster und Sinnlichkeit versunken und von solcher Rohheit sein sollen, um bei ihrem Cultus Menschenfleisch zu verzehren, daß diese ihre brutalen Genüsse verlassen werden, um freiwillig in Leid, Marter und Tod zu gehen.“ Die Märtyrer bewiesen ihm durch die That die übernatürliche Kraft und die hohe sittliche Reinheit des Christenthums. Von nun an betrachtete er es als seine Aufgabe, mit Juden und Heiden zu disputiren, ihre Zweifel und Einwürfe zu widerlegen, ihre Unwissenheit zu belehren und sie auf den Weg des Heils zu führen. So erzählt er selbst seine Bekehrungsgeschichte. Sie trug sich zu in den letzten Jahren des Kaisers Hadrian, zwischen 132—36. Er gab sich ganz einerseits dem Studium der heiligen Schriften, andrerseits allen Uebungen der christlichen Frömmigkeit hin. Er führte ein ganz ascetisches Leben, wie es schon vor der Einsetzung der Klöster bei den Christen im Gebrauch war, so daß Manche von ihnen die Hauptbedingungen desselben zum Theil erfüllten, ihr Vermögen den Armen gaben, oder in Gütergemeinschaft, dazu in strenger Keuschheit und in gänzlicher Entfernung von allen weltlichen Angelegenheiten lebten. Diese Abtödtung und Entsagung gab seinem auf himmlische und ewige Dinge gerichteten und durch nichts Irdisches zerrissenen Geist eine außerordentliche Kraft. Er wurde ein auserwähltes Gefäß der Gnaden für die Kirche Christi: er erbaute sie durch sein Beispiel, unterrichtete sie durch seine Bücher, vertheidigte sie mit Wort und Schrift, bereicherte sie mit seinem Blut, verherrlichte sie durch ein glorreiches Marterthum; ein ewig leuchtendes Vorbild für Alle, welche außerhalb der Kirche nach Wahrheit dürsten, aber die Mühe des Suchens aus stumpfer oder leichtsinniger Gleichgültigkeit scheuen; obgleich zu Allen der Sohn Gottes sprach: „Suchet und ihr werdet finden“ — das Himmelreich.

Für die Wirksamkeit des heiligen Weisen gab es keinen besseren Schauplatz als Rom, der Hauptsitz des Polytheis=

mus. Gegen denselben verfaßte er eine Schrift unter dem Titel: „Ermahnung an die Griechen," unter welchen er alle Heiden versteht, und entwickelt darin zuerst die Nothwendigkeit, die wahre Religion zu suchen, und dann den Weg, auf dem sie gefunden wird. Es war die erste derartige Schrift, in der die Berechtigung eines Uebertritts zum Christenthum und zugleich die Aufforderung ausgesprochen ward, die unvollkommene und widerspruchsvolle heidnische Religion und Philosophie für die offenbarte christliche Wahrheit zu verlassen: In dieser gährungsvollen Zeit zog sich der christliche Glaube wie eine zarte reine Goldader durch chaotische Massen von Erz und Schlacken und Gestein, welche die philosophischen Systeme und der Polytheismus der Heiden einerseits, und die häretischen Secten andererseits aufthürmten. Der Polytheismus hatte sich gebildet aus dem sündhaften Abfall von jener uralten Offenbarung, die Gott dem Moses und den Patriarchen übergeben hatte; darum war das Licht des ewigen Wortes untergegangen in der Finsterniß gräuelvoller Laster, Thorheit und Verirrung. Die Philosophen glaubten sich zu den göttlichen Geheimnissen durch ihre unerleuchtete Vernunft erheben zu können, und erfanden Systeme über Systeme, die lückenhaft, zerrissen, absurd, sogar in ihrem höchsten Aufschwung ohne innere Uebereinstimmung und voll tausend Widersprüche mit sich selbst und wider einander, die außerordentliche Unvollkommenheit des Menschengeistes, wenn abgelöst von der Offenbarung und herausgetreten aus der Sphäre des übernatürlichen Glaubens, bewiesen. Auf demselben Standpunkt befand sich die Häresie, mit einer inneren Verwandtschaft und Neigung zum Polytheismus und zu immer neuer Erfindung von philosophischen Systemen, die den Menschen durch speculative Philosophie weiter führen sollten, als durch die geoffenbarte Religion. Die Häresie erneuerte im Christenthum alle Verkehrtheit, Verdunkelung und Verwirrung der Seelen, alle Uebertreibung, Hohlheit und phantastische Ausgeburt des Geistes, alle Abschweifung aus dem gesunden, kernhaften, erhabenen Leben der Gnade in ein kränkliches,

überreiztes, geschraubtes Leben des Wahnes, welche Vielgötterei und Philosophien im Heidenthum erzeugten. Denn die Häresie war auch sündhaft abgefallen von der alten Offenbarung und wähnte auch mit ihrem unerleuchteten Verstande die Geheimnisse Gottes ergründen und besser sie erklären und lehren zu können, als Christus selbst und Die, welche durch Ihn und den heiligen Geist belehrt, erleuchtet und dazu ausgerüstet waren: als die Apostel und deren Nachfolger. Aus der schönen, harmonischen, lichtvollen Glaubenslehre der Offenbarung riß die Häresie willkürlich eine oder einige Wahrheiten heraus, die sie zum Feldgeschrei machte, um sich einen Anstrich von Christlichkeit zu bewahren, und um Schwachgläubige, Vorwitzige, Leichtsinnige und Neuerungssüchtige desto leichter zu bethören. Aber eine aus dem Zusammenhang und aus der organischen Einheit der Lehre gerissene Wahrheit kann durch falsche Anwendung und Deutung zu einer groben Unwahrheit werden, und wird es schon dadurch, daß sie vereinzelt ist. Um dies zu verhüllen, bot die Häresie Scharfsinn, Spitzfindigkeit, Erfindungsgabe, Phantasie, auch Leidenschaften und niedere Kräfte auf und schmiedete daraus ein System über das andere, dem jeder Häresiarch den Stempel seines Namens aufdrückte und es dadurch wider seinen Willen als etwas Todtgebornes bezeichnete, zum Gegensatz des einen, ewiglebendigen katholischen Glaubens, der nie einen anderen Namen gehabt hat, als der christliche.

Diesen hatte Justin in Rom zu vertheidigen gegen drei Häresiarchen, Valentin aus Egypten, Cerdo aus Syrien, Marcion aus Pontus, welche sich um dieselbe Zeit dort einfanden; denn das heidnische Rom war das Bild Babylons, der Großen, welche alle Elemente anzog und aufnahm, die dem Belial huldigten und dienten; während das christliche Rom, ein Bild Jerusalems, der Friedensstadt, das Zelt war, worin nach göttlicher Fügung der Apostelfürst seinen unerschütterlichen Sitz als Stellvertreter des ewigen Königs aufgeschlagen hatte, und der Mittelpunkt für Diejenigen wurde, welche dem Sohn Gottes huldigten und dienten. Die drei-

fache böse Lust: Ehrgeiz, Sinnlichkeit, Hochmuth, hatte den Abfall der drei Häresiarchen hervorgerufen; sie suchten nun in Rom eine Aussöhnung, welche die Kirche nicht unbedingt geben, sondern nur dem Reuigen vermitteln kann. Zur Reue gehört vor Allem Demuth, die auf Selbsterkenntniß beruht. Sie aber bekehrten sich nicht, sondern verbreiteten weit umher und bis in spätere Jahrhunderte ihre Irrlehren; Valentin eine künstliche, phantastische, nebulöse Aeonenlehre; Cerdo den Dualismus eines guten und eines bösen Gottes; Marcion die Lehre von drei ewigen, unabhängigen Principien: der gute Gott, der vollkommen gut ist, der Weltschöpfer Demiurgos, der nicht ganz gut, nicht ganz böse ist, und die Materie, die ganz böse und Quelle des Bösen ist und den Satan als ihr thätiges Werkzeug hervorbrachte. Der gute Gott nahm die Scheingestalt eines Menschen an, um die Welt von der Herrschaft des Demiurg zu erlösen und so erschien eines Tages Christus als Lehrer in der Synagoge. Aecht ketzerisch wollte sich Marcion auf die heiligen Schriften berufen können; deshalb verfuhr er mit ihnen nach maßloser Willkühr. Was sich seiner Ansicht nicht fügte, verwarf er und so bildete er einen Canon des neuen Testamentes, in welchem nichts enthalten war, als das Evangelium des Lucas verstümmelt, verändert und erst mit dem dritten Kapitel beginnend; und zehn Briefe des Paulus, die er gleichfalls seiner Lehre angepaßt hatte. Wenn die Kirche nicht die heilige Ueberlieferung der Erblehre (Tradition) besessen und durch sie die Reinheit des Glaubens und die Aechtheit der heiligen Schrift aufrecht gehalten und gerettet hätte: so würden die häretischen Secten mit ihrem Berufen auf die heilige Schrift das Christenthum schon in seiner Wiege erstickt haben.

Gegen solche Feinde war Justinus eine Schildwache auf dem Wartthurm der Stadt Gottes, ein treuer Warner gegen Verräther innerhalb ihrer Mauern; zugleich aber auch ein muthiger Vertheidiger gegen äußere Angriffe, die in reichlichem Maß durch Verläumdung und Beschuldigung aller Art gegen das Christenthum sich erhoben. Justins Schrift

gegen die Ketzerei ist nicht auf die Nachwelt gekommen, wohl aber seine beiden Apologien (Schutzschriften) des Christenthums. Er überreichte die erste um das Jahr 150 dem Kaiser Antoninus Pius; die zweite ungefähr fünfzehn Jahre später und kurz vor seinem Tode dem Marc Aurel. Schon zwanzig Jahre früher erschienen unter Kaiser Hadrian mehrere Schutzschriften des Christenthums, die aber sämmtlich verloren gegangen sind, so daß Justin als der älteste uns bekannt gewordene Apologet auftritt. Er widmet die Schrift dem Kaiser, seinen Söhnen, dem Senat und dem römischen Volk; er nennt sich und seine Herkunft unverzagt; er spricht zu Gunsten von Menschen aller Stände, die ungerechter Weise gehaßt und verfolgt werden und begehrt für sie ein gesetzliches Gericht, statt einer willkührlichen Verdammung. „Man wird mir vielleicht den Einwand machen," sagt er, „daß es strafbare Christen gibt. Das kann sein; denn der Name Christ ist einer großen Menge von Menschen gemein, die nicht alle übereinstimmend denken und handeln. Darum richte man sie, aber nicht nach ihrem Namen, sondern nach ihren Handlungen. Sind sie schuldig, so strafe man sie, jedoch als Uebelthäter und nicht als Christen. Sind sie unschuldig, so spreche man sie frei als Christen." Er vertheidigte seine Glaubensbrüder gegen den Vorwurf der Gotteslängnung und der Unsittlichkeit, und erwähnt die hauptsächlichsten Glaubenslehren und die Reinheit der Sittenlehre Jesu, deren Erhabenheit und deren Befolgung von Seiten der Christen die Göttlichkeit des Lehrmeisters beweise, da es nicht möglich sei, ohne eine übernatürliche Gnadenkraft dem Gebot: „Laß dich nicht gelüsten ꝛc.," nachzukommen und sich bis in's Innerste des Herzens hinein von den Gelüsten der Habsucht, des Neides, des Ehrgeizes, des Zornes ꝛc. frei zu halten. Obwohl die Christen sonst nicht von den heiligen Geheimnissen ihres Glaubens und am wenigsten von den Sacramenten zu den Heiden sprechen durften, erwähnt Justinus doch der Taufe und der Eucharistie, weil sich an deren Entstellung die gräulichsten Verläumdungen knüpften, und sagt über letztere, nachdem er kurz das heilige Opfer mit Vorlesung, Gebet, Auf-

opferung, Segnung (Consecration) und Communion beschrieben hat: „Wir nennen diese Nahrung Eucharistie und Niemand darf an ihr Theil nehmen, als Der, welcher an die Wahrheit unserer Lehre glaubt, im Bad der Wiedergeburt die Vergebung der Sünden erhalten hat und so lebt, wie Christus es lehrt; denn wir empfangen sie nicht als gemeines Brod und als gemeinen Trank, sondern: so wie durch das Wort Gottes unser Heiland Jesus Christus Fleisch geworden ist, und sowohl Fleisch als auch Blut zu unserem Heil gehabt hat: so sind wir auch belehrt, daß die kraft des mit Seinem Worte gesprochenen Gebetes gesegnete (consecrirte) Nahrung, wodurch unser Blut und unser Fleisch gemäß der Umwandlung genährt wird, das Fleisch und das Blut dieses Fleisch gewordenen Jesus sei. Denn die Apostel haben in den von ihnen verfaßten Denkwürdigkeiten, Evangelien genannt, überliefert: Jesus habe ihnen aufgetragen „Dieses thut zu meinem Andenken," indem er Brod nahm, dankte und sprach: Dies ist mein Leib; und ebenso den Kelch nahm, dankte und sprach: Dies ist mein Blut; und nur ihnen allein mitgetheilt." Er schließt mit den Worten: „Findet ihr nun diese Dinge der Vernunft und Wahrheit gemäß, so achtet sie; erscheinen sie euch als leeres Geschwätz, so verachtet sie, wenn ihr wollt! Sprechet aber nicht das Todesurtheil über Menschen aus, die nichts verschuldet haben, denn dem Gericht Gottes werdet ihr dereinst nicht entrinnen, wenn ihr bei eurer Ungerechtigkeit beharrt; das sagen wir euch vorher. Wir aber rufen: Was Gott will, das geschehe mit uns."

Vielleicht ist der Erfolg dieser Apologie eine kurze Zeit der Ruhe gewesen. Wenigstens war es dem heil. Polykarp möglich, ungestört von Smyrna nach Rom, und dem Justinus, von Rom nach Kleinasien zu reisen. In Ephesus lernte Justin einen Juden Namens Tryphon kennen, dessen Anhänglichkeit an die jüdische Synagoge und dessen Vorliebe für philosophische Systeme ihn veranlaßte, die Unterhaltung, welche er mit demselben gehabt hatte, in einer Schrift „Gespräch mit Tryphon" niederzulegen, worin er die Ueberlegenheit der christlichen Religion

über das Mosaische Gesetz, die Gottheit Christi, seine Menschwerdung, seinen Tod, die Gründung der christlichen Kirche und ihre Mission darlegte. Die Incarnation bildet bei Justinus den Mittelpunkt, um den sich das ganze Christenthum ansammelt. Er drückt die Beziehung, in welcher Christus zu den Gläubigen steht, dadurch aus, daß er sagt, wie Jacob das Volk Israel dem Fleische nach, so habe Christus die Christen dem Geiste nach in Gott geboren; weshalb sie, wegen dieser Abstammung von ihm, Söhne Gottes heißen. Ganz ähnlich werde auch im vierundvierzigsten Psalm die Gesammtheit aller an ihn Gläubigen „Tochter" genannt, da sie sämmtlich gleichsam eine Seele bilden, eine Synagoge, eine Kirche sind, welche auf seinen Namen gegründet und seines Namens theilhaft ist. Daher wahrt sich Justin mit aller Kraft gegen jede Zusammenstellung mit Häretikern, die, wie er sagt, „gleich den Heiden auf Menschenwerke ihre Namen schreiben, z. B. Marcioniten, Basilidianer, Valentinianer rc.," übrigens aber nur eine Verzerrung des Christenthums seien. Die wahren Christen ständen mit den Häretikern nicht in der mindesten Gemeinschaft, deshalb dürften die Gotteslästerungen derselben ihnen nicht aufgebürdet werden. Inzwischen starb der Kaiser Antoninus Pius, und unter Kaiser Marc Aurel, dem Philosophen, bekamen die heidnischen Philosophen, denen er sehr zugethan war, mehr Einfluß, was sich sogleich nachtheilig für die Christen äußerte.

Ein Ehepaar in Rom hatte sich einem höchst lasterhaften Leben hingegeben, bis die Frau zugleich dem heidnischen Wahnglauben und der heidnischen Sittenlosigkeit entsagte, und sich bemühte, auch ihren Mann vom Wege des Verderbens abzuziehen. Sie konnte aber weder seinen verfinsterten Verstand erleuchten, noch seinen verderbten Willen lenken, konnte sich auch kaum der Theilnahme an seinen Freveln erwehren und beschloß daher, von dem Gesetz Gebrauch zu machen, das die Scheidung gestattete. Allein ihre Verwandten hielten sie davon ab, indem sie ihr vorstellten, daß seine Bekehrung doch noch möglich sei. Bald darauf mußte er eine Reise nach Alexan-

drien machen und von dort empfing die Frau Kunde, daß er tief und immer tiefer in Laster versinke und schlimmer werde statt besser. Da verließ sie sein Haus und zeigte ihm diesen Schritt und dessen Ursache an. Der Mann ergrimmte heftig und hatte bei seiner Rückkehr nach Rom nichts Eiligeres zu thun, als seine Frau als Christin anzugeben. Sie erließ ein Gesuch an den Kaiser mit der Bitte um Frist zur Ordnung ihrer Angelegenheiten, die ihr bewilligt ward. Da ergrimmte ihr Mann noch mehr und ließ seinen Groll an Demjenigen aus, der seine Frau für das Christenthum gewonnen hatte und Ptolomäus hieß, indem er einen Centurio, seinen Freund, dahin brachte, diesen frommen Mann zu ergreifen und ihn zu fragen, ob er Christ sei. Ptolomäus bekannte freudig seinen Glauben und der Centurio ließ ihn ohne Umstände in's Gefängniß werfen und schmählich behandeln. Nach geraumer Zeit wurde Ptolomäus vor Urbicius, den Präfecten von Rom, gestellt und wieder um gar nichts befragt, als um das eine: ob er Christ sei? was Ptolomäus sogleich bekannte und nun auch sogleich zum Tode verdammt wurde. Da sprach Lucius, einer der Anwesenden, vorwurfsvoll zum Präfecten: „Wie kannst du einen Menschen verurtheilen, der kein Verbrechen begangen hat! Glaube mir, Urbicius, dies Urtheil entspricht nicht der Gesinnung des frommen und weisen Kaisers und des heiligen Senates.“ — „Wer bist du?“ fragte der Präfect unwillig; „etwa auch ein Christ?“ — „Auch ein Christ,“ entgegnete Lucius ruhig. Und sogleich ward über ihn ebenfalls das Todesurtheil verhängt. Als man ihn fortführte, sagte Lucius: „Ich bin dir zu großem Dank verpflichtet; denn nicht nur werde ich befreit von der Gewaltthat ungerechter Herrscher, sondern hinübergesandt zu Gott, diesem väterlich guten und gnadenvollen König des Himmels.“ So wurden Ptolomäus, Lucius und noch ein dritter Christ wegen ihres Glaubens um das Jahr 166 enthauptet.

Von dieser Begebenheit nahm Justinus Veranlassung zu einer zweiten Apologie voll Wärme, Wahrheit und Kraft, in welcher er ahnungsvoll sagte, er erwarte durch Nachstellungen

der Feinde des Christenthums, vielleicht des Philosophen Crescenz, bald zur Marter zu gelangen, und er sei bereit, alsdann mit seinem Blut, so wie jetzt mit seinem Wort, die Unschuld der Christen und die Reinheit und Erhabenheit ihres Glaubens zu bezeugen. Und diese Erwartung ging sehr bald in Erfüllung. Dieser Crescenz gehörte der cynischen Schule an. (Cynisch heißt hündisch, und die Meister dieser Schule lehrten ihre Jünger, sich über jede Art des Anstandes, auch des natürlichen, hinwegzusetzen und schamlos zu sein.) Justinus hatte diesen Crescenz in Gegenwart vieler Personen mehrmals so gründlich widerlegt, daß derselbe verstummen mußte. Auch pflegte Justin Philosophen von solchem Schlage Betrüger und Schlemmer zu nennen. Weil diese Bezeichnung vortrefflich auf den Crescenz paßte, so konnte der cynische Philosoph diese verschiedenen Kränkungen dem christlichen Weisen nicht verzeihen, mochte auch überhaupt die Christen hassen, deren unsträflicher Wandel eine stille kräftige Rüge seiner Laster war, und theilte das Gift seines Herzens dem Präfecten Rusticus mit, der ein Lehrer des Kaisers Marc Aurel gewesen und dessen Freund geblieben war. Justinus und mehrere seiner Schüler wurden dem Präfecten von Rom vorgestellt, der ihnen befahl, den Geboten der Götter und des Kaisers schleunig zu gehorchen und zu opfern. Justinus erwiederte: „Ich gehorche nur den Geboten unseres Heilandes Jesu Christi und kann deshalb weder getadelt noch verdammt werden.“ Der Präfect fragte ihn, mit welcher Wissenschaft er sich beschäftige? „Ich habe mich bemühet,“ antwortete Justin, „alle Arten von Wissenschaft kennen zu lernen und bin keiner Lehre unkundig geblieben. Zuletzt habe ich mich der Lehre der Christen zugewendet, welche freilich Denen nicht gefällt, die sich von falschen Meinungen irre leiten lassen.“ — „Und an dieser Lehre hast du Freude, du Elender?“ rief Rusticus. „Die größte Freude! Ja, ich bekenne mich durchaus zu dem Glauben der Christen.“ — „Worin besteht dieser Glaube?“ — „Unser heiliger Glaube ist der an einen Gott, der Alles geschaffen hat, was sichtbar, und auch was für körperliche Augen unsichtbar ist;

und an den Herrn Jesus Christus, den Sohn Gottes, den die Propheten verkündigt haben und der wiederkommen wird als Richter des ganzen Menschengeschlechtes, ein Herold des Heils und ein Lehrmeister Aller, die von Ihm lernen wollen. Ich bin zu gering, um von Seiner unendlichen Gottheit etwas Würdiges sagen zu können; das ist das Amt der Propheten." Der Präfect Rusticus wollte wissen, an welchem Ort die Christen sich versammelten. Justin, um seine Glaubensbrüder nicht zu verrathen, erwiederte: „Wo sie wollen und können. Sie pflegen nicht an einem einzigen Ort nur zusammen zu kommen, denn ihr Gott kann von keinem Ort eingeschlossen werden. Er, der Unsichtbare, der Himmel und Erde erfüllt, wird überall von den Gläubigen gepriesen und in seiner Herrlichkeit angebetet." — „An welchem Ort versammelst denn du deine Schüler um dich?" — „Ich bin jetzt zum zweiten Mal in Rom und habe immer bei einem gewissen Martinus neben den Timotinischen Bädern gewohnt. Wer mich da aufsuchte, dem hab' ich gern die Wissenschaft der Wahrheit mitgetheilt." „Also bist du gewiß ein Christ?" — „Gewiß! ich bin's." Darauf fragte der Präfect die Uebrigen, ob sie Christen wären? Chariton und Charitana antworteten: „Wir sind es durch Gottes Gnade." Evelpistus: „Ich bin zwar ein Diener des Kaisers, aber als Christ von Christus selbst mit der Freiheit begnadigt und des Glaubens und der Hoffnung der Christen theilhaftig." Hierar und Liberianus: „Auch wir beten den alleinigen, den wahren Gott an." Dann fragte der Präfect, ob Justinus sie zu Christen gemacht habe. Hierar sagte: „Ich war immer ein Christ und werde es immer sein." Evelpistus: „Ich habe zwar die Lehren des Justinus mit großem Vergnügen gehört, aber schon von meinen Eltern in Kappadocien habe ich das Christenthum gelernt." Als der Präfect den Hierar nach Eltern und Heimath fragte, gab dieser zur Antwort: „Unser wahrer Vater ist Christus und unsere wahre Mutter die Religion, mit der wir an ihn glauben. Meine irdischen Eltern sind todt und aus Lycaonien bin ich gebürtig." All' diese unweltlichen Antworten stimmten den

Präfecten unmuthig und er rief dem Justinus zu: „Du da, der für beredt und gelehrt gehalten wirst und dich hältst, höre! wenn du vom Kopf bis zu den Füßen zergeißelt sein wirst, glaubst du dann in den Himmel emporzusteigen?“ — „Ich hoffe alsdann Das zu empfangen,“ antwortete Justinus demüthig, „was Alle empfangen, die Christi Gebote halten. Denn ich weiß, daß Allen, die so leben, die göttliche Gnade bleibt und wenn auch die Welt zu Grunde ginge.“ — „Du meinst also in den Himmel aufzusteigen und irgend einen Lohn zu empfangen?“ — „Ich meine es nicht, sondern ich weiß es, und zwar so gewiß, daß ich nicht den geringsten Zweifel habe.“ — „Das hilft jetzt Alles nichts! ihr müßt opfern.“ — „Keiner, der recht gesinnt ist, verläßt den Glauben, um in Gottlosigkeit zu fallen.“ — „Wenn ihr nicht gehorchen wollt, so werdet ihr ohne Barmherzigkeit gemartert werden.“ — „Das ist unser größtes Verlangen,“ rief Justinus feurig und froh, „für unseren Herrn Jesum Christum Martern zu leiden und dann selig zu werden. Das wird uns Vertrauen vor dem furchtbaren Richterstuhl geben, vor welchem dereinst die ganze Welt erscheinen muß.“ Alle übrigen Märtyrer stimmten ihm bei und baten den Präfecten, geschwind die Sache zu Ende zu bringen. Das geschah. Unter heiligen Hymnen wurde der weise und heilige Justinus mit seinen Gefährten zum Richtplatz geführt, gegeißelt und mit dem Beil erschlagen; dann von Gläubigen an heiliger Stätte beerdigt. Dies geschah um das Jahr 167, am 13. April.

Die Märtyrer von Lyon und Vienne, insbesondere die heilige Blandina.

Nichts ist lieblicher und rührender, als wenn schwache Kinder, arme Sklavinnen, junge zarte Frauen gewaltige Besieger des Heidenthums werden; und eine solche arme Sklavin war auch Blandina. Sie ist eine köstliche Perle in dem Kranz

von Märtyrern, welche im Jahre 177 zu Lyon in Gallien unter unerhörten Leiden für den Glauben starben. Die beiden christlichen Gemeinden der Städte Lyon und Vienne, welche auf dem heiligen Felde des Marterthums ihre edelsten Blüthen abgemäht sahen, theilten in einem ausführlichen Schreiben die Drangsale dieser Verfolgung den Kirchen in Kleinasien mit, zu denen sie in besonders inniger Beziehung standen, da ihr Bischof Pothinus und dessen Nachfolger, der heilige Irenäus, vom heiligen Polykarp gebildet und nach Gallien gesendet sein sollen. In diesem Schreiben sind die Namen der Wenigsten nur, etwa acht und vierzig, dem frommen Andenken späterer Tage übergeben; Unzählige aber, die auf verschiedene Art hingerichtet worden oder im Kerker umgekommen sind, stehen nirgends verzeichnet, als im Buch des ewigen Lebens. Sie werden nur im Ganzen „ein Volk von Märtyrern" genannt.

Der heilige Pothinus, ein kränklicher neunzigjähriger Greis, stand schon lange der Kirche von Lyon als Bischof vor, als der alte Widersacher sich unter Kaiser Marc Aurel mit neuem Grimm gegen die Diener Gottes erhob. Zuerst ward den Christen von der Obrigkeit befohlen, weder in den Häusern der übrigen Bewohner, noch in den Bädern und Gerichtshöfen, überhaupt nicht an irgend einem Ort öffentlich zu erscheinen: denn ihr Dasein sollte nicht blos geächtet, sondern unmöglich gemacht werden. Dies genügte, um den Pöbel wider sie aufzureizen und sie seinen Mißhandlungen Preis zu geben. Da es ihnen nicht möglich war, sich unsichtbar zu machen, wurden sie, wo sie erschienen, mit Schimpfworten, Steinwürfen, Schlägen verfolgt, auch durch die Straßen geschleift, ausgeplündert und eingesperrt. Die Stadtobrigkeit schützte sie nicht, und der Legat, welcher an des Kaisers statt zu Lyon saß, war abwesend. Bald wurden die Christen verhaftet, vor den öffentlichen Gerichtshof gestellt, nach ihrem Glauben befragt und, als sie ihn bekannten, eingekerkert und mit großer Grausamkeit behandelt. Inzwischen kehrte der Legat zurück, ließ die Christen vor seinen Richterstuhl führen und verhängte

die schwersten Martern über sie. Da stand unter ihnen der edle Jüngling Egapathus auf, der durch sein strenges heiliges Leben das Vorbild und die Freude seiner Glaubensbrüder, und selbst von den Heiden geehrt war. Mit überwallender Liebe zu Gott und dem Nächsten begehrte er die Erlaubniß vom Legaten, die Sache der Christen vertheidigen und beweisen zu dürfen, daß sie sich weder der Gottesläugnung, noch anderer Frevel schuldig machten. Das Volk, welches den edlen Jüngling gut kannte, erhub gegen seine Bitte ein wildes Geschrei und der Legat fragte ihn, ob er denn ein Christ sei? Egapathus bekannte es mit lauter Stimme und alsbald ließ ihn der Legat, indem er ihn „Sachwalter der Christen" nannte, zu den Schuldigen gesellen und hinrichten. Von nun an wurden täglich Einige verhaftet, gemartert, hingerichtet, und zwar immer die ausgezeichnetsten und würdigsten. Auch wurden heidnische Diener der Christen ergriffen, welche aus Todesangst oder in der Folterqual Alles zugestanden, was ihre Peiniger und Henker eingestanden haben wollten, also auch die immer sich erneuernde Beschuldigung, daß die Christen bei ihren Versammlungen ein kleines gebratenes und mit Mehl bestreutes Kind verzehrten und Gräuel der Unzucht begingen. Diese durch Marter erpreßten falschen Zeugnisse verbreiteten sich als eingestandene Thatsachen unter dem Volke und flammten nicht blos im Pöbel den Abscheu zur Wuth an, sondern rissen auch die Gemäßigten zum Ungestüm hin. Es war in jenen ersten Zeiten des Christenthums eine der schwersten Prüfungen und einer der bittersten Schmerzen für die Gläubigen, daß Glieder einer und derselben Familie, daß Hausgenossen, Freunde und Verwandte oftmals in zwei Heeren getrennt lebten, von denen das eine für die Wahrheit, das andere für den Wahn kämpfte. Die Kinder waren vielleicht Christen und die Eltern nicht; die Mutter Christin, die Tochter nicht; der Hausherr Christ, die Diener nicht. Welch' ein Quell der Leiden und Kämpfe, wenn zu diesem ohnehin unaussprechlich großen Schmerz, die Nächsten und Liebsten in den Fesseln der Lüge zu sehen, eine neue Pein sich gesellte,

und der Gläubige sich von den Bitten oder dem Zorn seiner Verwandten und Freunde bestürmt sah, die ihn zum Abfall zu bewegen suchten oder entschieden zu seinen Verfolgern übertraten, so daß das Wort des göttlichen Heilandes in Erfüllung ging: „Die Hausgenossen des Menschen werden seine Feinde sein.“

Dies ereignete sich in Lyon in Folge jener Lästerungen, denen Fanatiker und Gemäßigte, Pöbel und Gebildete, wie das in Zeiten leidenschaftlicher Aufregung so häufig geschieht, leichtsinnig Glauben schenkten. Alle ersinnlichen Qualen wurden über diese Gemeinde verhängt. Sie litt und beharrte, und schickte einen ihrer Märtyrer nach dem anderen in den Kerker, in die Arena und in den Himmel. Da aber ward ihr der bitterste Kelch gereicht! Die sinnverwirrenden Martern waren so groß, daß einige Neulinge und Schwachgläubige vor dem übermenschlichen Muth eines standhaften Bekenntnisses erschaudernd, nicht ihre ganze Siegeszuversicht auf Christus, den Besieger der Welt und des Teufels, setzten und den heiligen Glauben verläugneten. Zum namenlosen Schmerz der treuen Bekenner fielen Zehn ab; eine geringe Zahl zwischen so Vielen! Aber zehn verlorene Seelen, für die der Sohn Gottes umsonst sein heiliges Blut vergossen hatte, das war ein zehnfach größerer Schmerz, als jede Folterqual. Alle waren nun voll Angst wegen des ungewissen Ausganges dieser Prüfung, nicht aus Furcht vor der Marter, sondern aus Furcht vor der Schwachheit eines Glaubensgenossen; und bei Manchen, die noch nicht eingekerkert waren, wurde die Freudigkeit gebrochen, mit der sie zum Dienst und Trost der Bekenner und Märtyrer in die Gefängnisse gingen und sie pflegten. Aber durch die großen und heiligen Seelen, die unverzagt bis zum Ende beharrten und durch Wort und Beispiel zur Standhaftigkeit und Geduld ermahnten, wurde der Muth der Gläubigen wieder erhoben, und bekam nur den heilsamen und nothwendigen Zusatz von Demuth. Da lagen die treuen, tapferen Kämpfer Christi in den dunkeln, engen, ungesunden Kerkern. Ihr Leib war mit Brandmalen und Wunden bedeckt, denn glühende Eisenstangen

und Platten, Krallen und Geißeln, Zähne und Klauen der Bestien hatten schon einmal oder mehrmals gegen sie gewüthet. Im Kerker fand ihr armer Leib jetzt keine Linderung. Die hatten es gut, welche ruhig auf dem harten Fußboden liegen durften! Oftmals bereiteten ihnen die Wächter ein Lager von Glasscherben und kleinen spitzigen Steinen, welche die Entzündung der Wunden vermehrten; oder ihre verrenkten und zerbrochenen Glieder wurden in den sogenannten Folterstock gezwängt, der Oeffnungen für den Hals, die Arme und die Füße hatte, und durch Pflöcke diese Gliedmaßen in eine so beschwerliche Lage brachte, daß Manche nur in Folge dieses unnatürlichen Zwanges starben. Andere aber, die schon halbtodt aus der Arena gebracht wurden, erholten und kräftigten sich im Folterstock, weil mit ihrer Standhaftigkeit ihre übernatürliche Kraft wuchs. Trotz der Flut von Leiden, die auf sie eindrang, hielten sie sich aber durchaus nicht für Märtyrer. Wurden sie von Freunden und Glaubensbrüdern aus ehrfurchtsvoller Bewunderung und zärtlichem Mitleid so genannt: so tadelten sie das lebhaft und wollten nur Diejenigen Märtyrer genannt wissen, welche bereits aus dem Leben geschieden, von Christus selbst mitten im blutigen Bekenntniß zur ewigen Herrlichkeit abberufen und somit jeder Gefahr eines Falles entrückt waren. Sich selbst nannten sie geringe unwürdige Bekenner, denen der Untergang eben so nahe sei als der Sieg, wenn nicht die Gnade Gottes sich als die Stärke ihrer Schwäche zeige. Unter Thränenströmen beschworen sie die Brüder, Gott um selige Vollendung ihrer Prüfung zu bitten. Und mußten sie dann wieder vor Gericht erscheinen, so verwandelte sich ihre schüchterne Demuth in freudiges Vertrauen, und diese heilig Verzagten wurden Helden der Unerschrockenheit und des Freimuths.

Vier von ihnen erwählte die Volkswuth zu Lieblingsschlachtopfern: den Sanctus, Diacon von Vienne; Maturus, der erst eben getauft, aber in der ganzen Frische und Fülle der Taufgnade war; Attalus, eine feste und edle Säule der Kirche, und Blandina, eine schwache Magd, an welcher Gott zeigen

wollte, daß die, welche vor der Welt gering, klein und verachtet sind, von Ihm der höchsten Ehre gewürdigt werden, wenn die vollkommene Liebe sie beseelt. Blandina's Herrin, die ebenfalls zu den tapferen Märtyrern gehörte, war sehr besorgt, ihre junge Dienerin möge wegen ihres zarten Körpers und ihrer schwächlichen Beschaffenheit die Foltern und die stets sich erneuernden Todeskämpfe und Todesängste nicht ertragen können; aber zu ihrer Freude irrte sie sich. Gerade wegen ihrer Zartheit wurde Blandina die Zielscheibe der ausgesuchtesten Qualen; allein sie wankte nicht einen Augenblick, zu leiden und zu bekennen. Diese heiligen Vier hätten die Heiden vor allen Anderen gern zum Abfall gebracht, den Sanctus als einen Lehrer und Verkündiger des christlichen Glaubens, den Maturus als einen Ueberläufer zum christlichen Glauben, den angesehenen und reichen Attalus, um einen bedeutenden Mann vom christlichen Glauben abzulösen, Blandina endlich, weil sie von einem so armseligen Geschöpf keine Widersetzlichkeit dulden wollten. Darum wurden diese Vier immer zusammen gehalten und hinausgeführt, damit Einer des Anderen Marter sähe und sich davor entsetze. Sie sollten die Verläumdungen gegen die Christen bekräftigen, sich lossagen von der verbrecherischen und lasterhaften Secte und den Göttern opfern: dies verlangte man von ihnen; und zwar ließ man nicht auf die Folter und auf ihre Ablehnung der Zumuthung ihre Hinrichtung folgen, sondern tagelang, wochenlang wurden sie immer wieder und wieder mit neuen Peinen gequält. Blandina zeigte eine solche Stärke, daß sich die Henker vor Ermüdung bei ihr ablösten, ohne sie des Leidens müde machen zu können. Aus den einfachen Worten: „Ich bin eine Christin und bei uns wird nichts Böses getrieben,“ schöpfte sie himmlische Erholung und Ruhe. Eines Abends, nachdem sie vom frühen Morgen an gefoltert war, ließen die Henker erschöpft von ihr ab, gleichsam daran verzweifelnd, dies schwache Geschöpf zu überwinden. Sanctus antwortete auf alle Fragen nach Herkunft, Heimath, Stand und Name nichts als: „Ich bin ein Christ!“ und darin sei Vaterland, Geschlecht

und alles Uebrige enthalten. „Christus Selbst," sagt das heilige Schreiben, „litt in ihm und wirkte in ihm große Wunder. Denn als sein zerfetzter und verrenkter Körper, an dem die Menschengestalt gar nicht mehr erkannt wurde, mit glühenden Erzstangen in allen Gelenken gebrannt ward, richtete er sich empor und stand aufrecht, fest und unerschütterlich, nicht als ob er mit seinem eigenen Blut, sondern mit dem lebendigen Wasser aus himmlischer Quelle übergossen wäre, das aus den Wunden Jesu fließt. Die Heiden hatten erwartet, ihn unter dieser Marter, zum Entsetzen der Gläubigen, sterben zu sehen; statt dessen entsetzten sie sich, als dieser elende, zerfleischte Leib wieder seine frühere Gestalt und Kraft und den Gebrauch der Glieder, statt des Todes, durch ein Wunder der göttlichen Gnade — Heilung empfing." Dies Entsetzen diente aber nur dazu, ihre Wuth auf's Höchste zu steigern. Maturus, der Neubekehrte, erwies sich als Held im Glauben und litt freudig mit dem gottseligen Diacon, und Attalus, dem der Legat und der Pöbel nicht verzeihen konnte, daß ein so angesehener Mann, wie er, ein Christ sei, mußte zweimal mit den wilden Thieren kämpfen und dann sich der Folter des glühenden, eisernen Sessels unterwerfen, auf dem sein Leib versengt und gebraten ward. Während er dieses litt, sprach er zum Volke: „Seht, dies heißt in Wahrheit Menschen verzehren. Wir aber essen keine Menschen und thun auch sonst kein Böses." Als man ihn nach dem Namen seines Gottes fragte, entgegnete er: „Gott hat keinen Namen wie wir Sterblichen." Blandina ward an einen Kreuzpfahl gebunden und so den reißenden Thieren vorgeworfen. Aber während sie mit ihrem Heiland gekreuzigt in unsäglicher Seelenfreude betete, schlichen die Thiere um sie herum und leckten nur ihre Wunden.

Unter den Abgefallenen war ein Weib, das nur aus Verzagtheit, nicht mit dem Herzen abgefallen war. Es hieß Biblis, und die alte Schlange glaubte sie für ewig umwunden zu haben. Biblis ward nach ihrem Abfall wieder vor Gericht geführt, damit sie gottlose Dinge von den Christen aussage. Sie wollte aber nicht zu ihrem Abfall Lüge und

Verläumdung fügen und weigerte sich, das falsche Zeugniß abzulegen, obwohl sie sehr schüchtern und schwächlich war. Da warf man sie auf die Folter. Diese Martern führten ihr das heilsame Bild der ewigen Pein in der ewigen Verdammung vor die Seele und wie aus einem tiefen Schlaf erwachend kaufte sie mit dem kurzen Schmerz der Zeit von den Qualen der Ewigkeit sich los, bekannte nichts und widerrief ihren Abfall. Darauf ward sie wieder den übrigen Märtyrern zugesellt.

Der Legat hatte inzwischen erfahren, daß Attalus und mehrere Andere römische Bürger wären. Er schickte also die Acten der Verhöre an Kaiser Marc Aurel, fragte, was mit all' diesen Männern zu beginnen sei und ließ die Märtyrer bis zur Antwort des Kaisers im Kerker leben, oder sterben. Der heilige Bischof Pothinus hatte immer das Verlangen gehabt, ein blutiges Zeugniß für seinen Glauben abzulegen und, obgleich er von Alter und Kränklichkeit fast aufgerieben war, gewährte die Gnade Gottes seiner feurigen Seele diesen heiligen Wunsch. Soldaten schleppten ihn vor den Richterstuhl und das Volk begleitete ihn in solcher Masse, mit solchen Verwünschungen und Lästerungen, „als ob er Christus selbst wäre." Von dem Legaten befragt, wer der Gott der Christen sei? antwortete der selige Greis mit erhabener Ruhe: „Du würdest Ihn erkennen, wenn du dessen würdig wärest." Da wurde er überfallen, zu Boden gerissen, mit Füßen getreten, mit Fäusten geschlagen, mit Steinen geworfen und halb entseelt in den Kerker geworfen, wo er nach zwei Tagen den Geist aufgab.

Während in diesem Kerker die Einen durch den leiblichen Tod zum ewigen Leben eingingen, erstanden Andere aus dem geistigen Tode und rissen die Siegespalme wieder an sich, die sie früher aus Muthlosigkeit verloren hatten. In dem schauerlichen Gefängniß gingen himmlische Dinge vor und die Gnade Gottes, die Barmherzigkeit Jesu und die Kraft des heiligen Geistes wirkten darin mit einer unermeßlichen Liebe. Man hatte die Abgefallenen nicht wie sonst frei gelassen. Sei es, daß man sie als ehemalige Christen wirklich für höchst

lasterhafte, strafbare Menschen hielt, sei es, daß man ihnen neue Verläumdungen des Christenthums abpressen wollte, genug, sie blieben in Haft und wurden oftmals mit den treuen Bekennern vor Gericht geführt. Da ergab sich denn eine merkwürdige Verschiedenheit, welche auch dem heidnischen Volk sehr auffiel. Die Einen gingen freudig einher, Anmuth und Majestät sprachen aus ihrem Antlitz, ihrer Haltung; Friede und Milde strahlten aus ihrem Blick; ihre schweren Fesseln trugen sie wie ein bräutliches Gewand, so daß sie nicht gefesselt, sondern geschmückt aussahen. Ein sanfter Wohlgeruch ging von ihnen aus und das Volk wunderte sich, daß sie mit so kostbarem Balsam sich gesalbt hätten. Die Anderen gingen scheu und mit gesenktem Haupt einher und gewährten einen so erbärmlichen und elenden Anblick, daß die Heiden selbst als feige Schwächlinge sie verächtlich höhnten. Jene waren stark und schön durch ihre Vereinigung mit Gott; Diese schwach und häßlich durch ihre Trennung von Gott. Aber die Kinder des Lichtes und der Gnade konnten sich nicht darüber trösten, daß ihre unglücklichen Brüder Kinder der Verwerfung sein sollten. Sie überhoben sich nicht ihrer Standhaftigkeit, sie klagten Niemand an, sie verurtheilten Keinen; sie suchten vielmehr die Abgefallenen im Herzen zu vertheidigen und mit unaussprechlichen Seufzern und Gebeten um Erbarmen zu Gott zu flehen, Der ja nimmer den Tod des Sünders will, sondern daß er Buße thue und lebe, lebe! nicht die Paar armseligen Jahre auf Erden; nein! lebe in Ewigkeit. Und diesen schönsten, reinsten Kampf für den Nächsten kämpften die heiligen Märtyrer im Kerker und in Ketten gegen Den, welcher nicht Leiber aber Seelen zu morden trachtet! Draußen gegen die reißenden Thiere, drinnen gegen den Satan! Draußen lächelnd, fröhlich, thränenlos, nicht achtend ihr vergossenes Blut; drinnen weinend und klagend und zerschmelzend in ihrem Herzblut der Thränen, damit die göttliche Gnade die Gefallenen barmherzig wieder aus dem Thal voll Todesschatten zu den Höhen des ewigen Lichtes emporhebe.

Inzwischen traf des Kaisers Entscheidung ein: Alle, die sich als Christen bekannten, römische Bürger wie Sklaven, Männer wie Weiber, Greise wie Kinder, sollten mit dem Schwert hingerichtet, die Apostaten aber frei gelassen werden. Da wurden sie denn sämmtlich, Bekenner und Verläugner Christi, vor Gericht und vor die Götzenbilder geführt, und durch Martern zum heidnischen Opfer aufgefordert. Aber da feierte die gläubige Liebe einen himmlischen Triumph! wider alle Erwartung der Heiden bekannten die Abgefallenen sich zum Glauben Christi, nur die ganz Wenigen ausgenommen, deren Wandel schon früher mehr heidnisch als christlich und der ganzen Gemeinde ein Gram und ein Aergerniß gewesen war. Die Uebrigen blieben in der Gemeinschaft der Kirche und gingen siegend zum Hochzeitsmahl des Lammes. Als sie befragt wurden, stand ein sehr bekannter und beliebter Mann, der Arzt Alexander, am Richterstuhl und flammte sie durch Geberden und Blicke zur Tapferkeit und Geduld an. Als das Volk dies bemerkte, schrie es wüthend gegen ihn auf und der Legat fragte ihn, wer er sei? „Ich bin ein Christ," sprach Alexander, und nun sprach er nichts mehr. Obwohl er den fürchterlichsten Kampf mit den Thieren zu bestehen hatte, ward keine Klage, kein Laut, kein Seufzer von ihm vernommen, so ganz war er in Gott gesammelt und versunken. Das Schwert machte seinen Leiden ein Ende.

Jetzt war Niemand mehr übrig, als die Schwächsten von Allen, ein kaum fünfzehnjähriger Knabe Namens Ponticus und Blandina. Sie wurden durch alle Arten von Martern gejagt und immer dazwischen aufgefordert, bei den Göttern zu schwören. Umsonst! Wenn das Uebermaß der Leiden Ponticus so zu erschöpfen drohte, daß er seiner Besinnung nicht mehr mächtig gewesen wäre: so rief Blandina ihm Worte der Ermunterung, des Trostes, der Kräftigung zu, damit er nicht etwa vor der Pforte des Himmels seinen Siegeskranz verliere. Und der Knabe trotzte aller Wuth seiner Henker und verhauchte als ein heldenhafter Märtyrer seine unschuldige Seele. Das letzte Schlachtopfer war Blan=

dina. In einem Netz ward sie einem wüthenden Stier vorgeworfen, der sie in die Höhe schleuderte, auf den Hörnern spießte, dann zerstampfte. Sie achtete aber gar nicht mehr, was mit ihr geschah, um der Hoffnung willen, nun endlich am Ziel und mit Christus vereinigt zu sein. Sie blieb in süßester Sammlung des Gebetes, bis der Henker sie erwürgte. Die Heiden selbst gestanden, daß bei ihnen nie ein Weib so Vieles und so unerhört Grausames gelitten habe. Aber ihr aufgereizter Grimm war durch den Tod all dieser Märtyrer nicht besänftigt. Die Schmach, von ihnen besiegt zu sein, entflammte die rohen Gemüther zu einem Haß, der noch an den entseelten Leibern Rache nahm. Die, welche im Kerker umgekommen waren, wurden den Hunden vorgeworfen und sorgfältig bewacht, damit kein Christ ihnen nahe. Und was von den Anderen wilde Thiere und Feuer übrig gelassen — verstümmelte Glieder, zerfleischte Leiber, abgeschlagene Köpfe — ward zusammen gelegt und von Soldaten umstellt, damit es in Fäulniß übergehe. Bitten und Geldversprechungen der Christen, welche dringend wünschten, die heiligen Ueberreste zu begraben, waren vergeblich! Sechs Tage und Nächte blieben sie unter freiem Himmel den rohesten Beschimpfungen des Pöbels Preis gegeben, dann wurden sie verbrannt und ihre Asche in die Rhone geworfen. Und nun erst war die Rache der Heiden befriedigt, da sie wähnten, den Märtyrern die Auferstehung unmöglich gemacht und ihnen die Hoffnung zerstört zu haben, welche ihnen die Marter süß und den Tod lieblich machte: mit Christus zu leiden, um mit Ihm aufzuerstehen.

Fortgang der Verfolgungen.

Kaiser Marc Aurel, unter dessen Zepter greise Priester wie Polykarp, Weltweise wie Justinus, Knaben wie Ponticus, Jungfrauen, wie Blandina sterben mußten, weil sie Christen waren, mußte auch sterben, und zwar ohne die Be-

friedigung, daß seine Maßregel gegen die gottesläugnerische Secte auch nur im mindesten den Erfolg gehabt hätte, den er sich versprach; denn die Zahl der Gläubigen vermehrte sich, anstatt sich zu verringern. Sein Sohn Commodus folgte ihm auf dem Thron im Jahre 180, und man nannte die Zeit eine ruhige, weil Commodus nicht selbst Befehle zur Aufsuchung der Christen gab. Der Senator Apollonius wurde freilich in Rom hingerichtet, weil er sich zum Christenthum bekannte; zugleich aber auch der Sklave, der ihn angegeben hatte. So gab es zwei Hinrichtungen statt einer: das war die Gerechtigkeit des brutalen und grausamen Wüstlings Commodus! Als sein Proconsul Arrius in Asien auf eigene Hand eine Verfolgung begann, ließ der Kaiser ihn gewähren. Dort war die Zahl der Christen so groß, daß sie, als Einige von ihnen in einer Stadt gefangen wurden, sich sämmtlich vor dem Richterstuhl des Arrius stellten, um ihn durch ihre Menge zur Schonung zu bewegen. „Ihr Elenden!" rief der Proconsul, „habt ihr nicht Felsen, um euch herabzustürzen und Stricke, um euch zu erhängen, wenn ihr durchaus sterben wollt!" Indessen ließ er doch nicht Alle umbringen, nur Einige.

Nach der Ermordung des Commodus im Jahre 192 brachen Bürgerkriege aus, in denen die Christen jeder Willkühr preisgegeben waren; besonders im Orient. Clemens von Alexandrien schreibt darüber: „Wir sehen täglich vor unseren Augen Märtyrer verbrennen, kreuzigen und enthaupten." Doch ein solcher Zustand galt nicht für Verfolgung! Sie brach erst aus unter Kaiser Septimius Severus, dem Nachfolger des Commodus; und zwar nachdem dieser Kaiser während neun Jahren den Christen Wohlwollen bezeigt, ja mehrere vornehme christliche Männer und Frauen in Schutz gegen die Wuth des Pöbels genommen hatte. Weshalb seine Gunst sich in Ungunst verwandelte? Wer kann das wissen bei Menschen, die nur nach den Eingebungen ihrer Selbstsucht zu handeln gewohnt waren! Die ewige Liebe ließ den neuen Blutregen zu, um den dürren Boden des Heidenthums zu

erweichen und zugänglicher für die himmlische Saat der Offenbarung zu machen. Die Verfolgung begann im Jahre 202 und währte nach dem Tode des Severus auch noch einige Jahre unter seinem Sohne, dem grausamen und boshaften Caracalla fort.

Als nach dessen Ermordung im Jahre 219 sein Neffe, der phantastische Wüstling Heliogabalus, Kaiser ward, sank der Sturm; denn dieser Priester des syrischen Sonnengottes wollte dessen Dienst zum alleinherrschenden machen und den Kultus aller übrigen Völker und Secten verschmelzen, damit der syrische Gott, dessen Hoherpriester und Stellvertreter er war, hoch über allen Göttern und Götzen, Tempeln und Altären throne. Dieser monströse Einfall bewog ihn einstweilen zur Milde, auch gegen die Christen, und ehe er zur Einsicht kam, daß ihnen gegenüber sein Plan gescheitert wäre, ward das junge Ungeheuer umgebracht, das während drei Jahren den Thron der Kaiser zum Thron des Wahnwitzes und Lasters gemacht hatte.

Sein Vetter und Nachfolger Alexander Severus störte der Christen Ruhe nicht. Er war ein edler Jüngling, gut erzogen von seiner Mutter Mamäa, die den Origines zu sich berief und den Christen sehr hold, vielleicht selbst Christin war. Die Römer hatten in ihren Häusern ein Lararium, einen Platz, wo sie die Laren, ihre Hausgötter, anbeteten. In dem Lararium des Alexander, wo er täglich seine Morgenandacht hielt, standen die Büsten von Abraham und Christus neben den Büsten weiser Männer des Alterthums, und er soll den Gedanken gehabt haben, der freilich auch dem Tiberius zugeschrieben wird, Christo in Rom einen Tempel erbauen zu lassen. Zur Ausführung kam dieser Plan so wenig, als Heliogabals Religionsverschmelzung; denn auch Alexander ward umgebracht im Jahre 235.

Der rohe Soldat Maximin, ein Thracier, der sich des Thrones bemächtigte, versuchte zwar eine Christenverfolgung; doch sie war kurz, denn seine Soldaten erschlugen ihn 238; und als nach einigen Jahren voll Wechselfällen und Unruhen

der Araber Philippus zum Thron sich erschwang, hielt man ihn für einen Christen, weil er ihnen so günstig war. Indessen zeigte er sich bei dem heidnischen Kultus und bei öffentlichen Handlungen durchaus als Heide.

Mehr als dreißig Jahre, von Caracalla an, erfreuten sich die Christen einer ganz ungewohnten Ruhe und Sicherheit, die durch Maximin nicht eigentlich erschüttert ward. Die Zahl der Gläubigen hatte sich außerordentlich vermehrt. Ueberall traten sie in Gemeinden zusammen und fingen an sich eigene Kirchen öffentlich zu bauen. Die Heiden betrachteten die Christen nicht mehr, oder wenigstens nicht allgemein, mit dem Haß und der Verachtung der früheren Zeit, und glaubten nicht mehr an die alten Verläumdungen vom Verzehren geschlachteter Kinder bei wüsten Festen. Zweihundert Jahre des Christenthums hatten manches Vorurtheil überwunden, manchen Widerwillen besiegt, manchen Sinn besänftigt. Es war nicht mehr eine armselige Secte von geringen, unbekannten, unwissenden Leuten; sondern Vornehme und Gelehrte, Reiche und Gebildete bekannten sich dazu. Diese konnte man nicht als gemeines Gesindel behandeln und betrachten, um so weniger, als mitten im Schooß der glänzendsten und angesehensten heidnischen Familien überraschende Bekehrungen statt fanden. Doch waren im Allgemeinen die römischen Staatsmänner dem Christenthum abgeneigt, weil sie sehr deutlich erkannten, daß mit dieser Lehre der römische Staat unmöglich in alter Art fortbestehen könne, und immer noch gab es Eiferer unter den Heiden, die das Christenthum haßten, weil sie fürchteten, es werde ihr geliebtes Heidenthum überwinden, und weil sie sich nicht eingestehen wollten, daß Letzteres den Keim des Todes in sich trage, ja schon im Absterben, in der Auflösung begriffen sei. Anderen auch kam es schimpflich vor, die alten Götter zu verlassen, die von den Vorfahren angebetet worden waren, als ob nicht jeder Götzendienst ein Abfall von Gott, aber jeder Abfall von der Lüge eine Rückkehr zur Wahrheit sei! Die Wahrheit, die eine und ewige, wie sie in der christlichen Offenbarung enthalten ist, gehört jedem Men-

schen an. Er hat ein Anrecht an sie, denn für sie hat Gott ihn geschaffen. Nur ihr Licht erhellt seine Vernunft, nur ihre Wärme durchglüht sein Herz, nur ihr Glanz zieht ihn auf den Weg, der zum Himmel führt, nur ihre Macht hält ihn auf diesem Wege zu seinem letzten Ziel fest. Die Zeloten unter den Heiden wollten noch nicht einsehen, daß sie den Abfall ihrer Väter zur Lüge durch ihre eigene Umkehr zur Wahrheit zu sühnen hatten.

Aus dem vielfachen Verkehr zwischen Heiden und Christen entsprangen für die Letzteren mit nichten lauter Vortheile. Diese Annäherung hob die scharfe Trennung zwischen heidnischer und christlicher Lebensweise auf, und bei Manchen nicht blos die Trennung, sondern auch den Gegensatz, zum höchsten Nachtheil christlicher Gesinnung und Sitten. Der lange Friede erzeugte ohnehin, wie immer und überall, eine gewisse Lauheit, eine vorherrschende Neigung für die Interessen des niederen Lebens, eine Erschlaffung derjenigen Kräfte, die für das Höhere thätig sein sollen. Das jüngere Geschlecht war aufgewachsen in diesem Frieden neben heidnischen Verwandten und Freunden, mit denen es sich ganz gut leben ließ und unter denen es Personen von rechtschaffener Denkungsart gab. Unter den Christen selbst gab es Manche, die weltlich gesinnt waren und an ihrem Reichthum, ihrem Ansehen, ihren Gütern, ihren Genüssen und Freuden in ungeordneter Weise hingen. Andere waren aus unlauteren Beweggründen übergetreten und schleppten heidnischen Sinn in das christliche Heiligthum. Mit einem Wort: der natürliche Mensch wollte leben im Christenthum, während der Christ dahin streben soll, vor Allem den übernatürlichen Menschen in sich zu entwickeln und zu möglichster Geltung zu bringen. Um Diejenigen, welche sich nur äußerlich zur christlichen Kirche hielten, von Denen zu trennen, welche durch die Kirche in Christus wahrhaft wiedergeboren waren, brach eine Feuersbrunst aus, die das reine Gold von den unedlen Metallen schied: die ganze Kirche wurde in den Schmelztiegel der Verfolgung geworfen im Jahr 250, als Kaiser Decius den Philippus umgebracht und

die Herrschaft angetreten hatte. Dies war nicht Trajans oder Marc Aurels Verfolgung, die aus eingebildeter Staatsweisheit entsprang, um die Stütze Roms, den Götzendienst, aufrecht zu halten; auch nicht Domitians oder Caracallas blutige Quälereien, die sie im möglichst riesenhaften Maßstab an Allen übten, die ihrer Herrschaft verfallen waren; auch nicht das Werk der Statthalter, sei es um sich bei dem Kaiser oder bei dem Pöbel beliebt zu machen, oder um die Christen ihre Macht fühlen zu lassen, oder um sie ihres Vermögens zu berauben, oder um Rache an ihnen zu nehmen; auch nicht das Werk des Hasses der Götzenpriester oder der Wuth des unverständigen, durch öffentliche Unglücksfälle oder geheime Aufreizung gestachelten Volkes. Kaiser Decius war entschlossen, das Christenthum als ein dem römischen Wesen durchaus feindliches Element auszurotten. Darum erließ er an alle Statthalter und an alle Behörden seines Reiches ein Edict, welches ihnen befahl, die Christen sämmtlich aufzufordern, den römischen Götterdienst mitzumachen und, im Fall der Weigerung, durch Martern aller Art sie dazu zu zwingen. Zugleich bedrohete das Edict mit schweren Strafen alle Beamten, welche nicht mit der äußersten Strenge verfahren würden. Mit kaltblütiger Berechnung ging diesmal die Grausamkeit zu Werk. Bei den Bischöfen sollte mit der Todesstrafe nicht gezögert werden, damit der Priesterstand sein Haupt, die Heerde ihren Hirten verlieren und jener rathlos, diese schutzlos werden möge. Aber bei den übrigen Gläubigen sollte man ja nicht verschwenderisch mit der Todesstrafe sein, sondern alle Qualen des Kerkers und alle Erfindungen der Grausamkeit anwenden, um sie allmälig zum Abfall zu bringen. Ja, man sollte suchen, ihren Tod möglichst zu verhüten; aus Schonung nicht, sondern aus Barbarei. Der heilige Bischof von Carthago, Cyprian, sagt: „Es wurde den Christen nicht gegönnt, umgebracht zu werden, wenn sie auch bereit waren zu sterben.“ Die Erfindungskunst in Martern ging weit! Nur ein Beispiel, das Hieronymus erzählt! Ein Christ wurde zuerst auf der Folter an allen Gliedern verrenkt, dann über

den ganzen Leib mit glühenden Eisenplatten gebrannt, darauf in Honig getaucht und mit gebundenen Händen und Füßen in die brennende Sonne gelegt, um von Würmern und Insekten angefressen zu werden und bei lebendigem Leibe zu verfaulen. Die Kerker wurden so überfüllt, daß man andere öffentliche Gebäude in Gefängnisse verwandeln mußte. Viele Christen ließen Hab' und Gut zurück und wanderten aus; man zog ihr Vermögen ein und verbot ihnen bei Todesstrafe die Rückkehr. Die Häuser standen leer, die Ortschaften wüst und die Wüsten Syriens und Egyptens bevölkerten sich. Alles floh; denn man hatte ja nur die Wahl, entweder dem Christenthum zu entsagen oder in unmenschlichen Martern langsam umzukommen; und wer, der nicht durch seine Verhältnisse dazu gezwungen war, durfte sich die übermenschliche Standhaftigkeit zutrauen, durch solche Qualen nicht überwunden zu werden. Und wie vor dem Grimm der Feinde, so floh man auch vor dem Verrath der Freunde, der Verwandten, der Nachbarn. Es war ein großer trauriger Schiffbruch, den der Nachen des Petrus litt, in Rom wie in Carthago, in Alexandrien, in Smyrna, in Arles. Aber nicht Alle, welche in dies Meer der Trübsal stürzten, gingen darin auf ewig durch Apostasie verloren, so groß auch die Zahl der unglücklichen Abtrünnigen war. Und sie war sehr beträchtlich! Manche stellten sich unaufgefordert zum Götzenopfer und streuten Weihrauch; Manche läugneten sogar, jemals Christen gewesen zu sein. Viele opferten sogleich nach der ersten Aufforderung; Viele, nachdem sie einige Tage den Kerker oder die ersten Grade der Folter ausgestanden hatten. Der heilige Cyprian hatte in seiner Heerde zu Carthago gar viele Schaafe zu beklagen, welche auf diese Weise in den Rachen des Wolfes geriethen. Er schreibt: „Die Mehrzahl unserer Brüder hat bei der ersten Drohung des Feindes den Glauben verläugnet und nicht die Verfolgung hat sie zu Boden geworfen, sondern sie sind freiwillig gefallen. Man darf die Wahrheit nicht verhehlen, daß Viele verloren gegangen sind durch blinde Anhänglichkeit an ihre Glücksgüter. Wie mit Ketten waren

sie an Reichthum und Wohlleben gefesselt und das hinderte sie, dem Glauben treu zu sein." Gerade wie der göttliche Heiland gesagt hat, daß wir „nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen können!"

Aber dieser Schmerz und dies Aergerniß wurden glänzend vergütet durch Diejenigen, welche mit unüberwindlichem Starkmuth an ihrem Glauben hingen und mit Christus „die Welt überwanden." Fest wie Säulen standen sie in allen Martern und triumphirten lebend und sterbend für ihren Heiland und mit ihm. Auch unter Denen, welche nicht die Palme des Marterthums erhielten, kämpften und litten Viele wie Helden, theils in langwierigem schweren Kerker, theils bei harten oft wiederholten Folterqualen, theils auf der Flucht, durch Hunger, Ermattung und Elend aller Art, welches so groß war, daß Manche umkamen in der Mühsal. Diese armen Flüchtlinge, die nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten, fielen manchmal unter Räuber und unter Banden von entlaufenen Sklaven und Missethätern, bei denen sie jämmerlich in Knechtschaft geriethen. Viele verschwanden spurlos und man hörte nie, was aus ihnen geworden sei. So stand dem Heer der Abtrünnigen auch ein Heer von Märtyrern und Bekennern gegenüber! Diese Verfolgung reinigte die Kirche, wie ein schweres Gewitter die Luft reinigt und schied viel Spreu vom Waizen aus. In ihrer ganzen fürchterlichen Wuth dauerte sie nur ein Jahr. Den heiligen Papst Fabian zu Rom und die Bischöfe Babylas von Antiochien und Alexander von Jerusalem raffte sie in der kurzen Zeit hinweg. Dann fiel Decius im Kriege gegen die Gothen 251, und vielleicht wäre einige Ruhe, oder wenigstens ein Ausruhen der Erschöpfung von Seiten der Peiniger eingetreten, wenn nicht eine verheerende Pest das Volk an die Christen erinnert hätte. Nun mußten diese Feinde der Götter, welche das gebührende Opfer verweigerten, Schuld an dieser großen Drangsal sein und dafür büßen; in Rom zwei Päpste, Cornelius und Lucius; denn Gallus, der neue Kaiser, rief die Edicte wieder frisch in's Leben. Indessen wurde auch er schon 253 umge-

bracht, und Kaiser Valerian zeigte sich den Christen sehr günstig. Zum Unglück war aber sein Günstling Macrian thörichten Gaukeleien von Beschwörern und Zauberinnen zugethan. Da die Christen solche Zauberkünste durchaus verwarfen und untersagten, ja zuweilen mit dem heiligen Kreuzzeichen dergleichen Blendwerk zerstörten, warf Macrian einen bitteren Haß auf sie und wußte dem Kaiser allmälig denselben Widerwillen einzuflößen. So erließ denn Valerianus im Jahre 257 ein Edict von der größten Strenge: Bischöfe, Priester und Diakonen sollten sofort enthauptet; Senatoren und Ritter ihres Vermögens beraubt, und blieben sie dann widerspänstig, auch hingerichtet werden. Vornehme Frauen wurden in die Verbannung geschickt und alle Christen am kaiserlichen Hof, gleichviel ob sie hohe oder geringe Stellen einnahmen, mußten in Ketten Strafarbeit auf kaiserlichen Gütern oder bei kaiserlichen Bauten thun. Bei den übrigen Gläubigen wurden die bekannten Zwangsmittel angewendet. Nach zwei Jahren gerieth Valerian in persische Gefangenschaft, und sein Sohn und Nachfolger Gallienus hatte so viel äußere Kriege zu führen und so viel innere Empörung und Aufruhr zu dämpfen, daß ohnehin römisches Blut in Strömen floß und er den Christen Ruhe ließ. Ja, durch ein Edict gewährte er ihnen nicht nur die freie Uebung ihrer Religion, sondern gebot auch die Rückgabe aller Häuser, Grundstücke und Begräbnißstätten, welche zu den Kirchen gehörten. Da nur Corporationen, welche vom römischen Gesetz anerkannt waren, gemeinsame Besitzungen haben durften, so gab dieses Edict der christlichen Kirche einen legitimen Bestand im Römerreich.

Und wieder trat unter mannigfachem blutigen Wechsel der Kaiser eine lange Ruhe für die Christen ein. Da bestieg Diocletian im Jahre 284 den Thron. Seit Marc Aurel waren hundert und vier Jahre verflossen, und während der Zeit hatten über dreißig Kaiser die Herrschaft besessen. Aber nur drei von ihnen waren eines natürlichen Todes gestorben: so wüthete Rom gegen sich selbst! wie Trunkene, wie Irre, die sich das Haupt zu zerschmettern trachten! Großentheils waren diese

Kaiser Soldaten, wurden durch ihre Armee auf den Thron gehoben und dann wieder herabgestürzt, um einem anderen Soldaten Platz zu machen. Um sich von solchen muthmaßlichen Nebenbuhlern zu befreien und Empörungen überhaupt leichter zu unterdrücken, setzte Diocletian drei Mitregenten ein: Maximian Herculeus, seinen Neffen, für Italien und Afrika; Galerius, seinen Schwiegersohn, für Illyrien und Griechenland; Constantius Chlorus, für Gallien; er selbst behielt den Orient und Egypten, und thronte zu Nicomedien als Oberkaiser. Er umgab sich dort mit orientalischer Pracht und mit allen Ceremonien der asiatischen Herrscher und ihrer Höfe. Er legte sich die Titel Gottheit und geheiligte Majestät bei. Dies Alles nicht sowohl aus Eitelkeit, als um seinem Despotismus eine gewisse Weihe und einen höheren Nimbus zu verleihen. Das Römerreich sollte aus seiner Zerrüttung aufgerissen und zum alten Glanz hergestellt werden; dazu hielt er den alten Götterdienst als Staatsreligion für unentbehrlich und zugleich als eine Hülfsarmee für die neue Gottheit auf dem Thron zu Nicomedien.

Das Christenthum war inzwischen wieder in eine neue Phase getreten. Der Name und die Religion Jesu war überall in Verehrung und die Besten und Tüchtigsten in allen Ständen schlossen sich der Kirche an. Die Zahl der Gläubigen wuchs von Tag zu Tage und überfüllte die Gotteshäuser. Vor den Bischöfen hatten Kaiser und Hofherren, Statthalter und Beamte Ehrfurcht. Am Kaiserhof selbst waren die angesehensten Staatsmänner, ja die nächste Umgebung seiner Person, seine Kämmerer, Christen. Endlich war Prisca, die Kaiserin, sammt ihrer Tochter Valeria, der Gemahlin des Galerius gläubig, wenigstens Katechumenen. Daß bei Manchen unter so Vielen der Glaube nicht in voller Kraft, die heilige Liebe nicht in voller Blüthe stand, daß auch unter ihnen Eifersucht, Zwietracht, Eitelkeit, Gleichgültigkeit für göttliche Dinge herrschten, bedarf nicht der Erwähnung: es gab immer und wird immer geben Christen, die ihren freien Willen statt mit der Gnade, gegen sie brauchen. Genug,

das Christenthum war nicht mehr ein in die Katakomben verbannter und verpönter, auch nicht ein blos geduldeter aber obscurer Verein, sondern eine geistige Macht im Römerreich. Deshalb besann sich Diocletian achtzehn Jahre, ob er es angreifen solle oder nicht. Die Frage stand jetzt so: wird das Heidenthum neben dem Christenthum noch länger bestehen können oder nicht? Und da das Nein sich unzweifelhaft ergab: so mußte das Heidenthum, dem die materielle Macht zu Gebot stand, diese aufbieten, um dem Christenthum einen Krieg auf Tod und Leben zu erwecken.

Der blutdürstige wilde Dacier Galerius hing mit rohem Aberglauben seinem Götzendienst an, gab auch durch Mißhandlung der Christen an seinem Hof und in seinem Heer seinen Haß deutlich zu erkennen, mußte sich jedoch mäßigen, so lange Diocletian nicht seine Gesinnung theilte. Aber er bot Alles auf, was in seinem Gemüth von Bosheit und Feindseligkeit war, um seinen Schwiegervater gegen die Christen einzunehmen. An den heidnischen Opferpriestern hatte er Bundesgenossen. Im Jahre 302 ließ Diocletian sehr viele Opferthiere schlachten, um aus ihren Eingeweiden die Zukunft zu erforschen. Christen, welche vermöge ihrer Stellung am Hofe bei diesen Feierlichkeiten gegenwärtig sein mußten, pflegten dabei das heilige Kreuzzeichen zu machen, und alsbald erklärten die Opferpriester, diese gottlosen Menschen und ihr Zauberzeichen beeinträchtigten den Erfolg des Opfers. Diocletian gerieth in Zorn und befahl, daß am Hof und im Heer alle Christen opfern oder gegeißelt werden sollten. Galerius benutzte diese Stimmung, kam nach Nicomedien und stellte seinem Schwiegervater vor, eine halbe Maßregel tauge nichts gegen Leute, welche den Staat in's Verderben stürzten; sie müßten vertilgt und daher blutig verfolgt werden. Diocletian berief einige Feldherren und Richter, um deren Meinung zu hören. Ob eingeschüchtert durch Galerius, ob aus Haß gegen die Christen, sie stimmten mit Galerius überein. Aber Diocletian gab noch nicht nach, sondern ließ das Orakel des Apollo zu Milet um Rath fragen. Der Gott antwortete:

die Gerechten auf Erden hinderten ihn, die Wahrheit zu sagen. Auf diese seltsame Antwort eines Gottes ließ Diocletian abermals fragen, wer diese Gerechten wären? und erhielt den Bescheid, das wären die Christen. Nun glaubte er sicher zu sein, und am 23. Februar 303 erschien zu Nicomedien ein Edict, welches deutlich die Absicht aussprach, das Christenthum von der Erde zu vertilgen.

Alle Christen ohne Ausnahme waren ihrer Aemter und Würden entsetzt, und ohne Rücksicht auf Alter und Stand zur Folter verdammt, und zwar so lange, bis sie opferten. Es stand Jedem frei, jede Art von Klage gegen Christen vorzubringen; sie aber durften nie, auch nicht über schreiendes Unrecht, eine Klage geltend machen. Freigelassene Christen traten wieder in den Stand der Sklaven zurück. Bischöfe und Priester sollten im Kerker gehalten, alle Kirchengüter eingezogen, alle heiligen Schriften und Altargeräthschaften verbrannt, alle Kirchen niedergerissen werden. Diesem Decret gemäß wurde in Nicomedien der Anfang gemacht, und die herrliche Kirche der Christen daselbst zerstört, und nun begann die Verfolgung wie eine wüthende Feuersbrunst zu rasen vom Morgenland bis in's Abendland. Nur in Gallien ward sie durch Constantius Chlorus gemildert; er ließ zwar die Gotteshäuser zerstören, um den Oberkaiser nicht noch mehr aufzubringen, doch nichts gegen Personen und Vermögen unternehmen. Spanien aber blutete wie Italien, Asien und Afrika, denn es gehörte zur Botmäßigkeit des Maximian Herculeus, der so wild wie die Bären seiner heimathlichen Wälder in Pannonien war, und dem Galerius an Grausamkeit und Heimtücke gleichstand. Es herrschte ein förmlicher Wetteifer in Erfindung und Anwendung neuer Qualen, und Kaiser, Statthalter, Richter, Soldaten, Henker, Volk thaten nach Kräften das Unmenschlichste, um das Christenthum auszurotten. „Da," schreibt Lactantius, „verbreitete sich der Jammer über die ganze Erde, Gallien ausgenommen, und die drei wildesten Thiere (Diocletian, Maximian, Galerius) wütheten vom Aufgang bis zum Niedergang." Im römischen Reich zählte man

in einem Monat den Martertod von 17,000 Christen. Die ganze streitende Kirche schien sich auf Einmal in die triumphirende verwandeln und von der Erde in den Himmel fliehen zu wollen. Es gab Abtrünnige, ja! Es gab Verräther, welche die heiligen Schriften auslieferten, um sie verbrennen zu lassen, und unter diesen Verräthern waren auch Priester, waren sogar einige Bischöfe, ja! Aber daß die Märtyrer bei Weitem die Apostaten und die Getreuen bei Weitem die Verräther überwogen, geht daraus hervor, daß das Christenthum nicht ausgerottet ward. Und welche Qualen an Leib und Seele mußten die Getreuen ausstehen! Bei den Füßen mit dem Kopf nach unten aufgehängt zu werden, über einem Feuer von nassem Holz und in dessen Rauch unter Convulsionen zu ersticken, das war in Egypten eine beliebte Todesart. Männer wurden bei den Füßen an zwei gewaltsam niedergebogene Aeste gebunden, die, wenn sie aufschnellten, den ganzen Körper auseinander rissen. Frauen wurden an einem Fuß aufgehängt und so einer unerhörten Agonie preisgegeben. Bedenkt man den Abscheu der menschlichen Natur gegen Leiden, und ihre Schwäche gegen ein lange anhaltendes Leiden, und solche langsame Qualen, die von Teufeln ersonnen scheinen, um den Menschen in Verzweiflung zu stürzen: so staunt man, daß so Wenige abtrünnig geworden sind; so preist man die göttliche Gnade, die in der großen, großen Mehrzahl solche Wunder von Standhaftigkeit wirkte.

Im Palast zu Nicomedien war es schrecklich, denn die beiden unglücklichen Kaiserinnen Prisca und Valeria ließen sich durch Furcht vor ihren Männern und durch Todesangst überwinden und opferten den Göttern; drei Kämmerer des Diocletian, bis dahin hoch in Ehren von ihm gehalten, wurden umgebracht, Dorotheus und Gorgonius erwürgt, Petrus geröstet; der heilige Bischof von Nicomedien, Anthimus, enthauptet. Ertränkungen im Meer geschahen massenweise; Verbrennungen ebenfalls. Dazu verfiel Diocletian in schwere Krankheit, die ihn zuweilen geistesschwach machte; aber Galerius stachelte ihn immer wieder zum Blutvergießen auf. Endlich

legte der alte Kaiser am 1. Mai 305 zu Nicomedien das Diadem nieder und zog sich nach Dalmatien zurück, wo er im niederen Stande geboren war; und Maximian Herculeus mußte in Mailand dasselbe thun; der entsetzliche Galerius zwang Beide dazu, zwang auch den alten Kaiser, zwei neue Mitregenten zu ernennen, die nach dem Sinn des Galerius waren: seinen Neffen Maximin Daja, den Niemand kannte, und den Severus, den man nur durch wüste Schwelgereien kannte. Seufzend gab der Greis Diocletian seine Zustimmung, denn das waren die Männer nicht, die das Römerreich zu dem alten Glanz und Ruhm herstellen konnten, wovon er früher geträumt hatte. Damals war ein junger Mann an seinem Hof von glücklichen Gaben, milden Sitten, kriegerischem Talent, beliebt bei dem Volke und den Soldaten, den Jedermann und der alte Kaiser am liebsten gern mit dem Purpur bekleidet hätte; aber Galerius, als ob er ahne, welche Zukunft diesem Jüngling bestimmt sei, ließ das nicht zu. Das half ihm aber nichts; denn im Jahre 306 starb der Mitkaiser Constantius Chlorus und jener Jüngling, sein Sohn Constantin, ward Cäsar in Gallien und Britannien, und übertrug seines Vaters Gunst auf die Christen in seinen Provinzen. Im übrigen Reich dauerte die Verfolgung fort, bald mehr oder minder heftig, bald mehr oder minder allgemein; aber in Syrien und Egypten, wo Maximin Daja hauste, immer über alle Begriffe furchtbar, so daß er noch seinen Oheim Galerius überbot. Für diesen „kam der Stärkere und überwand den Starken;" und zwar in der Gestalt einer gräßlichen, unheilbaren, ekelhaften Krankheit, die ihn mit solchen Schmerzen peinigte, daß er manchmal wie ein Thier brüllte und die seinen Palast zu Sardika mit solchem Verwesungsgeruch erfüllte, daß seine Aerzte selbst vor ihm flohen, obwohl er ihre Flucht und ihr Unvermögen ihm zu helfen mit dem Tode bestrafte. Da mochte die Ahnung in ihm aufgehen, daß seine Peinen eine Vergeltung der Qualen sein könnten, welche er über tausend und aber tausend unschuldige Christen verhängt hatte. Nachdem er ein Jahr alle Aerzte, alle Zauberkünstler, alle

Götzen, Apollo selbst und Aesculap zu Rath gezogen und nicht einmal Linderung, viel weniger Genesung gefunden hatte, war er gezähmt durch Krankheit und Schmerzen, und erließ im Jahre 311 ein Edict, worin er den Christen erlaubte, Christen zu bleiben, ihre Kirchen wieder herzustellen und sich zu ihrem Gottesdienste zu versammeln. Er gab sich den Schein, als ob er aus Erbarmen mit ihrem Trotz und Eigensinn diese Maßregel ergreife: konnten sie nicht zur Anbetung der alten Götter des Reiches und der Vorfahren gebracht werden, so sollten sie wenigstens ihren eigenen Gott verehren, und zum Dank für die kaiserliche Gnade zu ihrem Gott beten für das Wohl des Kaisers und des Reiches. Nun öffneten sich die Kerker; nun kamen Flüchtlinge aus den Wüsten, den Wäldern, den Bergen zurück; nun wurden verstümmelte Bekenner, Einäugige, Gelähmte aus Bergwerken und Metallgruben erlöst. In Schaaren kehrten sie heim aus den Granit- und Porphyrbrüchen in Oberegypten. Nun begann man sogleich die Kirchen wieder aufzubauen, die heiligen Geräthe wieder anzuschaffen, die alte Ordnung und Feier der heiligen Mysterien wieder herzustellen. Die Heiden waren außer sich vor Erstaunen, daß die vereinigten Anstrengungen aller Kräfte und Mächte der Welt während acht Jahren gar nichts bewirkt hatten, als das Christenthum aus Blutbad und Scheiterhaufen gereinigt und verjüngt wie einen Phönix aufsteigen zu sehen.

Galerius starb bald, nachdem er jenes Edict erlassen, und Maximin Daja, der jetzt Alleinherrscher im römischen Orient war, begann auf der Stelle wieder die Verfolgung, die er aus Scheu vor seinem Oheim unterbrochen hatte. Sechs egyptische Bischöfe ließ er im Jahre 311 enthaupten, und so unauslöschlich war sein Haß gegen das Christenthum, daß er seinem Bundesgenossen Tiridates, König von Armenien, den Krieg erklärte, weil dieser mit seinem Volk, das erste Beispiel der Bekehrung eines ganzen Reiches gegeben und im Jahre 302 die christliche Religion angenommen hatte; aber Tiridates besiegte ihn. Ein solcher Grimm gegen das Christenthum war und ist immer die Signatur der Kinder der Verwerfung.

Und auch Maximin Daja's Stunde kam. Der Nachfolger des Galerius war Licinius; und dieser hielt sich zu Constantins Handlungsweise gegen die Christen. Beide Kaiser erließen in ihren Ländern ein Edict allgemeiner Duldung. Maxentius aber, der Sohn und Nachfolger des Maximian Herculeus, war seinem Vater zu ähnlich, um nicht auch gegen die Christen ein Tyrann zu sein. Doch bald verwickelten sich die vier Kaiser in Kriege wieder einander, die so endeten, daß Constantin den Maxentius am Ponte molle bei Rom im Jahre 312 überwand und Licinius den Maximin Daja im Jahre 313 bei Byzanz. Dieser hatte dem Jupiter gelobt, wenn er siege, wolle er nicht ruhen, bis er den Namen Christ von der Erde vertilgt habe. Statt dessen floh er bis Tarsus, nahm Gift und starb in Qualen. Constantin hatte bereits in Mailand ein Edict erlassen, welches einen vollkommenen Umschwung in Stellung und Verhältnissen des Christenthums bewirkte. Es lautete: die Christen üben gleich allen übrigen Unterthanen ihre Religion mit völliger Freiheit; Jeder kann ungehindert zu ihnen übertreten; die Kirchen und Kirchengüter, welche ihnen entrissen sind, sollen ihnen zurückgegeben und die Käufer solcher Güter aus dem Staatsschatz entschädigt werden. Diese nämliche Verordnung machte Licinius für alle Provinzen des Orients im Juni 313 in Nicomedien bekannt, so daß Anfang und Ende dieser zehnjährigen Schreckenszeit an denselben Ort sich knüpften. Sie war herauf beschworen und darauf berechnet, dem Christenthum den Todesstoß zu versetzen; statt dessen ward sie zum Todesstoß für das Heidenthum. Die unüberwindliche Geduld und Hochherzigkeit der Christen trug den Sieg davon, und der Geist der Buße senkte sich in Fülle auf die Heiden herab und führte sie zu einem Glauben, der seit zwei und einem halben Jahrhundert solche Bekenner erzeugte, Bekenner von Löwenkraft, die wie Lämmer litten! Alle Schmach, alle Verachtung, alle Unehre, alle Erniedrigung, die man ersinnen konnte, that man ihnen an, ohne sie zu erbittern; alle Leiden, Schmerzen und Qualen, ohne sie zu erzürnen. Von der Folter, aus dem Kerker, aus der Verbannung kamen

sie ohne Haß gegen ihre Peiniger zurück. In den Katakomben lebten, im Amphitheater starben sie als die treuesten und gehorsamsten Unterthanen ihrer entsetzlichen Kaiser. Nie wurde eine Stimme des Zornes oder der Rache unter ihnen laut gegen die Sündflut von Verläumdung, Bosheit, Ungerechtigkeit, die man über sie ausgoß. Mit der größten Sanftmuth vermieden sie Alles, insofern sie nicht durch ihren Glauben dazu verpflichtet waren, was in ihren Gebräuchen und ihrer Lebensweise die Heiden hätte beleidigen und die Verfolgung wecken können. Nie nahmen sie an einem Aufruhr, einer Empörung Theil. Sie wurden so zahlreich am Hof, so zahlreich im Heer; aber nie dachten sie an irgend eine Widersetzlichkeit, außer wenn es hieß: Opfert den Göttern! Dann gehorchte Keiner mehr, nicht Greis, nicht Kind, nicht Weib. Und so lebten Millionen! Und so lebten sie ein paar Jahrhunderte! Wie eine Generation unterging, so ging die andere auf. Diese Gewaltigen dachten nur daran, den Himmel an sich zu reißen, aber dabei fiel ihnen auch die Erde zu.

Die h. Perpetua und Felicitas und ihre Gefährten.

Zu solchen Gewaltigen gehören diese beiden heiligen jungen Frauen, deren Namen in der Kirche so hoch geehrt sind, daß der uralte heilige Kanon der Messe sie aufgenommen hat. Sie waren Afrikanerinnen und lebten in Carthago, als unter Kaiser Septimus Severus die Verfolgung sich erhob. Ein christlicher Arzt hatte früher den Kaiser von einer Krankheit geheilt: daher war er im Anfang seiner Regierung den Christen nicht ungünstig. Allein bald verschwand das oberflächliche Wohlwollen! Zuerst ward nur die Annahme des christlichen Glaubens untersagt und schnell, wie ein Funke zur Feuersbrunst wird, ging das Verbot in allgemeine Verfolgung über.

Perpetua selbst hat den größten Theil ihrer Leidensgeschichte geschrieben, so schlicht und einfach, als ob sie das Tagebuch ihres gewöhnlichen Lebens führe. Was sie nicht vollenden konnte, ergänzte Satur, einer ihrer Gefährten. Im Kloster Monte Cassino, Benedictinerordens, sind diese heiligen Acten gefunden worden, und der heilige Augustinus sagt, daß man sie lange zur Erbauung der Gläubigen öffentlich in den Kirchen vorgelesen habe. Er selbst spricht eine innige Bewunderung und Andacht für diese herrlichen Märtyrinnen und ihre Leidensgenossen aus. Sie waren sämmtlich junge Katechumenen, als sie verhaftet wurden, Revocatus und Felicitas dienenden Standes; dann zwei junge Männer Saturnin und Secundulus, denen sich freiwillig Satur anschloß; endlich Vivia Perpetua, eine Frau von zwei und zwanzig Jahren, von edler Geburt, guter Erziehung, mit einem Mann ihres Standes vermählt, mit einem Säugling an der Brust. Ihr Vater lebte im Heidenthum; ihr Bruder war Katechumen; auch ihre Mutter, wie es scheint; ihres Gatten erwähnt sie nicht, vielleicht war sie Wittwe. Felicitas, ebenfalls eine ganz junge Frau, war Mutter in Hoffnung. Perpetua hatte durch ihren Vater, der sie unbeschreiblich liebte, die schwersten Prüfungen zu bestehen. Ehe man sie in Kerker und Banden warf, wurde sie mit den übrigen Katechumenen in einem anständigen Hause der Stadt gehalten und bewacht und kein Mittel unversucht gelassen, um sie zum Abfall zu bewegen. Ihr Vater erschöpfte sich mit Bitten, mit Flehen, mit Vorstellungen, mit Schmeichelworten. „Kann man die Dinge anders nennen, als das, was sie sind?" fragte Perpetua ihn einmal. Die Frage schien ihm seltsam und er sagte: „Nein!" — Da rief sie: „So kann auch ich mich nicht anders nennen, als was ich bin: eine Christin." Der Vater ward so aufgebracht über diese Antwort, daß er ihr die Augen ausreißen wollte, sie thätlich mißhandelte, im Zorn fortging und einige Tage ausblieb. Dies war eine große Erleichterung für Perpetua. Sie erholte sich, dankte Gott und bereitete sich in ungestörter Sammlung zum Empfang der heiligen Taufe vor.

Sämmtliche Katechumenen empfingen in diesem Hause das Sacrament. Perpetua war so erfüllt von seliger Freude, daß sie Leib und Leben, und Eltern und Kind im Geist Gott aufopferte, und ihn fortan um nichts mehr bat, „als um Geduld für das Fleisch.“ Nach einigen Tagen, als die einfache Haft keine Aenderung ihres Sinnes bewirkte, wurden die jungen Christen in einen jener fürchterlichen Kerker geworfen, welche nicht die geringste ihrer Foltern waren. Von einem ganzen Troß Soldaten wurden sie ungestüm hinein gestoßen. „Welch schrecklicher Tag!“ schreibt Perpetua; „welche ungeheuere Hitze! Ich entsetzte mich über die Finsterniß, in der ich nie gelebt hatte und die Sorge für mein Kind peinigte mich.“ Die Kirche aber sorgte immer mit treuer Mutterliebe für ihre Kinder im Kerker und schickte ihre Diener, um sie leiblich und geistlich zu pflegen und zu trösten. So war es auch in Carthago. „Die gebenedeiten Diakonen Tertius und Pomponius, die uns dienten,“ erzählt Perpetua weiter, „erkauften für Geld die Erlaubniß, daß wir uns einige Stunden in einem freieren Raum des Gefängnisses erfrischen durften. Da schöpften wir Luft und erholten uns. Da nährte ich mein schon halb verschmachtetes Kind, und die Sorge für das Knäbchen tröstete mich. Da fand ich aber auch meine Mutter und meinen Bruder und litt sehr, weil ich sie meinetwegen so kummervoll fand. Ich verging vor Gram, als ich sah, daß sie aus Liebe zu mir sich zergrämten. Die Mutter suchte ich zu beruhigen; dem Bruder empfahl ich meinen Sohn. Während vieler Tage stand ich diese Bekümmerniß aus; aber ich errang es, mein Kind bei mir zu behalten und fühlte mich durch seine Pflege so gekräftigt, daß mir der Kerker wie ein Palast vorkam, in welchem ich lieber sein wollte, als anderswo.“ So einfach, innig und warm spricht sie von ihren Leiden, ihren Empfindungen, ihrem unwillkürlichen Widerwillen, von der Gnade, mit der sie nach allen Richtungen hin die Natur überwand.

Den Ungläubigen war immer der Zutritt zu den eingekerkerten gläubigen Mitgliedern ihrer Familie gestattet; daher

besuchte der Bruder fleißig Perpetua und hielt sie für ein so hoch begnadetes Wesen, daß er sie einst bat, Gott zu fragen, ob sie zur Befreiung oder zum Tode gelangen würde. Sie hatte schon so große Wohlthaten von Gott empfangen und war so daran gewöhnt, kindlich fragend mit Ihm zu reden, daß sie ihrem Bruder versprach, ihm am anderen Tage treulich Antwort zu sagen. Weil das Leben der heiligen Märtyrer ein ganz übernatürliches war, weil sie durch die vollkommene Liebe die Sinnlichkeit besiegt und zur Vereinigung mit Gott sich erschwungen hatten, weil ihre durch und für die Fülle der Gnade gesundeten Seelen die Fähigkeiten theilweise zurückerhielten, welche dem Menschen durch die Sünde verloren gegangen sind: so treten sie weit über die Gränzen hinaus, innerhalb welcher wir armen gelähmten Sterblichen vermöge unserer sündenkranken Seelen festgehalten werden. Gott, den sie so übernatürlich liebten, erwiderte diese Liebe im überschwenglichen Maß und gab ihnen im Gebet und im Leiden Extasen, welche alle Peinen und alle Wonnen der Erde vernichtigten. In dem peinlichen Unbehagen des Kerkers, im engen finsteren Raum, in ungesunder qualmender Luft, in beklemmender Nähe vieler Personen, ohne die Bedienung und die Bequemlichkeiten, an welche eine Frau ihres Standes von Jugend auf gewöhnt war, von Entbehrungen aller Art umringt, die mit ihr zugleich ihr liebes Kind trafen, versenkte sich Perpetua in's Gebet, so gesammelt, so ruhig, als ob sie in der ungestörten Stille ihres Hauses sich befände. Da ward ihr eine wunderbare Vision zu Theil. „Ich sah eine goldene Leiter," erzählt sie, „die bis in den Himmel hinaufreichte, aber so schmal war, daß nur Einer zur Zeit sie ersteigen konnte. An den Seiten der Leiter waren Schwerter, Spieße, Haken, Lanzen und andere gefährliche scharfe Werkzeuge befestigt, welche von den Aufsteigenden nur mit größter Vorsicht vermieden werden konnten. Unter der Leiter lag ein ungeheuer großer Drache, der sie zu erschrecken und zu verscheuchen suchte. Nun sah ich zuerst Satur hinaufsteigen, der uns unterrichtet und sich freiwillig

überliefert hatte, um uns zu kräftigen. Als er oben war, sprach er zu mir: Perpetua, ich erwarte dich! Aber hüte dich, daß der Drache dich nicht beiße. Ich antwortete: Im Namen des Herrn Jesu Christi wird er mir nicht schaden. Und der Drache hob langsam seinen Kopf hinweg, als ob er sich vor mir fürchte, und als ich die erste Sprosse der Leiter betrat, trat ich zugleich auf sein Haupt. Nun stieg ich hinauf und kam in einen unermeßlich großen Garten. In dessen Mitte saß ein eisgrauer großer Mann, im Gewand eines Schäfers und melkte die Schafe. Um ihn herum standen viele Tausende mit weißen Kleidern angethan. Und er schaute mich an und sprach: Willkommen, Kind. Er nannte mich bei meinem Namen und gab mir von der Milch, die er gemolken, in den Mund. Ich genoß es mit gefalteten Händen und alle Umstehenden sagten Amen. Durch den Laut dieser Stimmen erwachte ich und schmeckte noch auf den Lippen ich weiß nicht welche liebliche Süßigkeit. Dies erzählte ich gleich meinem Bruder. Wir Anderen erkannten daraus, daß uns der Martertod bevorstehe und gaben alle Hoffnungen für die Welt auf." Dann erzählt sie weiter in ihrer anmuthigen Unbefangenheit:

„Nach einigen Tagen verbreitete sich das Gerücht, daß wir verhört werden sollten. Nun kam mein Vater wieder zu mir, abgezehrt von Gram, suchte mich zum Abfall zu bewegen und sprach: Erbarme dich meiner grauen Haare! Erbarme dich deines Vaters, wenn du mich noch würdig hältst, mich Vater zu nennen. Denk', wie ich dich auf Händen zur Blüte deines Lebens getragen, wie ich dich lieber gehabt habe, als deine Brüder. Denk' an deine Mutter, an dein Kind, das ja ohne dich nicht leben kann. Beharre nicht bei deinem Eigensinn, der mich vor allen Menschen mit Schmach bedeckt und uns sämmtlich zu Grunde richtet! So sprach mein Vater mit größter Zärtlichkeit, küßte mir die Hände, warf sich mir zu Füßen, nannte mich unter Thränen nicht Tochter, sondern Herrin und Geliebteste. Wohl schmerzten mich die grauen Haare meines Vaters, und daß er allein von meinem ganzen

Geschlecht sich nicht über meinen Martertod freuen würde. Ich suchte ihn zu trösten und sagte: Auf der Blutbühne wird mir nur das widerfahren, was Gott gefällt, denn wir stehen ja allein in seiner Gewalt. Aber trostlos verließ er mich. Am folgenden Tage, als wir eben aßen, wurden wir plötzlich und ungestüm nach dem Gerichtshof zum Verhör gerissen. Die Kunde verbreitete sich schnell in den benachbarten Straßen und unzählbares Volk drängte sich zusammen. Wir bestiegen die Blutbühne und wurden befragt. Alle legten ihr Bekenntniß ab. Nun kam die Reihe an mich; da erschien mein Vater auf den Stufen des Gerüstes mit meinem Sohn auf den Armen, zog mich eine Stufe hinab und sagte flehend: Erbarme dich deines Kindes! Und der Procurator Hilarian, der zu Gericht saß über Leben und Tod, sagte auch zu mir: Erbarme dich doch deines alten Vaters und deines kleinen Sohnes. Aber ich antwortete: Das kann ich nicht. Bist du denn eine Christin? fragte Hilarian. Ich bin eine Christin, sagt' ich. Nun suchte mein Vater, der noch immer da stand, mich mit Gewalt vom Gerüst zu ziehen; aber Hilarian befahl, ihn hinabzuwerfen, und da ward er mit Ruthen geschlagen. Das that mir weher, als wär' ich selbst geschlagen worden und mich jammerte sein gramvolles Alter. Hilarian sprach darauf über uns Alle das Urtheil und verdammte uns zu den Thieren, und freudig kehrten wir in den Kerker zurück. Sogleich sandte ich den Diakon Pomponius zu meinem Vater, um mir meinen Sohn wieder auszubitten, der daran gewöhnt war, immer bei mir zu sein und von mir genährt zu werden. Allein mein Vater gab ihn nicht her. Da richtete Gott es so gnädig ein, daß der Säugling nicht mehr nach meiner Brust verlangte und daß ich keinen Schmerz um ihn und weder Fieber noch Beschwerden litt."

Welch einen reinen Wiederklang fanden die Worte des göttlichen Heilandes: „Wer nicht Vater und Mutter verläßt und Mir nachfolgt, ist Meiner nicht werth," in Perpetua's Herzen.

Als Felicitas beim Verhör mit Anspielung auf ihren Namen vom Procurator gefragt wurde, wo denn ihre Glück-

seligkeit sei? antwortete sie ihm: „Nicht hienieden.“ Da sie ihr Kind noch nicht geboren hatte, sollte sie jetzt auch noch nicht sterben, weil kein unschuldiges Blut mit dem schuldigen vergossen werden durfte. Die Uebrigen waren dazu bestimmt, große Festspiele zu verherrlichen, welche den Soldaten im Lager vor der Stadt gegeben werden sollten zur Ehre des Tages, da Kaiser Severus seinen Sohn Geta zum Cäsar machte. Sie freuten sich auf diesen Triumphtag und beklagten nur, daß Felicitas ihn nicht theilen solle. Diese selbst war tief betrübt, ihre Freunde allein zum Kampf und zum Siege ziehen zu lassen und ihre eigene Befreiung verzögert zu sehen. Nachdem sie gemeinsam bekehrt, getauft, eingekerkert und verhört waren, sollte sie einsam zurückbleiben! In ihrer Trauer begann sie zu beten und all’ ihre Leidensgenossen vereinigten sich mit ihr zum Gebet. Und sie wurden erhört! Vor der Zeit brachte sie ein Mägdlein zur Welt, das ihre Schwester sogleich an Kindesstatt annahm. Als Felicitas große Schmerzen litt, wimmerte und ächzte sie. Da sprach ein Gefangenwärter zu ihr: „Wenn du jetzt schon jammerst, was wirst du erst thun, wenn du den Thieren vorgeworfen wirst, die du verachtet hast, als du nicht opfern wolltest?“ Aber Felicitas antwortete: „Was ich jetzt leide, das leide ich selbst; dann aber wird ein Anderer in mir und für mich leiden, weil ich ja für Ihn leiden soll.“ Mit Gebet und mit ruhigen Gesprächen vergingen die Tage. Wovon sprachen sie? wie der Herr auf Thabor mit Moses und Elias: von ihrem Leiden. Der feurige Saturninus wünschte verschiedenen Thieren vorgeworfen zu werden, um recht viel zu dulden für das Bekenntniß des heiligen Glaubens. Satur hatte ein Grauen vor den Bestien, besonders vor den Bären, und wünschte durch einen Biß eines Panthers den Tod zu finden. Perpetua wünschte nichts Irdisches mehr; ihre Seele lebte in himmlischen Visionen. Sie sah einst ihren Bruder Dinocrates, der bei sieben Jahren am Gesichtskrebs gestorben war, in der Qual des Purgatoriums; sie sah ihn unschön, kränklich, Hitze und Durst leidend, an einem Wasserbehälter

stehen, dessen Rand er nicht erreichen konnte. Es erbarmte sie der klägliche Anblick und daß Dinocrates trotz seines kurzen Kinderlebens und seiner schmerzlichen Krankheit kein so reines Herz gehabt hatte, um zur Anschauung Gottes zu gelangen; denn daß die Vision dies bedeute und den Bruder ihrer Fürbitte empfehle, ward ihr innerlich dabei offenbart. Perpetua betete nun dringend und anhaltend für Dinocrates und ward darauf durch eine andere Vision getröstet, in welcher sie den Knaben von Licht umgeben, schön, frisch und fröhlich sah, wie er mit einer Trinkschaale am Wasser stand und nach Belieben schöpfte und trank, und dann zu anderen Kindern eilte, um mit ihnen zu spielen. Auch Satur hatte eine liebliche Vision. Engel führten ihn und seine Leidensgefährten gen Osten, durch einen lieblichen Garten voll Rosenbäume und tausend Blumen, in ein unermeßliches Licht und vor den Thron Gottes, um welchen ohne Aufhören vereinigte Stimmen Heilig! Heilig! sangen. Da sprach Satur: Perpetua, dies ist's, was der Herr uns verheißen hat; jetzt vollendet sich die Verheißung. Und die vier und zwanzig Greise auf goldenen Stühlen rechts und links vom Thron gaben ihnen den Friedenskuß und sprachen: Gehet ein zur Freude. Und Satur sagte zu Perpetua: Du hast nun, was du verlangtest. Gott Dank! erwiderte sie; ich war wohl fröhlich auf Erden, doch hier bin ich viel fröhlicher.

Gewiß, sie war fröhlich auf Erden! Ehe die Festspiele begannen, würden die Gefangenen aus dem Kerker in der Stadt nach einem anderen gebracht, der außerhalb Carthagos Mauern, ganz in der Nähe des Amphitheaters lag und für Diejenigen bestimmt war, welche zur Belustigung des Volkes in Thier- oder Gladiatorenkämpfen oder in sonstiger Marter umkommen sollten. Bevor diese Versetzung statt fand, war Secundulus bereits aus dem Kerker der Stadt und des irdischen Lebens abberufen. Durch Gottes Gnade blieb er verschont sowohl von den Bestien als von der Hinrichtung, und hatte einen friedlichen unblutigen Tod. Nicht dem Leibe, nur dem Verlangen und der Seele nach litt er das Marterthum. Die

Uebrigen aber fanden ein neues in dem neuen Gefängniß, denn der Tribun, der die Aufsicht zu führen hatte, hielt sie, aus Furcht vor Zauberkünsten, mit grausamer Strenge, ließ sie in den Folterstock werfen und versagte ihnen die nothwendige Nahrung. Da sprach Perpetua mit heiterem Scherz zu ihm: „Aber warum erlaubst du denn, daß so edle Verbrecher, wie wir, die dem Cäsar zu Ehren an seinem Festtage kämpfen sollen, so elend gehalten werden? Würde es dir nicht selbst zum Ruhm gereichen, wenn wir recht kräftig dem Volk vorgeführt würden?" Der Tribun war beschämt und befahl dem Kerkermeister Pudens, sie menschlicher zu halten, was dieser mit Freuden that, weil ihm die Gnade, die von diesen heiligen Seelen ausströmte, das Herz ergriff. Ihre Verwandten und Glaubensgenossen durften sie in diesen letzten Tagen auch wieder besuchen und sich ungestört mit ihnen unterhalten. Da hatte Perpetua denn zum dritten Male den Schmerz, sich von ihrem ganz verzweiflungsvollen Vater bestürmt zu sehen. Abgezehrt von Gram trat er herein, warf sich ihr zu Füßen, zerraufte sein graues Haar, verwünschte sein langes Leben, das ihm solchen Jammer bringe und klagte so herzzerschneidend, daß Alle tief erschütterd wurden. Auch Perpetua, der dieses Herzeleid an die Seele ging! Aber sie mußte es aushalten, denn sie hatte keine andere Wahl als zwischen ihrem Vater und ihrem Heiland, zwischen der Natur und der Gnade, zwischen Erde und Himmel, zwischen Mensch und Gott. Dafür ward sie mit einer seligen Vision am letzten Tage ihres Erdenlebens gestärkt und erfreut: sie sah sich selbst kämpfend mit einem gewaltigen Mohren und ihn besiegend. Und der Kampfherold reichte ihr einen grünen Zweig mit goldenen Früchten, gab ihr den Friedenskuß und sprach: Tochter, Friede sei mit dir. Und im Triumph ging sie von dannen. Darauf beschließt sie ihre Aufzeichnungen mit derselben Einfachheit. „Ich erwachte und erkannte, daß ich nicht eigentlich gegen Thiere, sondern gegen den Teufel zu streiten hätte, aber den Sieg erringen würde. Und dies hab' ich bis zum Tage vor dem Festspiel aufgeschrieben. Was aber an dem Tage selbst

geschehen wird, beschreibe ein Anderer, wenn er Lust hat.“ Dies heilige Vermächtniß der christlichen Heldin ward angenommen und ein Augenzeuge, vielleicht einer der Diakonen, führt die Leidensgeschichte zu Ende, „weil die heilige Perpetua es erlaubt und somit der heilige Geist es gewollt hat, obgleich wir uns der Beschreibung solcher Herrlichkeit für unwürdig halten,“ sagt er.

Nach römischem Gebrauch wurde ihnen, wie Alle, die mit den Thieren kämpfen sollten, am letzten Abend eine öffentliche Mahlzeit gegeben, bei der alles Volk, Feind und Freund, Zutritt hatte. Sie verwandelten so viel sie konnten diese Henkermahlzeit in ein Liebesmahl, wie sie es nach ihrer gottesdienstlichen Feier, zur Belebung der brüderlichen Eintracht und Innigkeit, zu halten pflegten. Heiter sprachen sie untereinander von ihren Hoffnungen und Freuden, ruhig und freimüthig zum Volk. Sie erinnerten es an die Gerichte Gottes, warfen ihm seine stumpfe Neugier vor, priesen sich selig im Leiden, lächelten über die erstaunten Gaffer. Ist's euch nicht genug, uns morgen zu sehen? sprach Satur. Könnt ihr euch nicht sättigen am Anblick Derer, die ihr haßt? Wohlan! schauet uns nur recht in's Angesicht, damit ihr uns am Tage des Gerichtes erkennen möget. Und das Bild, welches der heilige Geist im Buch der Weisheit V, 1. von diesem Wiedersehen gibt, mochte vor seiner Seele stehen und sie erquicken: „Dann werden die Gerechten mit großer Standhaftigkeit Denen gegenüber stehen, von Denen sie geängstiget worden sind. Und sie (die Gottlosen) werden reuevoll sagen und vor Angst des Geistes seufzen: Diese sind's, die wir einst verlachten und mit schimpflichen Reden verhöhnten. Wir Thoren hielten ihr Leben für Unsinn und ihr Ende für schimpflich! Siehe, wie sie unter die Kinder Gottes gezählet sind und ihr Loos unter den Heiligen ist.“ Staunend verlief sich die Menge. Einige waren tief bewegt und wurden gläubig. Pudens, der Kerkermeister, war es schon.

Endlich brach das Morgenlicht ihres Triumphtages an. Sie gingen aus dem Kerker in's Amphitheater wie in den

Himmel, freudezitternd, Schönheit im Antlitz, Heiterkeit in den Mienen. Mit erhabener Ruhe und züchtigem Anstand ging Perpetua einher als eine geliebte Braut Christi, ihres Gottes. Sie schlug ihre strahlenden Augen zu Boden und sah Niemand an. Felicitas folgte ihr, unaussprechlich froh, die Bluttaufe mit ihr zu theilen. Am Thor des Amphitheaters wollte man sie nach dem Brauch umkleiden und den Männern die rothen Mäntel der Saturnuspriester, den Frauen Gewänder der Ceresdienerinnen geben. Allein die Bekenner Jesu Christi widerstanden entschieden dieser Zumuthung und sagten: „Um so etwas nicht zu thun, geben wir ja unser Leben hin und kommen freiwillig hierher, um unsere Freiheit nicht zu verlieren. Diesen Vertrag haben wir mit euch gemacht und ihr müßt ihn halten.“ Der Tribun gab nach und ließ sie in ihren gewöhnlichen Kleidern eintreten. Perpetua sang leise und zertrat im Geist schon das Haupt ihres Feindes, des Mohren. Revocatus, Saturnin und Satur schauten mit ernster Warnung auf die drohende Menge und gaben dem Procurator Hilarian durch Blicke zu verstehen: Jetzt richtest du uns; droben wird Gott dich richten. Dieser feierliche Ernst mißfiel dem Volk und es schrie ergrimmt nach der Geißelung. Die Wärter der Thiere stellten sich nun in einer Reihe auf und jeder hielt eine mit eisernen Kugeln versehene Geißel in der Hand. Die heiligen Märtyrer mußten hinter einander mit entblößten Schultern langsam an ihnen vorüber gehen und von Jedem einen Streich empfangen. Diese Geißelung war für sie ein kleiner Antheil an dem bitteren Leiden Jesu, der sie mit Wonne erfüllte. Nun wurden gegen Revocatus und Saturnin Panther losgelassen, welche sie mit Wunden bedeckten ohne sie zu tödten. Dann hetzte man Bären auf sie und die plumpen Bestien rissen die zerfleischten und blutenden Märtyrer entsetzlich herum; doch immer noch nicht bis zum Tode. So hatte ja Saturnin es gewünscht, damit seine Krone desto herrlicher werde! Auf den Satur ließ man einen wilden Eber los, der sich aber urplötzlich gegen seinen Wärter kehrte, ihm den Leib aufschlitzte und das

ihm bestimmte Opfer nur in der Arena umher schleifte, so daß das blutgierige Volk höchst mißvergnügt war. Deshalb wurde nun Satur, der vor dem Bären ein Grauen hatte, an einen Pfahl gebunden und dem Käfig dieses Thieres gerade gegenüber aufgestellt. Doch wie der Bär auch gereizt wurde, über seine Beute herzufallen, er verließ seinen Käfig nicht und Satur wurde zum zweiten Mal unverletzt fortgeführt.

Für Felicitas und Perpetua hatte man eine tolle Kuh ihrer besonderen Wuth wegen als etwas ganz Außerordentliches angeschafft. Beide wurden entkleidet in Netze gesteckt. Da wachte etwas wie Scham in dem Volke auf; es wurde unwillig und man mußte den jungen Frauen flatternde Gewänder überwerfen, durch welche sie nicht geschützt, aber verhüllt waren. Die Kuh rannte nun auf Perpetua los, hob sie auf und warf sie dann mit einem Schwung zu Boden. Sie richtete sich sogleich empor, setzte sich, zog ihr Gewand zusammen, das an der Seite aufgerissen war, und dachte viel mehr an den Anstand, als an Schmerz oder Gefahr. Nachdem sie zum zweiten Mal von der Kuh gepackt worden war, flocht sie ihr aufgelöstes, durch den Sturz verwirrtes Haar zusammen, weil es sich nicht schickte, daß eine Märtyrin durch dieses Zeichen der Trostlosigkeit und Verzweiflung an ihrem höchsten Ehrentag zu trauern scheine. Dann stand sie auf und eilte zu Felicitas, die noch sehr entkräftet war und niedergeschmettert am Boden lag. Perpetua gab ihr die Hand und richtete sie theilnehmend auf. Da standen sie nun auf der blutbefleckten Arena die beiden zarten jungen Geschöpfe, so hülflos, so gequält, von tausend und tausend feindlichen Menschenaugen umringt, von den wilden Bestien umbrüllt, welche die Zähne gegen sie fletschten und nach ihrem Blut mit dem Volke um die Wette lechzten; da standen sie mißhandelt am Leibe, mißhandelt an der Seele durch tödtliche Beleidigung des weiblichen Schamgefühls; aber kein Zeichen von Schmerz oder Angst oder Entmuthigung gab sich an ihnen kund. Sie hatten sich mit ihrer ganzen Liebes- und Leidensfülle verborgen in ihren Herrn und Gott. Und wie vorhin einige Beschämung, so wachte jetzt

einiges Mitleid im Volke auf: es wollte sie nicht mehr den Thieren vorgeworfen sehen, und sie wurden aus dem Amphitheater durch das sanavivarische Thor hinaus geführt. Der Katechumen Rusticus eilte auf Perpetua zu. Da war es, als erwache sie aus einem ruhigen Schlaf, und ganz entrückt im Geiste sah sie sich um und fragte zur Verwunderung Aller: „Wann werden wir denn der wilden Kuh vorgeworfen werden? ich weiß es nicht!“ Wo war sie gewesen, als sie von dem wüthenden Thiere angefallen und umher geschleudert ward? Wo war sie gewesen, um nach einem so harten Kampfe fragen zu können, wann er beginnen werde? Was empfand sie, um einen so heftigen Schmerz nicht zu empfinden? Was schaute sie, um das nicht zu sehen, was Tausende sahen? Durch welchen Anblick, welche Liebe, welchen Zauber war sie so entzückt worden, wie göttlich trunken im irdischen Leibe? So ruft der heilige Augustinus voll bewundernder Ehrfurcht aus. Perpetua wollte nicht glauben, daß ihr Kampf schon vorüber sei, bis sie am Körper und am Kleide Merkmale ihres Leidens fand. Da rief sie ihren Bruder zu sich, der inzwischen Katechumen geworden war, und sprach zu ihm und Rusticus: „Steht fest im Glauben, liebt euch Alle untereinander und unser Leiden werde euch zum Heil.“ Inzwischen sagte Satur zu Pudens: „Sieh, da bin ich, wie ich es gewünscht und erflehet habe: keine Bestie hat mir ein Leid gethan. Jetzt gehe ich aber hin, um durch einen Biß eines Panthers mein Ende zu finden. Wirst du dann nicht von ganzem Herzen glauben?“ Gleich darauf ward Satur in die Arena zurückgeführt, wo alsbald ein Panther auf ihn zusprang und ihm mit einem Biß eine so grimmige tödtliche Wunde beibrachte, daß er mit einem Strom von Blut übergossen ward, und das Volk jubelnd und spottend schrie: „Der ist nun heilig gewaschen!“ Allerdings war Der heilig, den ein solcher Kampf verherrlicht hat! Er rief den Pudens zu sich, ließ sich dessen Ring geben, tauchte ihn in sein Blut, machte den Pudens dadurch gleichsam zum Erben des für den christlichen Glauben vergossenen Blutes,

und sprach, indem er ihm den Ring zurückgab: „Nun leb' wohl, denk' an mich und laß dich nicht irre machen, sondern kräftigen durch Das, was du heute gesehen hast." Dann verlor er die Besinnung und wurde nach dem Spoliarium geschleift. Dies war ein schauerlicher, mit Mauern umgebener freier Raum, der sich neben jedem Amphitheater und Circus befand, in welchen Gladiatoren- und Thierkämpfe begangen wurden. Die todten Leiber der Menschen und der Bestien, welche bei diesen Spielen umkamen, wurden mit eisernen Haken durch das Thor Sandapilaria aus der Arena in das Spoliarium geschleift; auch die tödtlich Verwundeten. Diese Letzteren empfingen dort den Todesstoß, gewöhnlich mit einem Beil oder Hammer. Junge angehende Gladiatoren mußten dies übernehmen, theils um sich an das Entsetzliche eines solchen Anblickes zu gewöhnen, theils um sich in ihrem Handwerke zu üben. Diesmal verlangte das Volk, daß die Sterbenden nicht im Spoliarium, sondern mitten auf der Arena getödtet würden. Satur mußte also halb entseelt mit Saturnin und Revocatus wieder hinaus. Sie gaben sich den Friedenskuß, bevor ihr Marterthum sich vollendete. Still und unbeweglich empfingen sie den Todesstoß; Satur zuerst gab den Geist auf, wie Perpetua ihn ja zuerst in der Vision oben auf der Leiter gesehen hatte. Dann wurde sie und Felicitas mit dem Schwert erstochen. Perpetua fiel in die ungeübten Hände eines jungen Gladiatoren, der sie zwischen den Rippen traf. Da that sie vor heftigem Schmerz einen Schrei. Doch schnell gefaßt führte sie nun selbst die schwankende Hand des Fechters und richtete sein Schwert auf ihre Kehle. Es zerschnitt ihre Halsadern und ihre herrliche Seele flog empor zu dem Siegespreis, den sie in ihrer letzten Vision erblickte. Bis zum letzten Athemzug ihres schönen und glücklichen Lebens wollte sie sterben für ihren Herrn und Gott.

Der heilige Irenäus,
Bischof von Lyon.

Der Gewaltigsten Einer, zu Smyrna in der Schule des heiligen Polykarpus gebildet und von dort nach Gallien gesendet als ein Bote des Evangeliums, war Irenäus. Wann das geschah und wann und wo er geboren, wird nicht gemeldet. Sie kamen wie aus dem Himmel, diese apostolischen Männer, und gingen durch die Leiden der Zeit lehrend, segnend, wohlthuend in den Himmel zurück. Als die Christenverfolgung im Jahre 177 zu Lyon wüthete, war er seit einigen Jahren Priester der dortigen Kirche, und ging in ihrem Auftrag und in ihren Angelegenheiten nach Rom, mit einem Briefe über jenes gewaltige Marterthum an den Papst Eleutherius. In diesem Briefe wird Irenäus ein Eiferer des Gesetzes Christi genannt und dem Papst empfohlen als ein würdiger Nachfolger des hingemarterten Bischofes Pothinus. So wurde er denn auf den Bischofsitz von Lyon erhoben und stand nach allen Seiten hin seinem erlauchten Amt mit seltener Vollkommenheit vor. Die Heiligkeit seines Wandels diente seiner Gemeinde zum Beispiel und zur Nacheiferung; seine feurigen Predigten wirkten mächtig für die Bekehrung zum und die Befestigung im Glauben; seine Weisheit und Wissenschaft der göttlichen Dinge bildete Männer heran, denen er das Wort zurufen konnte, das der göttliche Meister zu den Aposteln und der Apostel Johannes zu Polykarp und Polykarp zu ihm gesprochen hatte: „Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch," dies gewaltige, trostvolle, begeisternde Wort, an welchem der geringste Priester in irgend einem unbekannten Dörfchen, der verlassenste Missionär in Afrika's Wüsten, in Amerika's Urwäldern, der Kirchenfürst inmitten der Ehren, Würden, Sorgen und Arbeiten, welche sein Zepter, der Hirtenstab, ihm auferlegt, der Vater der Christenheit unter der Last der dreifachen Tiare sicher vor Anker liegen: sie sind die Boten Gottes; Er sendet sie zu den Völkern; sie thun Sein Werk; sie haben dazu die göttliche Kraft; sie haben

zu ihrem Beruf den heiligen Geist empfangen, der sie, wie eine übernatürliche elektrische Kette, mit einem und demselben Funken durchströmt, beseelt, zusammenschließt und zurückführt auf jenes Segenswort Jesu, das ihre Vollmacht aufweist und besiegelt.

Nachdem Irenäus für die Ausbreitung des Christenthums in Gallien kräftig gewirkt, und apostolische Männer und Märtyrer aus seiner Schule über dies Land hinaus in die Welt geschickt hatte, wurde er selbst mit der Marterkrone belohnt. Sie war um so herrlicher, als das ganze Christenvolk zu Lyon sie mit ihm theilte. Unter dem Kaiser Severus, ungefähr im Jahre 203, erhielten die Soldaten den Befehl, die Stadt Lyon so zu umzingeln, daß Niemand entfliehen könne, und dann die Christen zu erschlagen. Eine alte Inschrift gibt die Zahl derselben auf 19,000 an. So kam der gute Hirt mit seiner treuen Heerde um. Aber er hinterließ der Kirche ein reiches Erbe in seinen Schriften, namentlich gegen die Ketzer, gegen welche all' die großen gewaltigen Gotteskämpfer der ersten Jahrhunderte den uralten Streit des Erzengels gegen Lucifer zu erneuern oder eigentlich fortzusetzen hatten, und der sich durch alle Zeiten als die Signatur der Helden Christi vererbt. Das reine Wollen und das reine Erkennen sind unzertrennlich im wahren geistigen Leben des Menschen. Da nun seine sündige Natur ihn so leicht in den Zustand des unreinen Wollens bringt: so zieht dieser das unreine Erkennen nach sich und das Blendwerk eines falschen Wissens stellt sich als Nebenbuhler dem Licht des Glaubens zur Seite. So trat damals eine falsche Weisheit neben der göttlichen Wahrheit, die Gnostik neben dem Christenthum auf. Sie lehrte: die Verderbtheit des Menschen entspringe nur aus seiner Unwissenheit; daher sei das Wissen das einzige Heilmittel und die wahre und vollkommene Erlösung, und es komme nur darauf an, den Menschen zu belehren und aufzuklären, um ihn zum Gipfel der Vollkommenheit aufsteigen zu lassen. Aber eine solche Aufklärung ist Verfinsterung, weil sie übersinnliche Wahrheiten, welche nur in der Beleuchtung des Glaubens

wahrzunehmen sind, außerhalb dieses Lichtes deuten will; und weil sie, als eine lügnerische Schmeichlerin, dem sinnlichen und hochmüthigen Menschen sein Schooßkind, seinen bösen und verkehrten Willen läßt. Das Wissen des Guten ersetzt die Liebe nicht, und Liebe ist Wille zur beständigen Uebung des Guten. Das Wissen heischt keine Opfer, die Liebe aber besteht gar nicht ohne Opfer. Der Christ mußte für seinen Glauben handeln, kämpfen, leiden, entsagen, sterben; der Gnostiker hatte das Alles nicht nöthig: er war ein Wissender und dadurch ein Erlöster. Diese Lehre fand allzu großen Anklang in der schwachen sündigen Natur des Menschen, um nicht ein gefährlicher Fallstrick für tausend unwachsame, träge, eitle, verwegene Seelen zu werden, die sich durch die Beschäftigung mit aberwitzigen Träumereien, welche sie höhere und reinere Erkenntniß nannten, selbst zu erlösen vermeinten und dann mit stolzem Selbstgefühl verachtend auf die heilige Lehre und die gläubigen Christen herabsahen, die zur Erlösung den Sohn Gottes bedurften. Wie alle Ketzereien, die sämmtlich kein anderes Fundament als das Gehirn des Menschen haben und daher von jedem Gehirn abhängig, dadurch aber tausendfachen Umgestaltungen und Abänderungen unterworfen sind, glich auch die Gnostik einem hundertarmigen, formlosen Polypen, dessen verwirrte Gestaltung sich schwer auseinanderlegen und klar und bestimmt darstellen läßt. Irenäus unternahm das Riesenwerk die schillernde Schlange auseinander zu ringeln auf die Bitte seines Freundes und Schülers, des heiligen Hippolyt, welcher auch Bischof und Märtyrer wurde, und welcher die Fortschritte der Häresie um so gründlicher zu bekämpfen hoffte, als deren Lehre mit all' ihren Widersprüchen, Unhaltbarkeiten, Verfälschungen, Erdichtungen und Faseleien an's Licht gezogen würde. Kein Kranker ist zu heilen, wenn der Arzt nicht genau dessen Krankheit kennt; kein Häretiker ist zum gesunden Glauben herzustellen, wenn man nicht die Ansichten und Meinungen kennt, welche ihm statt des Glaubens dienen. Irenäus hatte die Begabung zu diesem Kampfe, besaß große Geistesklarheit, großen Scharfsinn, große Kenntniß

der heiligen Schriften sowohl, wie der profanen Wissenschaften und der philosophischen Systeme der Egypter, Perser, Chaldäer und anderer Völker des Orients, die sämmtlich Ingredienzen hergegeben hatten, mit denen der Erzketzer Valentin das „lebendige Wasser" in einen sinnverwirrenden Trank, die Lehre von der Macht der Liebe Gottes in die Lehre von der Macht der Erkenntniß des Menschen, das Christenthum in Gnostik verwandelt hatte. Nun las Irenäus alle Schriften von Valentin's Anhängern, deren er habhaft werden konnte, hatte auch Gespräche über diese Gegenstände mit ihnen, und stieg dann getrost in die labyrinthische Höhle des Irrthums hinab, um ihre krummen finsteren Gänge den erhabenen, lichten, vom heiligen Geist durchwehten Hallen der Kirche Christi gegenüber zu stellen. Er nannte diese Schrift: „Darstellung und Widerlegung der sogenannten Erkenntniß" und spricht in der Vorrede zu seinem Freunde: „Da uns das Amt ward, das Wort Gottes treu zu verwalten, so arbeiten wir nach Kräften dahin, dir gegen die Widersprüche der Ketzer die nothwendigen Hülfsmittel zu schaffen, um die Irrenden zur Kirche Gottes zurück zu führen und die Neubekehrten im Glauben so zu befestigen, daß sie ihn ebenso treu bewahren, wie sie ihn treu bewahrt von der Kirche empfangen haben." Das System des Valentin mit seinen dreißig Aeonen zerstört Irenäus in Grund und Boden, indem er beweist, daß sich alle einzelne Theile untereinander widersprechen, folglich aufheben, und daß es in jeder Weise gegen den gesunden Menschenverstand anstoße. „Denn über den einen Punkt, daß Gott der Schöpfer des Weltalls sei, sind alle Menschen einverstanden. Die Erzväter haben diesen Glauben durch die Urtradition vom ersten Menschen empfangen und bewahrt, und priesen in ihren Hymnen den einigen Gott, den Schöpfer von Himmel und Erde. Ihren Nachkommen riefen die gottgesandten Propheten dieselbe Wahrheit zu. Die Heiden lernten diese Wahrheit von der ganzen Schöpfung, denn das Geschöpf verkündet seinen Schöpfer und die Weltordnung Den, der diese Ordnung in der Welt eingesetzt hat. Die christliche Kirche endlich,

welche über die ganze Erde zerstreut ist, hat von den Aposteln dieselbe Tradition empfangen. Versichert uns also das Zeugniß aller Menschen, daß Gott ist: so bleibt gar kein Zweifel, daß der Gott, den unsere Widersacher erfinden wollen, weder Zeugen noch Beweise für sich hat. Simon der Magier hat zuerst behauptet, dieser höchste Gott sei er und all' seine Nachfolger sind erfinderisch in ähnlichen, aber sich widersprechenden Lästerungen des Schöpfers." Von jener Tradition, die mit der Welt begonnen hat und deren Urquell Gott ist, ist die katholische Kirche die treue Bewahrerin und Irenäus stellt den ewigen Veränderungen in der Häresie die majestätische Einheit der Kirche gegenüber, welche überall dieselbe Wahrheit lehrt, wie die Sonne überall dasselbe Licht verbreitet. „Ihre Stimme hallt durch die ganze Welt, lehrt Allen einen Glauben an denselben ewigen Vater, denselben menschgewordenen Sohn, denselben heiligen Geist; predigt dieselben Lehren, setzt dieselbe Hierarchie ein, verkündet dieselbe Ankunft des Herrn, verspricht dasselbe Heil allen Menschen. Und auch nur einen Weg zu diesem Heil predigt sie, und ihre Predigt ist überall gleichmäßig und unveränderlich. Gott hat ihr Sein Licht anvertraut. Sie ist der geheimnißvolle siebenarmige Leuchter, der das Licht Christi über die Pforten, den Eingang, den Ausgang, die Wege und Stege des Lebens gießt. Sie ist in dieser Welt, was einst das irdische Paradies war. In ihren Schooß muß man sich flüchten und dort sich nähren mit den göttlichen Schriften. Diesen empfangenen Glauben bewahrt die Kirche, obschon auf dem ganzen Erdkreise zerstreuet, mit größter Sorgfalt, wie wenn sie nur ein Haus bewohnte; und glaubt es, wie wenn sie nur ein Herz und eine Seele hätte; und dies verkündet, lehrt, überliefert sie mit wunderbarer Uebereinstimmung, als ob sie nur einen Mund hätte. Denn obgleich die Sprachen auf der Erde verschieden sind, so ist doch der Inhalt der Ueberlieferung einer und derselbe."

Und weiter sagt Irenäus, die Heiligkeit sei ebenso unzertrennlich von der Kirche, wie ihr unsichtbares Haupt, das

göttliche Wort; wie der heilige Geist, der sie beseelt, der in ihr, wie in einem köstlichen Gefäß, den Glauben niedergelegt hat und der, um diesen Glauben in seiner ersten Reinheit zu bewahren, ohn' Unterlaß Gefäß und Inhalt in jugendlicher Kraft erhält. Den heiligen Geist hat Gott der Kirche gegeben, wie er einst dem ersten Menschen den Athem des Lebens gab, damit alle Glieder der Kirche theilhaft des Lebens und mit Christus verbunden würden, damit sie ein Unterpfand der Auferstehung und eine Kräftigung im Glauben hätten und sich mehr und mehr zu Gott erheben könnten. Wo die Kirche, ist der Geist Gottes, der Quell des Lichtes, des Lebens, der Heiligkeit. Und wo der Geist Gottes, da ist die Kirche mit ihren Gnaden. Wer von ihr sich trennt, hat keinen Antheil mehr am heiligen Geist und kann aus der Brust dieser Mutter keine belebende Nahrung ziehen, und kann nicht trinken aus dem reinsten Quell, welcher dem heiligen Leibe Jesu entströmt. Beseelt von diesem Geist des Lebens und der Liebe schickt die Kirche aller Orten und zu aller Zeit ihre Martyrer zum himmlischen Vater und trägt Schmach und Leiden Aller, welche um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, und weil sie den eingeborenen Sohn Gottes bekennen. Während die Secten das Marterthum für etwas Ueberflüssiges halten, erfüllt sich an der Kirche die Prophezeihung, daß Diejenigen, auf denen der Geist des Herrn ruhen werde und die das ewige Wort aufnehmen würden, dafür Verfolgung, Steinigung, Tod erleiden müßten. Und ein anderes Zeichen ihrer Heiligkeit hatte sie in den Wundern, die damals so häufig in ihrem Schooß gewirkt wurden und die fern von dem Blendwerk und der Magie der Secten „einfach und schlicht und ohne Habgier geschehen. Umsonst hat die Kirche diese Macht von Gott empfangen, umsonst theilt sie dieselbe aus. Ohne Zaubereien, Beschwörungen und gottlose Künste richtet sie in öffentlicher Versammlung mit reinem Herzen ihre Bitte an Gott den Allmächtigen und ruft den Namen seines Sohnes unseres Herrn Jesu an."

Die **Allgemeinheit** (Katholicität) der Kirche ist dem Irenäus das dritte siegreiche Zeichen gegen die Ketzerei. Sie erstreckt sich über die ganze Erde, von Judäa bis Spanien, von Lybien und Egypten bis Germanien. Sie ist nicht mehr beschränkt wie die jüdische Synagoge, sondern zerstreut über die Welt, überall sichtbar und strahlend wie ein erhabener Leuchtthurm, und nach allen Gegenden hin mit gewaltiger Stimme den Völkern die Wahrheit predigend. Und endlich stützt er sich darauf, daß die Kirche eine **apostolische** sei, indem sie von den Jüngern des Herrn, den Aposteln, ihren Glauben empfangen; daß diese die Bischöfe zur Regierung der verschiedenen zahlreichen Abtheilungen der Kirche eingesetzt hätten, um durch deren ununterbrochene Reihenfolge den kommenden Jahrhunderten die katholische Tradition und Lehre so rein, wie sie an ihrer Quelle waren, zu erhalten und fortzupflanzen. In dieser Reihenfolge der Bischöfe, die zu den Aposteln hinaufsteigt, besteht das eigenthümliche Kennzeichen des Leibes Jesu Christi und dessen wesentlicher Unterschied von allen Conventikeln der Häretiker und Schismatiker; daher kann die wahre Kirche nie und nimmer dort sein, wo diese Form der geistlichen Hierarchie fehlt. Mit derselben Leichtigkeit, womit man den Anfang der Kirche bei Jesus Christus und den Aposteln beweist, läßt sich auch nachweisen, daß jede Secte später entsprungen sei, als die Einsetzung der Bischöfe durch die Apostel. „Vor Valentin," sagt der heilige Lehrer, „gab es keine Valentinianer, vor Marcion keine Marcioniten, und überhaupt keine Ketzerei vor Demjenigen, der sie bald in dieser, bald in jener Form erfand. Bei Menander, dem Schüler Simons des Magiers, hat dies ganze Geschlecht der sogenannten Wissenden (Gnostiker) begonnen und dann sich vertheilt in verschiedene Secten, welche jede als Vater und Haupt Den erkennen, von welchem sie den Namen tragen. Aber die Kirche bestand, als diese die Fahne des Aufruhrs gegen sie erhoben" *).

*) Tertullian schreibt: „Wir brauchen keine Grübelei mehr seit Jesus Christus, keine Speculation seit dem Evangelium. Das ist mein

Mit der unwiderleglichen Autorität der Kirche ist ebenso fest die Autorität der göttlichen und apostolischen Tradition

---

Hauptgrundsatz: ein Eines und zwar Gewisses, sei von Christus angeordnet worden, was die Völker zu glauben und darum zu suchen hätten, damit sie, wenn sie es gefunden, glauben können. Was aber als ein Einiges und an sich Gewisses festgestellt ist, kann nicht Gegenstand endloser Untersuchung sein. Man muß suchen, bis man findet; und glauben, sobald man gefunden hat; und nichts weiter mehr, als bewahren, was man geglaubt.“ Ihm ist das Christenthum die vollendete Offenbarung Gottes für diese Zeit, in welcher alle Interessen und Fragen des menschlichen Geistes volle Befriedigung finden. Nun aber stehen neben der katholischen Kirche eine Reihe von Secten da, welche, unter einander abweichend, mit ihr den Anspruch auf den alleinigen, vollständigen, ächten Besitz jenes „Einen und Gewissen, was Christus angeordnet hat,“ theilen wollen. Auf welcher Seite ist der wahre Besitzstand? Tertullian läßt die Geschichte antworten: Der Herr lehrte auf Erden bald öffentlich vor dem Volk, bald trug er insbesondere den erwählten Aposteln vor, was er sei, was er gewesen, was er zu vollbringen, was der Mensch zu thun habe. Scheidend sendete er die Apostel, um die Völker zu lehren und zu taufen. „Diese predigten erst in Judäa, dann zogen sie aus in die Welt, verkündeten die nämliche Lehre den Heiden und gründeten in jeder Stadt Kirchen, von welchen weiterhin die übrigen die Ableger des Glaubens und den Samen der Lehre entlehnt haben und noch täglich entlehnen, damit sie Kirchen werden; und dadurch haben auch diese die Eigenschaft apostolischer Kirchen, weil sie Abkömmlinge apostolischer Kirchen sind. Denn jedes Geschlecht muß nach seinem Ursprunge aufgefaßt und gewürdigt werden. Daher, so viele und so große Kirchen auch sind, ist doch nur Eine, jene erste von den Aposteln, und alle stammen von ihr. Mithin sind alle die ersten und sind alle apostolisch, indem alle zusammen die Einheit erproben, da sie die Gemeinschaft des Friedens, die Brüderbegrüßung und das Einverständniß der Gastfreundschaft untereinander pflegen, Vorrechte, die von keinem anderen Grunde geleitet werden, als der Einen Ueberlieferung Eines und desselben Glaubensbekenntnisses.“ So unerschütterlich und unantastbar dieses Factum der Apostolicität und Einheit der katholischen Kirche in der Geschichte dasteht, so fest steht es auch, daß das, was Christus von Gott, die Apostel von Christus verkündigt haben, jenes Eine und Gewisse, „nicht anders erprobt werden dürfe, als durch die nämlichen Kirchen, welche die Apostel selbst gestiftet haben, indem sie ihnen sowohl mündlich, als

verbunden, sowohl in Hinsicht auf die Auslegung der heiligen Schriften, als auch der Glaubenslehren, welche die Apostel

---

auch hernach durch Briefe predigten. Verhält sich Dieses so, so ist mithin entschieden, daß jede Lehre, welche mit den apostolischen Mutter- und Stammkirchen des Glaubens in Einklang steht, als Wahrheit angesehen werden müsse, als solche, die festhält, was die Kirche von den Aposteln, die Apostel von Christus, Christus von Gott empfangen hat. Und umgekehrt, daß jede Lehre von vornherein als aus der Lüge entsprungen zu betrachten sei, welche wider der Kirchen, der Apostel, Christi und Gottes Wahrheit lautet. Wir brauchen also nur zu beweisen, ob unsere Glaubensregel auf apostolische Ueberlieferung sich gründe, und eben daraus, ob die übrigen aus der Lüge kommen. Wir stehen in Gemeinschaft mit den apostolischen Kirchen, weil keine eine abweichende Lehre hat; das ist das Zeugniß der Wahrheit." In dieser Einheit haben die auf den apostolischen Lehrstühlen succedirenden Bischöfe, jeder an seinem Ort, aus dieser Mitte heraus haben Alle gelehrt, was überliefert worden ist. Der Einzelne stand in Gemeinschaft mit dem Ganzen: das war die Bezeugung seiner Wahrhaftigkeit. „Es sollen auch die Häretiker mit den Anfängen ihrer Kirchen auftreten, die Reihenfolge ihrer Bischöfe entwickeln, die sich so durch ihre Aufeinanderfolge abwindet, daß der erste Bischof einen von den Aposteln oder Apostelschülern, der jedoch in der Gemeinschaft der Apostel verblieben ist, an der Spitze oder zum Vorgänger habe. In dieser Form weisen nämlich die apostolischen Kirchen ihre Abstammung nach. Wie die Kirche von Smyrna die Einsetzung des Polykarp auf Johannes, und die römische die Ordination des Clemens auf Petrus zurückführt: so zählen auch die Uebrigen ihre Bischöfe auf, welche sie von den Aposteln eingesetzt, als Ableger des apostolischen Samens haben. So etwas sollen die Häretiker sich zusammendichten!" Die apostolische Succession der katholischen Bischöfe liegt aufgeschlagen in allen Kirchen des Erdkreises; die apostolische Rechtgläubigkeit der Einzelnen ist beurkundet durch ihre Einheit mit, und die Anerkennung von der Gesammtheit; und die Klagen der abgesetzten Bischöfe und aus dem Verbande ausgestoßenen Häretiker, bezeugen sattsam die Strenge, mit der man dieses Gesetz gehalten. Wollte aber Einer an der Einheit der Ueberlieferung zweifeln, so „durchwandere er die apostolischen Kirchen, in welchen die Lehrstühle der Apostel selbst noch ihres Ortes den Vorsitz inne haben, bei welchen ihre ächten Schriften abgelesen werden, wie sie eines Jeden Stimme wiederklingen, eines Jeden Bild wieder darstellen. Liegt dir Achaja zunächst, so hast du Corinth; oder Macedonien, so

ihren Schülern mitgetheilt haben. „Aber wenn wir," sagt der Heilige, „ihren willkürlichen Deutungen die Tradition entgegensetzen, welche die Reihenfolge der Bischöfe in der Kirche bewahrt: so ziehen die Häretiker ihre Meinung nicht blos dem Ausspruch aller Bischöfe der Welt, sondern auch der

---

hast du Philippi, hast Thessalonich; oder Italien, so hast du Rom, woher auch wir (Afrikaner) unsere Gewährschaft haben. Wie glücklich ist diese Kirche, in welche die Apostel ihre gesammte Lehre mit ihrem Blute hingegossen haben! Sie kann sagen: Mein ist der Besitz; ich besitze seit Urzeit, habe feste Grundbücher von Denen, welchen die Sache gehörte; ich bin Erbe der Apostel. Wie sie es in ihrem Testament verordnet, wie sie es auf Treue vermacht, wie sie darauf vereidet haben: so besitze ich's. Euch Häretiker sicher haben sie auf immer enterbt und verstoßen, als Fremde und Feinde. Woher sind aber die Häretiker den Aposteln fremd und feind, als durch die Verschiedenheit der Lehre, die jeder nach seinem Gefallen gegen die Apostel entweder aufgebracht oder angenommen hat? Denn da, wo erwiesener Maaßen die Wahrheit der christlichen Glaubens- und Sittenlehre sich befindet, dort wird auch die Wahrheit der Schrift, der Auslegung und aller christlichen Ueberlieferungen sein."

So spricht Tertullian in seinem berühmten Präscriptionsbeweis (Beweis des Besitzstandes) gegen alle und jede Häresie. Charakteristisch für alle Zeit sagt er in derselben Schrift von den Häretikern: „Sie knüpfen mit Allen ohne Unterschied Gemeinschaft an. Es kümmert sie nicht, ob Diese und Jene es auch verschieden halten mögen, wenn sie sich nur zur Bekämpfung der Einen Wahrheit mit ihnen verstehen. Begreiflich! es kommt ja ihr Werk nicht vom Aufbauen, sondern vom Niederreißen der Wahrheit! das Unsrige unterwühlen sie, um das Ihrige aufzubauen. Daß bei ihnen keine Spaltungen vorkommen, rührt daher, daß, wenn es deren gibt, sie nicht sichtbar werden. Spaltung ist ihnen ihre Einheit. Ich will Lügner sein, wenn sie nicht auch unter sich von ihren Lehrsätzen abweichen. Ein Jeder pfeift das Lied, das er bekommen, nach seinem Gefallen, wie der, welcher es ausgegeben, nach seinem Geschmack es componirt hat. Der Fortschritt einer Sache erkennt seine Natur und seine Herkunft an: den Valentinianern blieb erlaubt, was dem Valentin freistand, ihren Glauben nach Gefallen zu neuern. Sieht man den Häresien auf den Grund, so wird man bei allen finden, daß sie in Vielem anders, als ihre Stifter denken."

Apostel vor und rühmen sich, sie allein hätten die reine Wahrheit entdeckt. Aber die eigentliche Wahrheit ist die, daß sie weder mit der Tradition noch mit der heiligen Schrift übereinstimmen. Die Wahrheit kennen zu lernen, welche die Apostel gelehrt haben, ist sehr leicht von Dem zu finden, der sie aufrichtig sucht: er braucht nur der Tradition nachzugehen, an welcher sich ein Bischof nach dem anderen gehalten hat. Die wahre Erkenntniß ist die Lehre der Apostel und die alte Einrichtung der Kirche in der ganzen Welt und der Charakter des Leibes Christi nach der Aufeinanderfolge der Bischöfe. Auf diese Bischöfe der Kirche muß man deshalb merken, weil sie die Nachfolge haben von den Aposteln her, und weil sie mit der Succession im bischöflichen Amt das sichere Geschenk der Wahrheit nach dem Wohlgefallen des Vaters empfangen haben. Wir wollen statt aller anderen die Reihenfolge der Bischöfe geben, die in der ältesten, größten, allbekanntesten Kirche der Welt, in der römischen, Tradition und Glauben fortgepflanzt haben, welche sie von den Gründern derselben, den glorreichen Aposteln Petrus und Paulus empfingen. Wegen dieser erhabensten Abstammung ist sie die vornehmste Kirche, und alle anderen Kirchen des ganzen Erdkreises müssen ihres höheren Vorranges wegen stets in Gemeinschaft mit ihr stehen; denn in ihr und durch sie ist die Tradition der Apostel immer für alle Gläubige, wo sie auch sein mögen, aufbewahrt worden." Die Reihenfolge der Bischöfe, welche die römische Kirche bis auf seine Zeit regierten, ist nach dem heiligen Irenäus diese: Linus, Anaclet, Clemens, Evaristus, Alexander, Xystus, Telesphorus, Hyginus, Pius, Anicet, Soter, Eleutherius. „Sie bilden den Canal der apostolischen Tradition und sind ein lebendiges Zeugniß, daß unser Glaube ein und derselbe mit dem ist, den die Apostel als den wahren der Kirche anvertraut haben. Sie sammelten in ihr, wie in einem ungeheueren Brunnen alle Ströme der göttlichen Weisheit, damit Jeder, der den Willen dazu hat, den Trank des Lebens schöpfen könne. Sie allein ist der Eingang zum Leben; alle Uebrigen sind Diebe und Räuber. Daher muß

man diese meiden; das aber, was die Kirche bietet, mit größter Sorgfalt wählen und nach der Tradition der Wahrheit greifen. Ja, hätten die Apostel auch keine Schriften hinterlassen, so müßten wir doch der Richtschnur der Tradition folgen, welche die Apostel Denen eingehändigt, welchen sie die Kirchen anvertraut haben."

Eine unvermeidliche Strafe, die in dem Wesen der Häresie selbst begründet ist, bezeichnet der heilige Irenäus, indem er sagt: „Da die Ketzer sich vom Pfade der Wahrheit abgewendet haben, so fallen sie aus einem Irrthum in den anderen, wechseln nach Zeit und Umständen ihre Ansichten, haben nie eine bestimmte Glaubenslehre, bekämpfen sich unter einander, widersprechen sich selbst und zeigen sich geschickter in Sophismen, als eifrig für die Wahrheit. Da sie nicht auf dem einen Felsen, sondern auf Sand sich gründen, können sie kein dauerndes sicheres Gebäude aufführen. Und da ihre Augen für das Licht der Wahrheit geschlossen sind, suchen sie immer, finden nie, verlassen den geraden Weg, gehen in der Irre umher, sind ohne Richtschnur, ohne Grundsatz und fallen in die Grube als Blinde, die von Blinden geführt werden. Darum hat die Kirche, die zärtliche Mutter, gegründete Ursache, über die Erfinder und Verbreiter solcher Gottlosigkeit zu weinen. Nicht wir sprengen ihre Thorheiten aus; sie selbst thun es, sie lehren und behaupten dieselben und machen sich Ruhm und Triumph daraus. Wir aber beten aus ganzem Herzen für sie, damit sie aufstehen aus dem Abgrund, in den sie freiwillig sich gestürzt haben; damit sie die Leere verlassen, worin sie sich abarbeiten und den Schatten, an den sie sich verlieren; damit sie, zur Kirche zurückgekehrt, in deren Schooß wahrhaft wiedergeboren und Christus in ihnen gebildet werde. Unsere Liebe erscheint ihnen hart und streng, weil wir, wie gute Wundärzte, das faule Fleisch zu verbrennen, die Wunden vom Gift des Hochmuths zu reinigen suchen; aber, was sie auch von uns denken und sagen mögen, wir werden nie aufhören, ihnen die Hand zu bieten, um sie aus dem Abgrund zu ziehen."

Fast siebenzehn Jahrhunderte sind verflossen, seitdem Irenäus so schrieb; allein jedes Wort über die Kirche und die Häretiker, über Glauben und Irrlehre trifft jetzt wie damals zu. Ganz natürlich! Es ist ja das Wort der Wahrheit. Deshalb hat man zuweilen diese Schriften eine allgemeine Widerlegung aller Ketzereien genannt, weil Irenäus Waffen darbietet, um sie alle zu besiegen. Spätere Kirchenschriftsteller berufen sich auf ihn, wenn sie einen ähnlichen Kampf zu führen haben und überhäufen ihn mit Lob. Tertullian zählt ihn unter die durch Heiligkeit ausgezeichneten Männer und nennt ihn den getreuesten und scharfsinnigsten Ausleger aller Lehrsätze. Der heilige Epiphanius: einen seligen Greis, der mit himmlischen Gaben des heiligen Geistes zum Streite gesalbt, mit der Kraft eines reinen Glaubens und wahrer Wissenschaft alle häretischen Lügen zu Schanden gemacht hat. Der heilige Augustin nennt Irenäus den alten Mann Gottes; der heilige Hieronymus, einen apostolischen Mann; Theodoret, das Licht der Abendländer. Er selbst schreibt demüthig von sich: „Wir haben weder Uebung im Schreiben noch Kenntniß von der Redekunst. Wir leben zwischen den Celten und müssen meistens deren barbarische Sprache sprechen, wissen nichts von Anmuth der Schreibart und Kraft der Beredsamkeit. Nimm also mit Liebe an, was aus Liebe geschrieben ward, freilich ohne Schmuck, aber treu der Wahrheit.“

Nicht minder schön drückt sich der heilige Irenäus über die lieblichen und erhabenen Glaubensgeheimnisse der wirklichen Gegenwart Jesu Christi im heiligen Opfer und die Auferstehung des Fleisches, und über die ganz einzige Stellung aus, welche die seligste Jungfrau Maria in der Kirche einnimmt. „Unser Herr Selbst, als er das Brod nahm, dankte und sprach: Dies ist mein Leib, und den Kelch nahm und sprach: Dies ist mein Blut, hat das neue Opfer des neuen Bundes seinen Aposteln übertragen, die es der Kirche hinterließen. Und was der Herr der Heerschaaren bei Malachias dem Propheten spricht (Kap. I, 11.): „Vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang wird mein Name groß werden

unter den Völkern, und an allen Orten wird meinem Namen geopfert und ein reines Opfer dargebracht werden;" — das erfüllt jetzt die Kirche in der ganzen Welt und bringt allein dem Schöpfer ein reines Opfer dar. Und das Fleisch der Gläubigen, das genährt ist vom Leib und vom Blut des Herrn, wird nicht in der Verwesung bleiben, sondern das ewige Leben empfangen. Denn wie das Brod, das auch von der Erde kommt, durch göttlichen Machtspruch kein gewöhnliches Brod bleibt, sondern zur Eucharistie wird, die aus zwei Theilen besteht, einem irdischen, Seinem Fleisch, und einem himmlischen, Seiner Seele und Gottheit: so empfangen unsere Körper durch die Eucharistie die Hoffnung der Auferstehung und verbleiben nicht der Verwesung. Denn das Fleisch, das vom Leib und Blut Jesu genährt wird und zu seinen Gliedern gehört, wird dadurch befähigt, die Gabe Gottes, das ewige Leben, zu empfangen. Man pflanzt die Rebe und sie trägt Frucht zu ihrer Zeit; man säet den Waizen und er zersetzt sich, um vervielfältigt durch Gottes Kraft hervorzusprossen; dann werden sie vom Menschen zu Wein und Brod gemacht und verzehrt. Wird aber der Machtspruch Gottes über ihnen gesprochen, so werden sie zum Leib und Blut Jesu Christi, zur Eucharistie. Und unsere Körper, welche diese heilige Nahrung erhalten, werden zwar auch in die Erde gesenkt und zersetzt, aber auch zu ihrer Zeit auferstehen, wenn das göttliche Wort ihnen die Unsterblichkeit zur Ehre des ewigen Vaters verleihet."

Ebenso angefochten wie diese Glaubenslehren, wurde auch von der Häresie die Verehrung, welche die Gläubigen der heiligen Mutter Gottes widmeten, eine Verehrung, welche doch im innigsten Zusammenhang mit dem Glaubensgeheimniß von der Menschwerdung Gottes steht; eine Verehrung, welche die Kirche mit dem heiligen Apostel Johannes vom Calvarienberg herab gebracht, treu durch alle Zeiten bewahrt und liebend gepflegt hat! War aber Christus, wie einige Häretiker lehrten, nur ein Scheinwesen und nicht wahrer Gott und zugleich wahrer Mensch: so mußte freilich auch seine heiligste

Mutter mit Ihm die Stellung verlieren, die sie seit den Tagen der Apostel in der christlichen Kirche einnahm, als Mitwirkerin der Erlösung und des Heils der Menschheit. War es auch erst dem vierten Jahrhundert aufbehalten, direct sie und ihren Kultus anzugreifen — der aber zu tief Wurzel im katholischen Bewußtsein geschlagen hatte, um herausgerissen werden zu können — so traf doch jeder Streich, welcher gegen den göttlichen Sohn gerichtet war und ihn seines göttlichen Versöhnungsamtes berauben sollte, ebenfalls seine heilige Mutter. Doch Irenäus, das Licht des Abendlandes im zweiten Jahrhundert, zeigt, wie Maria in den ganzen Plan der Erlösung tief und innig verwebt sei, und sagt: „Gleichwie Eva durch ihren Ungehorsam für sich und für die Gesammtheit des menschlichen Geschlechtes Ursache des Todes geworden ist, so ist Maria die Jungfrau durch ihren Gehorsam Ursache des Heils für das ganze Menschengeschlecht geworden. Die ungehorsame Eva knüpfte unsere Fesseln, die gehorsame Maria löste sie. Jene wurde durch das Wort eines Engels der Finsterniß verführt, von Gott abzufallen; diese wurde durch das Wort eines Engels des Lichtes willig, Gott zu gehorchen. Maria die Jungfrau ward auf diese Weise Fürsprecherin der jungfräulichen Eva, damit das Menschengeschlecht, welches durch eine Jungfrau dem Tode verfallen war, wiederum gerettet werde durch eine Jungfrau, indem der Gehorsam der einen den Ungehorsam der anderen ausgleicht und die Einfalt der Taube die Hinterlist der Schlange besiegt." Aus diesem Urboden der Kirche, neben dem Baum des Todes, war die Lilie des Marienkultus erblühet: was Wunder, daß keine Häresie eines späteren Jahrhunderts oder Jahrtausends sie zu zerknicken vermochte! Was Wunder, daß die Lilie der Jungfräulichkeit die Lieblingsblume und gleichsam das Palladium der Kirche wurde, welches ihre Priester und ihre gottverlobten Jungfrauen dem Lamm Gottes und der Königin der Jungfrauen nachtrugen.

Die heilige Potamiana.

Beweggründe der niedrigsten Art, Habsucht, böse Begierlichkeit, Rache, Haß, mischten sich gar häufig in die Verfolgung der Christen und gaben diese nicht blos im Allgemeinen dem Zorn des heidnischen Volkes, sondern auch ihren persönlichen Feinden preis. Für nichts war der Heide empfänglicher, als für den Zauber des Reichthums und den Zauber der sinnlichen Schönheit, weil er nichts kannte von wahrem Glück und von wahrer Freude, nichts Ewiges, nichts Unvergängliches; nur das falsche Glück und die armselige Freude des irdischen Augenblicks. Christus aber hatte die höheren Güter, die reineren Freuden vor den Seelen ausgebreitet und manche von ihnen durch die Schätze des ewigen Lebens so ganz für den Himmel gewonnen, daß sie auf Erden nichts begehrten, als sich ungestört der Betrachtung und dem Verlangen nach der seligen Zukunft hingeben zu dürfen. Alle Genüsse und Zerstreuungen widerten sie an und die Banden derjenigen irdischen Verhältnisse, denen sie sich ohne Pflichtverletzung entziehen konnten, erschienen ihnen als drückende Ketten, mit denen sie ihre Pilgerfahrt nicht beschweren mochten. Sie wünschten nur Eines: als jungfräuliche Bräute „dem Lamm zu folgen, wohin immer es geht;" (Offenbar.) im Glauben und Entsagung hienieden, im Schauen und Genießen droben. Die Jungfräulichkeit übte auch bei manchen heidnischen Völkern und in ihren Religionen eine gewisse geheimnißvolle Macht, als Ueberbleibsel und Erinnerung an eine verschwundene Vollkommenheit. Aber, wie alle besseren Elemente im Heidenthum, beruhte diese Vollkommenheit nur auf einem schwachen Instinct, der vom verlorenen Gut übrig geblieben war und auf einem dunkeln Seelenbedürfniß, das eine Ahnung vom Wiedergewinn des Verlustes sein mochte, und ihr fehlte das richtige Fundament und das wahre Ziel: an Christus zu glauben, Christus zu lieben. Wie ein ein-

samer leiser melodischer Ton, ohne Nachhall, ohne Wiederklang, ertönte sie durch das Schellengeklingel heidnischer Thorheit und die Orgien heidnischer Gräuel. Nur das Christenthum schlägt den vollen Accord an, in welchem sie über das Erdenleben hinaus mit dem Sanctus! Sanctus! der seligen Geister am Gottesthrone in seinem „neuen Lied" zusammenstimmt. Die Römer hatten ihre jungfräulichen Vestalinnen, die freilich nicht auf Lebenszeit dem Tempeldienst der Vesta als Priesterinnen vorstanden. Sie waren in hohem Ansehen; bei den Spielen des Circus nahmen sie einen besonderen Ehrenplatz ein; begegnete ein Missethäter auf seinem Wege zur Richtstatt einer Vestalin, so ward ihm das Leben geschenkt; und die Sage von jener Vestalin Claudia ist bekannt, die mit ihrem Gürtel ein Schiff in den Hafen zog. Die Celten in Britannien hatten ihre Druidinnen, jungfräuliche Priesterinnen, die von hoher Geburt und von ausgezeichneter Schönheit sein mußten, weil für den Dienst der Götter nichts zu edel, nichts zu schön erachtet ward. Dafür hing das Volk mit unbeschreiblicher Liebe an ihnen. Der pries sich glücklich, der sie einmal aus der Ferne ihre wunderbaren Lieder hatte singen hören, und Alle wußten zu erzählen von ihrer Macht über böse Geister, über Krankheiten, über Meeresstürme, welche letztere sie mit ihren Gesängen beschwichtigten. Aber solche Verehrung und Liebe, solche Macht und Zauber, solcher Aufwand von Kräften, wozu? Damit die Vestalin das Feuer auf dem Altar nicht erlöschen ließ! Damit die Druidin die Mistel schnitt, aus der sie den Trank der Unsterblichkeit, wie sie ihn nannten, für ihre Götterfeste bereitete! In kindischer Spielerei, in trauriger Verzerrung ging Das unter, was das Christenthum zum Ideal der Vollkommenheit erhob: den niederen Menschen durch den höheren zu besiegen und im irdischen Leben zu leben mit unabwendbarem Blick auf das Himmlische, um dem Sohn Gottes gleichförmig zu werden, der so gelebt hatte und der seinen treuen Bräuten die strahlendsten Kronen in seinem Reich verhieß. Ohne eine solche Liebe für Christus, ohne den festen

christlichen Glauben an eine persönliche Unsterblichkeit und an die Auferstehung des Fleisches zum glorreichen Leibe, als an die Vollendung des ganzen Werkes der Erlösung, ohne eine tiefe süße Andacht zur allerseligsten Jungfrau Maria, dieser heiligen Mutter des göttlichen Bräutigams und der bräutlichen Seele, hat die Jungfräulichkeit keine Basis und keinen Gegenstand. Nur dieser Glaube und diese Andacht adeln sie und geben ihr die ächte Würde, die wahre Richtung, die höhere Weihe. Ohne diese ist sie etwas Zufälliges oder Willkürliches.

Die ersten christlichen Zeiten, die dem göttlichen Heiland noch so nahe waren, daß sie ihn gleichsam mit den Armen seiner jungfräulichen Mutter umfingen, mit dem jungfräulichen Lieblingsjünger an seinem Herzen ruhten, und die von den feurigen Lippen des heiligen Apostel Paulus die Vorzüge der Jungfräulichkeit vernommen hatten: wiesen auch gleich Seelen auf, Männer und Weiber, für die der himmlische Bräutigam mehr Reiz hatte, als ein Brautfest im Sinn der Welt. Vielleicht sprach sich der Gegensatz christlicher und heidnischer Gesinnung nirgends schneidender aus, als in diesem Punkt, der dem materiellen Leben der verderbten Natur, das idealische nach der Ordnung der Gnade gegenüberstellt. Heilig war der durch das Sacrament gehobene, geweihte und begnadete Ehestand dem Christen, weil Seelen für das Reich Gottes daraus hervorgehen sollten. Aber heiliger und höher achtete er den jungfräulichen Stand, weil in ihm die natürliche und irdische Richtung des Menschen durch den Einfluß der Gnade ihre Kraft gänzlich verloren hat und dem Menschen dadurch die selige Freiheit geworden ist, sich ganz und ausschließlich zu Gott und zu himmlischen Dingen wenden zu können. Ein Gräuel war dem Christen Alles, wodurch die Reinheit auch nur mit einem Hauch getrübt werden konnte. Der heidnische Sinn entbrannte aber ganz besonders in Grimm gegen diese zarte Tugend, sei es, daß er darin einen heimlichen Vorwurf seiner Versunkenheit empfand, sei es, daß er in seiner Selbstsucht wähnte, ihm ginge sein Recht verloren; genug, unzählige

christliche Jungfrauen erlangten die Marterkrone, weil sie die Bewerbung oder Neigung heidnischer Männer zurückgewiesen hatten.

Eine der ersten, die um ihrer reinen Tugend willen angeklagt und gemartert wurde, war Potamiana. Sie lebte in dem üppigen und reichen Alexandrien in Egypten, das mit Rom wetteiferte durch Prunk, Hoffart, Verweichlichung und zügellose Sitten. Sie war nur eine arme Sklavin, aber von so außerordentlicher Schönheit, daß viele Jünglinge höheren Standes sich dringend um sie bewarben; unter diesen ihr eigener Herr. Allein Potamiana hatte sich frühe entschlossen, ihre jungfräuliche Reinheit treu zu bewahren und nur ihrem himmlischen Bräutigam anzugehören; daher wies sie alle Anträge ruhig zurück, und hatte nun viele Vorwürfe und Nachstellungen zu leiden. Aber sie litt gern, weil sie sich immer freudiger in ihrem Entschluß bekräftigt fand, um der Menschen willen sich nicht von ihrem göttlichen Heiland zu trennen. Die verkehrte Liebe ihres Herrn schlug jetzt in Haß um. Er gab sie bei Aquila, dem Präfecten von Egypten, als eine Christin an, die unaufhörlich den Kaiser verfluche wegen der harten Verfolgung der Christen. Doch versprach er dem Präfecten eine große Geldsumme, wenn derselbe die Potamiana durch Drohung und Schrecken dahin bewegen könne, ihrem Trotz zu entsagen und seiner Neigung nicht zu widerstehen. In diesem Fall dürfe ihr kein Leid geschehen. Beharre sie aber bei ihrem Eigensinn, so möge sie sterben. Sie ward also dem Präfecten vorgeführt mit ihrer ebenfalls christlichen Mutter Marcella. Es lagen viele Marterwerkzeuge bereit, und Aquila ließ alle der Reihe nach ihr zeigen und deren Anwendung erklären. Das machte gerade so wenig Eindruck auf Potamiana, als die Perlen und Juwelen, welche ihre Bewerber ihr gezeigt und versprochen hatten. Nun ließ Aquila sie etwas foltern, dann stark, dann immer stärker. Aber die starke Jungfrau blieb unerschütterlich. Wie ihr Herr ergrimmte, daß sie seine Liebe verschmähe: so ergrimmte der Präfect, weil sie die Qualen verachtete, die er ihr anthun

ließ, und er erfand eine neue. Unter einem großen Kessel voll Pech ließ er ein gewaltiges Feuer anzünden, und als das Pech siedete und brodelte, sprach er zu der seligen Jungfrau: „Jetzt geh' und gehorche deinem Herrn, sonst lasse ich dich in diesen Kessel werfen.“ Sie antwortete ruhig: „Gott verhüte, daß ein Richter so ungerecht sein könnte, mir etwas Unerlaubtes zu befehlen.“ Da gerieth der Präfect in Wuth und befahl sie zu entkleiden und in den Kessel zu werfen. Potamiana sagte nun mit lauter Stimme: „Herr! wenn du mich hinrichten lassen willst, so bitte ich dich, mich nicht entkleiden, sondern mich lieber nach und nach in das siedende Pech hinab senken zu lassen, damit du siehst, welche Geduld mir Jesus Christus, mein Gott, den du zu kennen nicht das Glück hast, verliehen hat.“ Da dies langsame Eintauchen ihre Todesqual beträchtlich verlängerte, so genehmigte Aquila ihren Wunsch und einige Soldaten führten sie zu dem gräßlichen Feuer. Ihre erhabene Ruhe und die jungfräuliche Zartheit ihres letzten Wunsches mißfielen dem Pöbel ungemein. Er drängte sich um Potamiana, wollte sie thätlich mißhandeln und verspottete sie durch freche Reden. Aber einer der Soldaten, Namens Basilides, vertrieb Alle mit Nachdruck, welche ihr Schmach anthaten und bewies ihr herzliches Mitleid. Potamiana erkannte gerührt, nicht ihretwegen, sondern seinetwegen, die Theilnahme des Basilides, und sagte ihm: „Habe Vertrauen und ich will nach meinem Tode vom Herrn dein Heil erbitten zur Vergeltung deines Wohlwollens.“ Dann ward sie mit Ketten, die ihr um Leib und Arme gingen, über dem Kessel emporgehoben und langsam, langsam in das brennende Pech hinabgetaucht. Nach drei Stunden reichte es erst bis an ihren Hals und da gab sie ihren Geist auf, ohne daß ein Klagelaut über ihre Lippen gekommen wäre. Marcella, ihre Mutter, fand den Tod auf dem Scheiterhaufen.

Bald nachher geschah es, daß Basilides von seinen Waffenbrüdern zu einem Eid bei den Göttern aufgefordert ward und ihnen erklärte, daß er den Schwur nicht leisten könne, weil er ein Christ sei. Sie hielten diese Worte für einen

Scherz und drangen lebhafter in ihn. Als er aber bei seiner Weigerung blieb, führten sie ihn vor den Richterstuhl, und Basilides legte das Bekenntniß des heiligen Glaubens ab und ward in den Kerker geworfen. Den Glaubensbrüdern, die ihn theilnehmend besuchten und die sich über seine plötzliche Bekehrung freuten, erzählte er, Potamiana sei ihm drei Tage nach ihrem Tode bei Nacht erschienen, habe ihm einen Kranz auf das Haupt gesetzt und gesagt: Ich habe für dich den Herrn gebeten und das erhalten, was ich verlangt habe; du wirst bald in den Himmel kommen. Freudig empfing Basilides nun im Gefängniß die Taufe und freudig am nächsten Morgen den Todesstreich. Viele Einwohner von Alexandrien wurden mit ihm zugleich und nach ihm durch Erscheinungen der Potamiana zum Glauben an Jesus Christus bewogen.

Bruchstücke aus Briefen des heiligen Dionysius,
Bischofs von Alexandrien,
über die Verfolgung vor und unter Decius.

Dieser große heilige Bischof, der um des Glaubens willen ungeheure Drangsale erduldet und den Tod zwar nicht in, aber nach seinen Leiden gefunden hat, war durch seinen Eifer für die Wissenschaften, aus dem Heidenthum zu einer höheren Erkenntniß und zum christlichen Glauben geführt worden. Er nahm den Sitz des heiligen Evangelisten Markus zu Alexandrien während der schweren Zeiten ein, die er als Verfolgter durchmachte und dann als Augenzeuge beschrieb. Wie ein Volkstumult ausbrach, erzählt er sehr lebendig:

„Die Verfolgung ist keineswegs durch ein Edict des Kaisers veranlaßt worden; sie fand schon ein Jahr früher statt. Ein unglücklicher Wahrsager, oder Dichter oder wer der Mensch war, hatte längst die Heiden gegen uns aufgeregt, gereizt und für ihren Wahnglauben fanatisirt. Von diesem Menschen zu Ausübung aller Verbrechen aufgestachelt, glaubten sie ihre

Dämonen recht zu ehren, wenn sie uns wüthend bis zum Tode verfolgten. Zuerst ergriffen sie einen Greis, Namens Metras, befahlen ihm gotteslästerliche Worte auszusprechen und, da er sich weigerte, schlugen sie ihn mit Prügeln, stachen ihn mit spitzigen Rohrstäben in's Gesicht und in die Augen, schleppten ihn in die Vorstadt und steinigten ihn. Dann fielen sie über eine Frau her, die Quinta hieß und sehr fromm war, zerrten sie nach einem Götzentempel und wollten sie zwingen zu opfern. Sie weigerte sich aber mit Abscheu. Nun wurde sie mit Geißeln geschlagen und an ihren zusammengebundenen Füßen durch die mit scharfen Kieseln bestreuten Gassen geschleift, gegen Mühlsteine geschleudert und dann auch in jener Vorstadt zu Tode gesteinigt. Darauf fielen sie in Wuth über die Häuser der Christen her, peinigten und mißhandelten sie, plünderten die Häuser, behielten die Sachen von Werth für sich, warfen alles Geringere, namentlich Holzwerk, auf die Straße und verbrannten es, so daß die Stadt wie vom Feinde erobert aussah. Unsere Brüder suchten sich durch die Flucht zu retten und gaben ihre Güter mit Freuden dem Raube Preis. Meines Wissens hat auch Keiner von ihnen seinen Glauben verläugnet. Die im Alter schon vorgerückte bewunderungswürdige Jungfrau Apollonia haben die Heiden ergriffen, ihr die Kinnbacken zerschmettert, alle Zähne ausgebrochen, einen Scheiterhaufen angezündet und gedroht, sie lebendig zu verbrennen, wenn sie nicht Gott lästern wolle. Sie verhielt sich eine Weile so, daß es schien, sie würde um Gnade bitten, und deshalb ließ man sie los. Kaum war sie aber ihrer Banden entledigt, so stürzte sie sich freiwillig in das Feuer und verbrannte. Dem Serapion zerbrachen sie alle Glieder und warfen ihn dann aus dem Fenster seines Speisesaales. Durch abgelegene Gassen durften wir nicht wagen weder bei Tage noch bei Nacht zu gehen; denn da hieß es sogleich: wer nicht gotteslästerliche Worte aussprechen will, muß von den rächenden Flammen verzehrt werden. Und in dieser Art dauerte es lange fort. Dann kam aber der Bürgerkrieg über das elende Volk und vergalt ihm die Grau-

samkeit, womit es gegen uns wüthete. Wir aber athmeten ein wenig freier.

„Doch bald erschien das Edict des Kaisers Decius, beinahe gerade so wie es von unserem Herrn ist vorhergesagt worden. Denn es enthielt fürchterliche, entsetzliche Drohungen, so daß selbst die Auserwählten, wenn es möglich wäre, sich hätten einschüchtern lassen können. Wirklich wurden Alle außerordentlich erschreckt. Einige der Vornehmeren ergaben sich aus Furcht. Andere, die öffentliche Staatsämter hatten, ließen sich durch ihre Dienstverpflichtungen hinreißen. Andere gaben ihren Freunden nach und traten, wenn sie aufgerufen wurden, zu den Götzenaltären hinzu, Einige zwar blaß und zitternd, nicht als ob sie opfern, sondern vielmehr geopfert werden sollten; so daß sie vom Volk ausgelacht wurden, weil man offenbar sah, daß sie weder zum Opfern noch zum Sterben Muth hatten. Einige aber eilten keck zu den Altären und leugneten, jemals Christen gewesen zu sein. Von solchen hat der Herr sehr wahr vorausgesagt, daß sie schwer das Heil erlangen werden.

„Aber jene heiligen und starken Seelen des Herrn, die von ihm selbst mit der Kraft und Standhaftigkeit ausgerüstet waren, die der feste Glaube an Ihn gibt und die Ihm gebührt, haben sich als herrliche Zeugen seiner Herrschaft erwiesen." Nun führt er mehrere Männer und Frauen und die Art ihres Todes an, und erzählt dann weiter: „Auch Dioskorus, ein Knabe von kaum fünfzehn Jahren, wurde vor den Richter gestellt, welcher ihn durch Schmeichelreden leicht zu gewinnen oder durch die Folter leicht zu bezwingen hoffte. Aber obwohl der junge Dioskorus zart und weichlich war, gab er doch weder der Ueberredung noch der Marter nach. Er zeigte sich herrlich in Aller Augen, antwortete weise auf alle Fragen, und ward endlich nicht mit den Uebrigen zum Feuer verdammt, sondern von dem verwunderten Richter mit dem Bescheid entlassen, er wolle seiner Jugend Zeit zur Ueberlegung gönnen. Und so wandelt er noch unter uns umher, der selige Dioskorus, für einen größeren und längeren Kampf

aufbewahrt. Fünf Soldaten standen im Gerichtshof und sahen den Vorgängen zu. So wie ein Christ den Anschein hatte den Herrn verläugnen zu wollen, knirschten sie mit den Zähnen, droheten mit den Augen und machten so zürnende Geberden, daß man sie durchaus bemerken mußte. Als sie das gewahr wurden, sprangen sie, ehe irgend Jemand Hand an sie legte, vor den Richterstuhl und erklärten sich als Christen. Der Präfect und die Uebrigen, die mit ihm zu Gericht saßen, geriethen in Furcht und zitterten vor den Soldaten. Doch diese dachten nicht im mindesten daran, den Richtern Leid zuzufügen, sondern waren ganz bereit zu ihrem eigenen Leiden, zogen auch frohlockend wie triumphirende Sieger aus dem Prätorium fort und in den Tod.

„Sollte es wohl noch nöthig sein von der Menge Derer zu reden, die in Bergen und Wüsten umherirrend von Hunger und Durst, Kälte und Krankheit, durch Räuber und wilde Thiere zu Grunde gegangen sind. Wer lebendig davonkam, kann Zeugniß von seiner Auserwählung ablegen! Viele sind auf den arabischen Bergen in die Sklaverei der wilden Araber gerathen, aus welchen Einige nur schwer um hohen Preis, Manche noch gar nicht losgekauft werden konnten.

„Von diesen heiligen Bekennern und Märtyrern sind mehrere unserer abgefallenen Brüder, die wirklich den Götzen geopfert hatten, doch wieder in der Gemeinschaft aufgenommen worden; denn sie sahen die Reue und Buße der armen Sünder und glaubten, daß deren Bekehrung dem Herrn lieber sei, als ihre Ausschließung. Deshalb durften sie wieder Theil nehmen an den Gebeten und der Communion.

„Ich habe mich nie freiwillig noch ohne einen Fingerzeig Gottes auf die Flucht begeben. Schon vor dem Edict des Decius sandte der Präfect Sabinus einen Kundschafter aus, der mich suchen sollte. Ich wußte es und blieb vier Tage zu Hause, immer wartend auf die Ankunft dieses Mannes. Er aber durchspähete die Wege, die Felder, die ganze Gegend, weil er glaubte, daß ich mich verborgen hätte. In mein Haus kam er aber nicht, denn er konnte sich nicht vorstellen,

daß ich, während die Verfolgung gegen mich wüthe, zu Hause sein könne. Endlich nach dem vierten Tage befahl mir Gott, anders wohin zu wandern, und eröffnete mir auch wider alle Erwartung einen Weg. Da zog ich hinaus mit meinen Dienern und vielen Brüdern. Gegen Sonnenuntergang wurden wir von Soldaten aufgegriffen und gefangen genommen. In der Nacht, als wir rasteten, fielen Landleute, welche erfahren hatten, wer wir wären, über die Soldaten her und trieben sie in die Flucht. Ich glaubte im ersten Augenblick, es wären Räuber, die uns ausplündern und ermorden wollten, blieb also auf meiner Lagerstatt nur mit einem Linnenrock bekleidet und reichte ihnen meine übrigen Gewänder. Sie aber hießen mich aufstehen und fliehen, und als ich mich weigerte und sie ermahnte, sich nicht der Obrigkeit zu widersetzen, packten sie mich, trugen mich aus dem Dorfe, setzten mich auf einen Esel und führten mich und einige Brüder nach einem öden, schmutzigen Ort in Lybien, wo der Herr mich für eine andere Zeit, die Ihm wohl bekannt ist, aufgehoben hat."

Nach dem Tode des Decius kehrte er zu seinem Bischofsitz zurück und erfreute sich der Gunst, welche Kaiser Valerian anfangs den Christen zuwendete. Aber „der Meister der egyptischen Magier," wie Dionysius sagt, brachte dem Kaiser andere Gesinnungen bei, die sich in einer wüthenden Verfolgung äußerten. Nun wurde der heilige Bischof mit anderen Priestern und Diakonen vor den Präfecten Aemilianus gestellt und zum Götzendienst aufgefordert, und dann nach zwei verschiedenen Orten in der Wüste Lybiens in die Verbannung geschickt. Denn in dem ersten „haben nicht wenige von den Heiden," schreibt der heilige Dionysius, „ihre Götzenbilder verlassen und sich zu Gott bekehrt. Wir streuten nämlich zuerst den Samen des göttlichen Wortes bei ihnen aus, den sie früher noch nicht aufgenommen hatten; gerade als ob uns Gott deswegen zu ihnen geführt hätte, denn nach Vollziehung dieses Auftrages brachte Er uns wieder anderswohin."

So ging der gottselige Bischof immer an der Hand Gottes und als Dessen segenvolles Werkzeug durch alle Stürme

der Kirche und der Welt. Hörte eine Trübsal auf, so war das nur, weil eine neue kam. Nach seiner Heimkehr aus dem letzten Exil stiftete Aemilianus, der Präfect, eine Empörung gegen den Kaiser, die in einen Bürgerkrieg überging. „Da wälzte sich der Nil fort," schreibt Dionysius, „besudelt von Mordthaten, von beständigem Blutvergießen, von hinabgesenkten Leichnamen." Und endlich brach die Pest in Alexandrien aus! „Alles ist voll Jammer, Alle trauern. Wegen der Menge der gestorbenen und täglich sterbenden Menschen hört man in der ganzen Stadt nur Seufzen und Weinen. Wie von den Erstgebornen Egyptens in der heiligen Schrift geschrieben steht, so ist jetzt hier ein ungeheures Geheul ausgebrochen. Es ist kein Haus, wo nicht eine Leiche gewesen wäre! ja, und wäre in jedem Hause nur eine! Schon vor dieser Drangsal ist uns viel Bitteres begegnet. Zuerst haben sie uns aus der Stadt gejagt. Obwohl wir getrennt, unterdrückt und auf der Flucht waren, haben wir aber dennoch die Festtage begangen. Jeder Ort, an dem wir einzeln unsere Trübsal zu leiden hatten, ein Feld, die Wüste, ein Schiff, ein Stall, der Kerker, mußte uns zum Tempel für unsere heiligen Versammlungen dienen. Das allerfröhlichste Fest haben aber die vollendeten Märtyrer begangen, die nun im Himmel zu Tisch sitzen. Darauf ist Krieg und Hunger gefolgt, und das mußten wir mit den Heiden gemeinsam ertragen; denn was sie sich einander zufügten, davon bekamen auch wir unseren Theil. Aber die Leiden, die sie uns anthaten, mußten wir allein dulden. Dabei hatten wir aber auch jenen Frieden, den Christus uns allein gibt. Und nun überfiel uns plötzlich diese Pest, die für sie das allerschrecklichste Uebel ist; für uns aber ein Heilmittel und eine Prüfung, wie alles Uebrige. Viele von unseren Brüdern haben in übergroßer Liebe alle Sorge für ihre eigene Gesundheit vergessen, haben die Kranken ohne Scheu besucht, ihnen gedient, ihnen die Heilmittel in Christo gebracht, haben ihnen Augen und Mund geschlossen, sie gewaschen und gekleidet, sie in ihren Armen und auf ihren Schultern fortgetragen; und haben dann

bald darauf dieselben Liebesdienste von Anderen empfangen, da die Ueberlebenden immer in die Fußstapfen der Vorausgegangenen traten. Die Besten aus unseren Brüdern, darunter Priester und Diakonen, und die Angesehensten aus dem Volke haben so den Tod gefunden. Die Heiden thaten aber genau das Gegentheil: sie jagten ihre Kranken fort, sie flohen ihre liebsten Angehörigen, sie warfen Sterbende und Todte auf die Straße, Alles aus Scheu vor dem Tode, dem sie doch nicht entfliehen konnten."

Als nach so mancher Trübsal die Kirche wieder zur äußeren Ruhe gelangte, hatte sie innere Kämpfe gegen eine Flut von Ketzereien zu bestehen. Die Gottheit Christi, die Menschwerdung Gottes, war den fleischlich Gesinnten immer ein Gräuel, denn sie erkannten, daß durch sie alles Fleisch, die ganze Sinnenwelt, in die Ordnung der Gnade aufgenommen, zugleich aber verpflichtet sei, sich dem Geiste zu unterwerfen, sich zu heiligen. Dagegen sträubten sich Hochmuth und Sinnlichkeit, und versuchten einen Glauben nach ihren Leidenschaften zurecht zu machen, und eine Glaubenslehre so niedriger Art aufzustellen, daß die Sittenlehre, welche daraus entsprang, ebenfalls in der Gemeinheit bleiben dürfe. Diese Irrlehre, welche unter verschiedenen Namen und unter verschiedenen Anführern durch alle Jahrhunderte der Kirche sich gezogen, und ihre letzten Verzweigungen auf protestantischem Gebiet getrieben hat, fand damals ihr Haupt in dem berüchtigten Paul von Samosata, der das Mysterium der heiligen Dreifaltigkeit und der Gottheit Christi läugnete. Mit heiligem Feuer schrieb der greise Bischof Dionysius eine Widerlegung des Häresiarchen, und nannte darin die heilige Jungfrau Maria mit dem Namen, welcher den Gläubigen am theuersten war, Theotocos, d. h. Mutter Gottes oder Gebärerin Gottes, und welchen im folgenden Jahrhundert der Irrlehrer Nestorius ihr vergeblich streitig machen wollte. Die allerseligste Jungfrau Maria, die alles Leid und alle Verfolgung mit ihrem göttlichen Sohn während seines Wandels auf Erden getheilt hat, mußte auch ihren Antheil an der Erniedrigung haben, mit welcher er bis

in den Himmel hinein verfolgt werden sollte. Ihr die Glorie der göttlichen Mutterschaft zu rauben und sie in eine Reihe mit den gewöhnlichen Weibern zu stellen: das war die erste Stufe, um aus dem Sohn Gottes den Sohn des Zimmermanns Joseph zu machen, und fast immer der erste Schritt aller Empörer gegen den katholischen Glauben.

Während eines Concils zu Antiochien, das die Irrlehren des Paul von Samosata verdammte und zu welchem Dionysius einen Stellvertreter geschickt hatte, der ihn wegen seines hohen Alters entschuldigen mußte, ging der heilige Greis in die Freude des Herrn ein, nachdem er siebenzehn Jahre den Bischofsitz von Alexandrien geziert hatte, im Jahre 264.

Der heilige Pionius.

In Smyrna konnte es wohl heißen: „Wie bist du vom Himmel gefallen, du Morgenstern!" (Isaias 14, 12.) als in der Decischen Verfolgung Eudämon, der Bischof, abfiel und den Götzen opferte. Dies traurige Beispiel wirkte höchst nachtheilig auf die ganze Gemeinde und vermehrte die Zahl der Apostaten beträchtlich. Es kamen, wie überall, so auch dort alle Arten von Apostasie vor! Die Schlimmsten opferten freiwillig den Götzen; Andere, nach der ersten Aufforderung; Andere, nach mehr oder minder großen und langen Qualen. Viele erkauften für Geld einen Schein, der ihnen das falsche Zeugniß ausstellte, sie hätten geopfert. Manche wußten auch die Berücksichtigung zu erkaufen, daß man sie in Ruhe ließ und gar nicht zum Opfer aufforderte. Diese Letzteren wurden aber nicht von den Christen als Abgefallene betrachtet, ebensowenig als die, welche die Flucht ergriffen oder sich zu verbergen wußten. Für das heidnische und jüdische Volk in Smyrna gab es kein größeres Fest, als wenn Apostaten, freiwillig oder gezwungen, am Opfer Theil nahmen. Die

Freude über einen Martyrertod im Amphitheater war nicht so groß; denn hier starb nur der Leib, aber bei dem Opfer die Seele; und es war als hätten die Feinde des Christenthums von diesem Tode für die Ewigkeit eine Ahnung gehabt. Denn wie hätte sonst wohl das Frohlocken der Juden so groß sein können? Das heidnische Opfer war für die Heiden eine Huldigung ihrer Götter, folglich konnte es sie erfreuen, wenn die Gegner der Götter überwunden wurden. Den Juden aber war das heidnische Opfer ein Gräuel und das höchste Verbrechen: ihre Freude war also der hämische Triumph des Satans, wenn die Engel fallen. In jedem von ihnen „haßte die Finsterniß das Licht," wie ihre Väter Christus gehaßt hatten.

Einer der angesehensten Priester in Smyrna war Pionius, ein Mann von unschuldigem reinen Leben, festem Glauben, kindlicher Einfalt, entflammt von Liebe für die Glaubensbrüder sowohl, als für die, welche es noch nicht waren, aber werden konnten; dabei gelehrt, beredt, von großer Wissenschaft und durch die Menge seiner herrlichen Vorzüge auch den Heiden bekannt. Sein Herz war der Sünde verschlossen, weil es immer offen war für Gott; und weil es so überaus rein war, hatte er Erleuchtungen, welche ein von Sündennebel umwölkter Geist nicht haben kann. Es war die Vigilie des heiligen Polykarps und die Gläubigen bereiteten sich durch strenges Fasten auf den folgenden Festtag ihres großen Märtyrer-Bischofs vor. Pionius, der ganz dem Gebet hingegeben war, sah in einer Vision, daß die Stunde seines Bekenntnisses und Leidens gekommen sei, und daß man ihn morgen abholen werde. Er theilte dies sogleich dem Asclepiades, einem frommen Christen, und der gottseligen Jungfrau Sabina, die bei ihm waren, mit; denn er hatte sie als Genossen seines Leidens gesehen. Nachdem Pionius am anderen Tage das heilige Opfer feierlich dargebracht und sich und die Brüder mit dem Brod des ewigen Lebens gestärkt hatte, legte er sich selbst, so wie dem Asclepiades und der Sabina eine Kette um den Hals, damit die Schergen sie schon gebunden finden und nicht zum Opferaltar führen möchten; denn wer

sich freiwillig in die Fesseln des Verfolgers begibt, legt damit ein Zeugniß seines Glaubens und seines Willens ab. Nicht lange brauchten sie zu warten. Polemon, der Vorsteher eines Götzentempels, hatte den Auftrag, die Christen aufzusuchen, stürmte mit seiner ihm beigegebenen Rotte in die Wohnung des Pionius und rief ihm zu: „Ist euch das Gebot unbekannt, die Opfer zu feiern?“ — „Wir kennen wohl Gebote,“ entgegnete Pionius, „aber sie gebieten uns Gott anzubeten.“ — „Kommt nur alle Drei zum Gerichtshof, damit ihr die Wahrheit erkennt,“ sagte Polemon und führte sie fort. Asclepiades und Sabina folgten dem Pionius und sprachen: „Dem wahren Gott gehorchen wir.“

Als sie aus dem Hause traten, wunderte sich das Volk, sie mit Ketten um den Hals zu sehen und strömte neugierig zusammen. Bis zum Gerichtshof ward das Gedränge immer größer und größer; der ganze Platz ward überfüllt; an den Fenstern, auf den Dächern wimmelte es von Schaulustigen. Weiber waren in Unzahl da; denn es war am Sabbat, wo die Jüdinnen von der Arbeit ruhen. All' diese tausend und tausend Zeugen sollte das freudige Bekenntniß des Pionius haben! Polemon foderte ihn vor all' dem Volk zum Opfer auf; aber der herrliche Greis antwortete ihm nicht, sondern kehrte sich mit hellem, freundlichen Antlitz dem Volk zu und sprach laut und ruhig: „Ihr Männer von Smyrna, freuet euch über die Schönheit eurer herrlichen Stadt! freuet euch über euren Dichter Homer! aber freuet euch nicht über Die, welche sich zum Opfer verleiten lassen. Denkt an euren Homer, der für unrecht erklärt, über Gefallene zu frohlocken. Ihr aber, ihr Juden, denkt, was Salomon gesagt hat: Ueber deinen gefallenen Feind sollst du nicht frohlocken, nicht dich erfreuen am Unglück eines Anderen. Und sind wir denn eure Feinde? Wen haben wir denn gehaßt, verfolgt, verläumdet, beleidigt? Niemand! Einige von uns sind freilich aus Menschenfurcht zum Götzenopfer gegangen; aber ihr Juden, denkt doch an eure Väter, die so oft zum Götzendienst abfielen, ohne die Entschuldigung der Furcht vor Martern und Tod

zu haben!" — Und so redete er noch lange zu ihnen, ermahnte sie, erinnerte sie an die Strafgerichte Gottes, welche immer der Ungerechtigkeit nachfolgen, wies hin auf die Freuden des ewigen Lebens und schloß mit den Worten: „Wir beten eure Götter nicht an, denn sie sind der Verehrung nicht werth." Mit tiefem Schweigen hatte die ganze versammelte Menge ihm zugehört, und auch jetzt brach weder Polemon noch das Volk in Drohungen und Schmähungen, wie das zu geschehen pflegte, gegen ihn aus, sondern man umringte ihn wohlwollend und rief ihm zu: „Pion, gehorche dem Kaiser! Es wäre ja so gut, wenn du fortlebtest und wirktest. Wegen deiner Sanftmuth und Rechtschaffenheit verdienst du zu leben. Und ist es denn nicht schön zu leben, zu athmen und das Licht zu sehen?" — „Ja," sprach der selige Greis, „es ist schön im Licht zu leben, aber in jenem Licht, nach dem wir verlangen. Wir verlassen ja nicht aus Undankbarkeit die Gaben Gottes, sondern nur, weil wir auf noch größere hoffen. Ich danke euch für eure wohlwollende Gesinnung; aber Liebkosung ist eine gefährliche Nachstellung." Ein frecher Mensch, Namens Alexander, rief ihm zu: „Nun mußt du endlich unseren Reden Gehör geben!" Aber Pionius antwortete: „Dir geziemt es zu hören; denn was du weißt, weiß ich auch; aber was ich weiß, weißt du nicht." — „Was bedeuten eure Ketten?" fragte Alexander nun. „Wenn wir durch die Stadt geführt werden, sollen sie aller Welt anzeigen, daß wir nicht zum Opfer, sondern in den Kerker gehen." Das Volk fuhr fort ihm zuzureden und ihn anzuflehen. Da sagte er endlich: „Es bleibt bei dem, was wir beschlossen haben;" und er ging auf himmlische Dinge über und sprach so ergreifend, daß das Volk wünschte, er möge in's Amphitheater gehen und dort reden, damit man ihn besser verstehen könne. Es stellten aber Einige dem Polemon vor, das Volk würde, wenn man Pionius noch lange reden ließe, seiner Hinrichtung sich widersetzen, und Polemon sagte zu ihm: „Wie bist du hartnäckig, daß du dich nicht überreden lassen willst!" — „O," erwiederte Pionius, „ich

möchte ja euch überreden Christen zu werden.“ — Da lachten Viele und riefen: „Das vermagst du nicht und wenn wir lebendig verbrannt werden sollten.“ — „Es ist noch schlimmer, erst nach dem Tode zu brennen,“ entgegnete Pionius, und nun lachte Sabina. Das nahmen die Umstehenden gewaltig übel und fuhren sie heftig an. „Ich freue mich nur, weil wir Christen sind,“ sagte die Jungfrau; und als man sie mit Schmach und Tod bedrohete, setzte sie hinzu: „Alles, was Gott gefällt.“

Hierauf begann Polemon das eigentliche Verhör bei allen Dreien der Reihe nach und alle Drei gaben ihm dieselben Antworten. Auf die Frage nach dem Namen? sagten sie: „Christ;“ nach der Kirche? „Die katholische;“ nach ihrem Gott? „Der allmächtige Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat und den wir erkannt haben durch sein Wort Jesus Christus.“ Darauf wurden sie in's Gefängniß geführt. Das ging aber sehr langsam, weil der Zudrang des Volkes so groß war, daß die Menge dem Zuge und sich selbst den Weg versperrte. Deshalb mußten sie viele Bemerkungen anhören. Einige wunderten sich über die lebhafte Gesichtsfarbe des Pionius und sagten: „Sonst war er immer so blaß und so mager, und nun sieht er ganz schön und rosig aus!“ Sabina scheute sich vor diesem ungeheueren Tumult und ging ängstlich ganz dicht neben Pionius. Da rief man ihr zu: „Wie willst du muthig in den Tod gehen, da du jetzt schon furchtsam wie ein Kind bist, das man seiner Amme entreißen will.“ Und dem Asclepiades, der sehr jung und zart war, rief man zu: „Sieh, wie das Männlein zum Opfer wandert.“ — „Das thut er nicht,“ sagte Pionius. „So wird Dieser und Jener opfern,“ sagte Jemand. — „Das geht mich nichts an,“ erwiderte Pionius; „Jeder hat seinen freien Willen. Wer aber opfert, sollte seinen Namen sagen; ich thue es nicht und ich heiße Pionius.“ — Einer aus dem Volk fragte ihn: „Sprich, warum eilest du so hartnäckig zum Tode, da doch so viel Weisheit und Wissenschaft in dir ist?“ — „Was ihr für meinen Untergang haltet, das zieht mich an. Gedenkt doch der Trübsal, die ihr durch Hungersnoth, Seuche und andere Leiden

ausgestanden habt.“ — „Du hast ja mit uns dieselbe Noth gelitten.“ — „Ja! aber mit der Hoffnung in Gott.“ — So waren all’ seine Reden, mild, einfach und erhaben.

Das Gedränge war so groß, daß man kaum das Thor des Gefängnisses öffnen konnte. Drinnen fanden sie andere Bekenner, und bald eilten Gläubige herbei und boten dem Pionius verschiedene Erquickungen an. Er lehnte aber Alles ab und sprach: „Ich habe schon oftmals Noth gelitten.“ Dies verdroß die Kerkerwächter sehr, denn für jedes Labsal, das man den Gefangenen brachte, ließen sie sich bezahlen, und in ihrem Mißmuth sperrten sie nun Pionius und seine Gefährten in ein unterirdisches licht- und luftloses Kerkerloch, wo die Hitze, die Finsterniß und der Moderdunst unerträglich waren. Sie ließen sich Alles gefallen, priesen Gott durch Gebet und Loblieder und schenkten den Wächtern die Baarschaft, welche sie bei sich hatten. Da gingen diese in sich und ließen ihnen Freiheit, sich im Gefängniß aufzuhalten wo sie wollten.

Mit frommen Lesungen, Gebet und Hymnengesang brachten sie Tag und Nacht zu, den mitgefangenen Bekennern zum Trost und zur Ermuthigung, den Abgefallenen aber und Solchen, die an den Abfall dachten, ein Unterricht im Glauben und eine Arzenei für ihre Schwäche. Viele Heiden besuchten Pionius in der Absicht, ihn wegen seines Starrsinnes zu tadeln. Statt dessen mußten sie seinen Tadel hinnehmen und seine Weisheit bewundern. Aber noch häufiger besuchten ihn Diejenigen, welche sich durch Zwang und Furcht zur Apostasie hatten hinreißen lassen und nun trostlos traurig über ihre Verläugnung des geliebten Herrn waren. Sie jammerten, seufzten und weinten herzzerreißend und flehten um Pions Fürbitte, damit sie zur Buße zugelassen werden und dann der Kirche wieder angehören dürften. Pionius weinte mit ihnen, besonders über Die, welche bis dahin unsträflich in ihrem Wandel gewesen waren, und sprach ihnen seinen Schmerz und seine Liebe zärtlich mit den Worten des Apostels aus: „Meine Kindlein, die ich abermals mit Schmerzen gebäre, bis daß Christus in

euch gestaltet wird! O, welche Peinen leide ich, da ich die Perlen der Kirche unter die Füße der Schweine getreten, und die Sterne des Himmels vom Drachen zur Erde herabgerissen, und den Weinstock, den Gottes Rechte gepflanzt hat, von wilden Thieren zerwühlt sehe!" Und Vieles noch redete er, um sie zur wahren Reue und Buße zu bewegen, aber stets mit der äußersten Demuth, um sie nicht zu verletzen. „Unsere Sünden," sagte der heilige Greis, „haben sich zwischen uns und Gott gestellt; nicht Er, wir sind schwach geworden; nicht die Unbarmherzigkeit Christi, sondern unsere Treulosigkeit ist die Ursache unseres tiefen Falles. Wie viel Uebles haben wir gethan! Wie haben wir Gott vernachlässigt und verachtet." Mild nahm er, der gute Hirt, ihre Sünden mit auf sich, um ihnen einen Antheil an seiner Liebe und seinen Gnaden zu geben.

Eines Tages stürmte Polemon in den Kerker und rief: „Heraus mit euch und in den Tempel! euer Vorsteher (der Bischof Eudämon) hat eben geopfert, nun befiehlt euch die Obrigkeit, dasselbe zu thun." Pionius antwortete ruhig: „Ihr maßet euch etwas an, was euch nicht gebührt. Es ist Gebrauch, daß der Proconsul über die Eingekerkerten entscheide; dessen Ankunft werden wir erwarten." Und er verließ das Gefängniß nicht. Aber die Schergen kamen in größerer Schaar, warfen ihm, dem Asclepiades und der Sabina Stricke um den Hals und zerrten sie so gewaltsam hinaus, daß ihnen fast der Athem stockte. Dennoch riefen sie so laut sie konnten: „Wir sind Christen und opfern nicht!" Und weil ihnen der Gang zum Tempel so fürchterlich schwer wurde, und damit ein Jeder sehen möge, daß sie nicht freiwillig gingen, warfen sie sich auf die Erde, um zwar qualvoller, aber langsamer fortgeschleppt zu werden. Vor dem Tempel packten die Knechte mit großem Freudengeschrei den heiligen Greis, trugen ihn hinein und stellten ihn, wie ein edles Opfer, vor den Altar, neben welchem Eudämon noch stand, nachdem er geopfert hatte. Die Fragen, die Aufforderungen, die Drohungen, die Vorwürfe erfolgten in gewohnter Weise; aber vergeblich! Pionius antwortete immer ruhig, immer ablehnend, immer

zurechtweisend. Man setzte ihm einen Kranz, wie die Opfernden ihn trugen, auf das Haupt; er nahm ihn gelassen ab, zerriß ihn und warf ihn vor den Altar. Ein Götzenpriester brachte von dem mit Blumen geschmückten Opferfleisch auf einem Teller und wollte sich damit dem Pionius nahen. Aber er getraute es sich nicht und schlang verwirrt selbst die Speise hinab. Pionius sagte ruhig: „Laßt nur einen Scheiterhaufen errichten, damit wir uns in die Flammen werfen können; denn wir sind Christen und opfern nicht.“ Dies Alles mußte Eudämon mit anhören und ansehen. Das Volk gerieth aber in Wuth, gab ihnen Backenstreiche und Faustschläge, und die Richter wußten in ihrer Unschlüssigkeit nichts Anderes zu thun, als die Bekenner wieder in's Gefängniß führen zu lassen, was unter vielen Verhöhnungen und Mißhandlungen geschah, so daß es ein ächtes Stück vom heiligen Kreuzweg war, den sie mit ihrem geliebten Herrn freiwilliger als Simon von Cyrene wandelten. Unter dem Kerkerthor schlug ein Scherge den Pionius so heftig auf sein ehrwürdiges Haupt, daß das Blut hervorströmte und daß die eigene Hand des rohen Menschen davon aufschwoll. Im Kerker sangen sie Loblieder, weil sie gewürdigt waren, für den katholischen Glauben zu leiden.

Der Proconsul von Kleinasien hatte seine Residenz zu Ephesus, und machte von dort aus Reisen durch seine Provinz. So kam er denn auch nach Smyrna und von Neuem begann ein Verhör, in welchem er unter Anderem Pionius fragte: „Warst du ein Lehrer?“ — „Ich habe gelehrt;“ war die Antwort. — „So warst du ein Lehrer der Thorheit!“ — „Nein; der Gottseligkeit.“ — Die Aufforderung zum Opfer lehnte Pionius ab, indem er zum Himmel aufblickte und sprach: „Ich habe gelernt, nur den lebendigen Gott anzubeten.“ — „Wir verehren alle Götter, die im Himmel wohnen,“ sagte der Proconsul; „aber warum schauest du so in die Luft hinaus?“ — „Ich schaue nicht in die Luft hinaus, sondern auf Gott, der sie geschaffen hat.“ — „Du mußt sagen, daß Jupiter sie geschaffen hat.“ Aber Pionius schwieg. Der

Proconsul ließ ihn nun auf die Folter werfen, mit der Marter beginnen und rief ihm ab und an zu: „Opfere!“ — „Nein!“ sagte Pionius und weiter nichts. Nur als der Proconsul ihm vorwarf: „Wie hochmüthig rennst du in den Tod!“ entgegnete er: „Ich bin nicht hochmüthig, aber ich fürchte Gott.“ Endlich ward ihm sein Urtheil gesprochen: als ein Mann von gotteslästerlicher Gesinnung sollte er, um die Menschen abzuschrecken und die Götter zu versöhnen, durch das rächende Feuer verbrannt werden. Mit unaussprechlicher Heiterkeit ging der große heilige Mann in den Tod. Keine Furcht beklemmte sein Herz, keine Angst lähmte seinen Schritt. Am Ort der Hinrichtung entkleidete er sich, ehe man es ihm befahl, und dankte Gott für die Gnade, seinen Leib rein und unbefleckt zum Opfer darbringen zu können. Dann bestieg er den Holzstoß; aber erst um an einen Kreuzpfahl angenagelt zu werden, was immer geschah, damit Keiner in der Todesangst dem Feuer zu entrinnen versuchen könne. Er streckte selbst seine Glieder zur Annagelung auf den Balken zurecht. Ein anderer Priester, Metrodorus, litt mit ihm. Als beide angenagelt waren, wurden die Pfähle emporgehoben und rechts und links auf dem Scheiterhaufen aufgerichtet. Da erwachte die Liebe des Volkes für Pionius und es rief ihm zu: „Opfere, Pion, opfere! Die Nägel sollen gleich weggenommen werden, wenn du nur sagst, daß du opfern willst.“ Pionius stand gegen Osten gewendet, schaute mit den Augen und mit dem Geist in den Sonnenaufgang und sagte wie Einer, der einer seligen Auferstehung gewiß ist und darum die kurzen Leiden der Zeit gering achtet im Hinblick auf die Wonnen der Ewigkeit: „Ich fühle die Nägel und die Wunden! O möchte doch alles Volk erkennen, daß nach dem Tode eine Auferstehung folgt.“ Der Scheiterhaufen wurde an den vier Ecken angezündet; das Holz krachte, die Flamme sauste; Pionius schloß still die Augen und betete innerlich zu seinem Gott; das Volk glaubte, er sei schon hinüber. Aber er schlug die Augen wieder auf, warf einen Blick voll unsäglicher Wonne auf das ungeheuere Feuer und

sagte „Amen." Dann empfahl er seinen Geist Demjenigen, der ihm den verdienten Lohn zu geben und über ungerecht Verurtheilte Rechenschaft zu fordern verheißen hat, und mit dem Wort: „Herr, nimm meine Seele auf," verhauchte er sie. Die wunderliebliche Gnade, die in ihm war, die ihn seinem göttlichen Meister so ähnlich machte, — in dem Zauber, den er über das Volk übte, in seinen milden, weisen Reden, in seinen verschiedenen Leidensstationen, in seinen Kreuzeswegen von einem Richter zum anderen, in seinem zärtlichen Erbarmen mit den Gefallenen, in seiner grausamen Annagelung, in seinem letzten Wort — offenbarte sich durch Gottes Allmacht auch an seiner Leiche. Nachdem die Glut eingesunken war, drängten sich wieder Alle zu ihm heran aus Liebe, aus Mitleid, aus Neugier; und Alle sahen mit Erstaunen, daß er nicht zu Asche verbrannt, sondern frisch, wohlerhalten und wie verjüngt dalag. Kein Haar seines Hauptes und seines Bartes war versengt und von seinem Antlitz strahlte eine wunderbare Anmuth, eine engelhafte Freude. Unaussprechlicher Trost überströmte die Christen; aber die Heiden erschauerten vor diesem übernatürlichen Zeugniß der Gnade Gottes.

Der heilige Cyprianus,
Erzbischof von Carthago.

An der südlichen Küste des mittelländischen Meeres lebte damals ein Mann, der wie Dionysius und wie so viele andere ausgezeichnete Heiden, dem Daniel gleich „ein Mann des Verlangens" war. Er hieß Thascius Cyprianus, war zu Carthago in einer angesehenen und wohlhabenden Familie geboren, studirte mit größtem Eifer Wissenschaften, Philosophie und Künste, verarbeitete sie mit seinem scharfen und glänzenden Geiste, und ward ein beliebter und bewunderter Lehrer der Rhetorik, die er lange öffentlich vortrug. Er lebte in dem Hause eines Neubekehrten, Namens Cecilius, welcher nach seiner Taufe Priester geworden war. Beide Männer waren innige Freunde, und diese Freundschaft ward zum größ-

ten Segen für Cyprian, denn er lernte durch Cecilius die Wahrheit der christlichen Religion kennen, lieben und ergreifen. Das ging aber nicht schnell, denn Cyprian war nicht jung mehr, und er sagt selbst: „Es schien mir sehr schwer, zu einem neuen Leben wiedergeboren und in demselben Körper ein anderer Mensch zu werden. Wie kann man auf einmal alle Gewohnheiten entwurzeln, die uns bis in's Alter hinein zur Natur geworden sind? Wie kann man mit spärlicher grober Kost, mit geringen Kleidern sich begnügen, wenn man an reichliche und feine Speisen, an kostbare Gewänder gewöhnt war? Und welche Marter muß die Einsamkeit, die Stille sein, wenn man mit einer Masse von Freunden und Verehrern und in hohem Ansehen gelebt hat! so sprach ich oft zu mir selbst und liebte das Elend, an das ich mich gewöhnt hatte, weil ich verzweifelte, mich davon losreißen zu können. Als aber das Wasser des Lebens die Flecken meiner Vergangenheit abgewaschen und mein gereinigtes Herz das Licht von Oben und den heiligen Geist empfangen hatte, da schwanden alle Besorgnisse, da wurde Alles klar, da fand ich leicht, was mir bis dahin unmöglich erschienen war.“ Cyprianus Bekehrung erfüllte die Heiden mit Unwillen. Sie machten ihm lebhafte Vorwürfe, daß ein so überlegener und zu großen Dingen berufener Geist sich habe von Altweibermährchen fangen lassen. Sie behandelten ihn verächtlich, wie Jemand, der sich freiwillig erniedrigt habe. Cyprianus aber vertheilte sogleich sein ganzes Vermögen an die Armen, indem er seine Landgüter, ja sogar seine Gärten bei Carthago verkaufte, kleidete sich höchst einfach, lebte in der strengsten Mäßigkeit und machte sein Lieblingsstudium aus der heiligen Schrift, weniger um sie zu durchforschen, als um sie auszuüben. Wegen seiner Kenntnisse und Tugenden hielt man ihn für würdig, bald nach seiner Taufe die Priesterweihe zu empfangen, und kaum war er ein Jahr Priester, so forderte ihn die christliche Gemeinde von Carthago nach dem Tode des Bischofes Donatus einmüthig zu dessen Nachfolger. Cyprianus hielt sich durchaus nicht zu dieser Last und dieser Ehre berufen und wäre gern

entflohen; aber die Glaubensbrüder ließen es nicht zu, umzingelten und bewachten sein Haus und drängten ihm seine Einwilligung ab. Nach der Anordnung Gottes, dem Urtheil der Bischöfe und der einhelligen Zustimmung der Gemeinde ward Cyprianus im Jahre 248 Bischof von Carthago. Nur fünf Priester mit einem geringen Anhang waren gegen seine Wahl und blieben ihm feindlich gesinnt, obwohl er sie mit einer Freundlichkeit behandelte, die Alle in Erstaunen setzte; denn er ging mit ihnen wie mit seinen besten Freunden um. Er verstand in einem seltenen Grade zugleich ernst und heiter, würdevoll und leutselig zu sein, zärtliche Milde eines Vaters mit der nothwendigen Strenge eines Oberhirten zu verbinden. Von seinem Antlitz strahlte eine solche Heiligkeit und Fülle der Gnade aus, daß es unmöglich war, ohne Ehrfurcht und Liebe ihm zu nahen. Haltung, Benehmen, Kleidung, Alles an ihm war weise geordnet, fern von Hochmuth, aber auch fern von erzwungener Vernachläßigung, ganz einfach, wie die Heiligen Gottes ja alle sind. Für Kranke und Arme, für Wittwen und Waisen sorgte er mit treuester Sorgfalt, und obwohl er seine bischöflichen Rechte kraftvoll zu vertheidigen wußte, behandelte er doch seine Geistlichkeit als Brüder und Rathgeber. Zu diesen großen Tugenden und herrlichen Eigenschaften kam sein glänzender Geist, der ihn zu einem der ausgezeichnetsten Kirchenschriftsteller machte. Was Wunder, daß die Heiden sich nicht trösten konnten, diesen außerordentlichen Mann verloren zu haben? und daß nach dem Ausbruch der Verfolgung unter Decius das Volk von Carthago mehrmals rief: „Cyprianus vor die Löwen!" Er sollte aber erst für die Kirche arbeiten, wirken, schreiben, leben, bevor er für sie sterben durfte; und erst Andere für das Marterthum gewinnen, bevor ihm selbst die Marterkrone zu Theil ward. Ganz hingegeben dem Willen Gottes, vertraute er sich unbedingt der göttlichen Führung an und folgte ihr, indem er sich der Volkswuth entzog und in eine sichere Verborgenheit sich begab. In Folge davon wurde er für vogelfrei erklärt und auch sein Vermögen eingezogen, nämlich das, was er Anderen geschenkt

hatte. Aber in seiner Verborgenheit blieb er stets in schriftlicher Verbindung mit seiner Heerde zu Carthago, und tröstete und führte sie durch Ermahnung, Belehrung und Gebet. In einem Briefe an seine Geistlichen sagt er: „Wir müssen in allen Stücken sanft und demüthig sein, wie es Dienern Gottes geziemt, uns in die Zeiten schicken und für die allgemeine Beruhigung sorgen. Gebt also Acht, daß unsere Brüder, die von der Liebe getrieben die Bekenner in den Gefängnissen besuchen, nicht allzu zahlreich dahin gehen. Das könnte die Heiden erzürnen und bewirken, daß man den Eingang untersagte, so daß wir Alles verlieren würden, weil wir zu viel haben wollten. Und auch ihr seid vorsichtig und wollt ihr das heilige Opfer im Kerker darbringen, so wechselt euch ab, damit nicht immer derselbe Priester erscheine und sich der Wache verhaßt mache.“ Zu so demüthiger Vorsicht ermahnte der heilige Bischof, damit die Christen ihren Verfolgern nur ja keinen Anlaß zum Aufflammen des Zornes geben möchten. Dann fordert er Priester und Diakonen zu Gebet und Abtödtung auf, um die Strafruthe Gottes zu mildern. „Unser Flehen reicht nicht aus; Fasten und Thränen und jede Art von Demüthigung muß hinzugefügt werden, denn unsere Sünden haben dies Ungewitter herauf beschworen und wir werden nur so gestraft, wie wir es verdient haben! Denn wenn die Bekenner sich selbst die Ehre ihres Bekenntnisses Jesu Christi beilegen, statt die Ehre Gott zu geben, der ihnen die Kraft dazu verlieh, was soll man zu einem solchen Hochmuth sagen? Darum sind die Martern gekommen und zwar die Martern ohne Ende, welche nicht den Trost des Todes gönnen, sondern so eingerichtet werden, daß sie nicht um's Leben, aber um Geduld und Standhaftigkeit bringen.“

In den Städten, namentlich in dem üppigen und reichen und dadurch verweichlichten Carthago selbst, kam der Abfall vom Glauben schaarenweise vor, was freilich nicht maßgebend für die Landbewohner und für andere Gegenden ist. „Viele unserer Brüder,“ sagt Cyprian, „haben nicht darauf gewartet, eingezogen und befragt zu werden. Nein! sie liefen von selbst

dem Forum zu, um abzuschwören. Einmal war eine solche Menge dort zusammengedrängt, daß die Richter das Opfer auf den anderen Tag verschieben wollten, weil es zu spät war, um Alle zuzulassen; da baten sie dringend, es möge doch nicht verschoben werden. Einige brachten sogar ihre Kinder mit und führten sie selbst zu den Götzenbildern, um Weihrauch zu streuen oder Opferfleisch zu essen, als ob sie dafür zu sorgen hätten, daß die armen Kleinen möglichst bald der Taufgnade verlustig gingen."

Vielleicht wird Mancher in Staunen gerathen über solche Zustände und Vorfälle in der christlichen Kirche so früher Tage. Er hat gemeint, damals wären alle Christen vollkommen gewesen. Aber die Vollkommenheit aller ihrer Glieder ist der streitenden Kirche nicht bestimmt. In der triumphirenden, im Himmel, da ist die Vollkommenheit zu Hause. Auf der unvollkommenen Erde wird es immer kranke Seelen geben, welche zu ihrer Genesung nicht das ihre beitragen wollen. Dem Ursprung nach sind ja alle Menschen krank an der Erbsünde. Darum kam Christus in die Welt; darum baute Er seine Kirche; darum machte Er sie zu einem himmlischen Hospital und sein Fleisch und Blut zu göttlichen Arzeneien; darum machte Er die Priester zu Krankenwärtern der Seelen. Manchmal wird auch ein Wärter krank, wie seine Pfleglinge. Aber der göttliche Arzt ist immer bereit, seine Heilmittel Allen zu spenden, und durch seine Barmherzigkeit gelangen auch immer Viele zur Genesung und Gesundheit. Aus lauter Vollkommenen bestand aber nicht einmal die kleine Gesellschaft der Apostel, denn Judas gehörte dazu und der göttliche Heiland ließ ihn darin.

Die Kirche zu Carthago befand sich allerdings in einem kläglichen Zustand nicht nur während der Verfolgung, sondern auch nachher; denn da die Mehrzahl der Christen und ein Theil der Priester den Glauben verläugnet hatten, so bildeten die Apostaten die große Masse. Ihr Kleinmuth in der Verfolgung ging aber mit Hochmuth Hand in Hand; obwohl sie sich selbst von der Kirche ausgeschlossen hatten, wollten sie doch keine Ausgeschlossene sein und begehrten später ohne Beicht,

ohne Reue, ohne Buße, ohne Erlaubniß des Bischofs wieder in der kirchlichen Gemeinschaft aufgenommen und zum Empfang der heiligen Eucharistie zugelassen zu werden. Um dies durchzusetzen, mißbrauchten sie einen sehr heiligen Gebrauch. Es war schon vorgekommen, daß sich Apostaten voll Gram über ihre Schwäche an Märtyrer, z. B. in Smyrna an den heiligen Pionius, und an standhafte Bekenner gewendet hatten, um deren Gebet und Fürbitte anzuflehen, damit sie Genugthuung leisten und dann wieder zur alleinseligmachenden Kirche gehören dürften. Die Heiligen sind barmherzig, wie ihr Herr und Meister es war, der nicht den glimmenden Docht der Bußfertigkeit in einer Seele durch übergroße Strenge auslöschen wollte. So kam es, daß Märtyrer und Bekenner zuweilen an Personen, die ihnen wohlbekannt waren oder deren aufrichtige Reue sie nicht bezweifeln konnten, Empfehlungsschreiben gaben, um für sie bei den Bischöfen zu bitten; und daß diese, wenn sie in den Abgefallenen Beweise ächter Reue fanden, die Dauer ihrer Bußzeit abkürzten oder die Strafe selbst milderten, und sie dann wieder aufnahmen. Jetzt aber drängten sich die Abgefallenen in Schaaren nach dem Gefängnisse, wo die Bekenner in Haft lagen, und bestürmten sie mit Bitten um solche Empfehlungsschreiben. Einige der Bekenner, namentlich ein gewisser Lucius, gaben aus schwächlichem Mitleid, oder aus Leichtsinn, oder aus Hochmuth, an Bekannte und Unbekannte, ohne die mindeste Bürgschaft ihrer Bußfertigkeit, die verlangten Schreiben und zwar in so allgemeinen Ausdrücken, daß manchmal Einer mit zwanzig und dreißig Anderen, als seinen Verwandten und seiner Dienerschaft, empfohlen ward. Statt die Untersuchung der Apostaten dem Bischof zu überweisen, beeilten sich diejenigen Priester, welche ihm von Anfang feindlich gesinnt, so wie die, welche selbst abtrünnig geworden waren, die Gefallenen sowohl ohne Genugthuung, als auch ohne die bei solcher Veranlassung üblichen Ceremonien aufzunehmen.

Cyprian rügte lebhaft so viel Mißbrauch, Ungehorsam und Unordnung; aber Lucius blieb bei seinem eigenmächtigen

Verfahren und seiner leichtsinnigen Nachgiebigkeit, fand Unterstützung bei widersetzlichen Priestern, fand lebhafte Dankbarkeit bei den Abgefallenen, und reizte dadurch die große Menge zu einer heftigen Aufregung gegen Cyprian an, dessen weise Vorsicht und Mäßigung als grausame Härte verschrieen ward. Von Carthago verbreitete dieser Mißbrauch und die daraus entspringende Unordnung sich weiter in Afrika, und da für solche Fälle die allgemeine Kirche noch kein bestimmtes Verfahren als Richtschnur festgesetzt hatte, weil sie bis jetzt noch nicht vorgekommen waren, so wurden einige Bischöfe irr. Cyprian aber nicht. Er wollte keineswegs die Gefallenen für immer aus der kirchlichen Gemeinschaft verbannen, allein eben so wenig sie aufnehmen, bevor sie durch Buße an den Tag legten, daß sie in ihrem Inneren auch wahrhaft zum Glauben zurückgekehrt wären; denn wer für seine Sünde keine Genugthuung durch Buße leisten will, der bereut sie nicht, und wer nicht bereut, der glaubt nicht, daß ihm Vergebung der Sünden nothwendig sei, glaubt also nicht an die Heiligkeit, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit Gottes, glaubt also nicht an Gott und folglich auch nicht an die göttliche Offenbarung: ist folglich kein Christ. Die Apostaten schrieben einen drängenden Brief an Cyprian wegen ihrer Aufnahme, und zwar so, als ob *sie* die Kirche bildeten, wobei es denn recht merkwürdig ist, warum sie, wenn sie das glaubten, doch nochmals aufgenommen werden und mit *der* Kirche Eins sein wollten, welche sie nicht als die wahre Kirche anerkannten; so sehr verwickelt die innere Unwahrheit in Widersprüche! Cyprian antwortete ihnen:

„Als unser Herr die Ordnung der Kirche und die bischöfliche Würde einsetzte, sprach Er zu Petrus: Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und dir will ich die Schlüssel zum Himmelreich geben und was du auf Erden bindest, das soll im Himmelreich gebunden sein, und was du auf Erden lösest, das soll auch im Himmel gelöset sein. Von dorther fließt durch die Zeit und die Nachfolge, die Weihe der Bischöfe und die Ordnung der Kirche, so daß diese auf den Bischöfen ge-

gründet ist, und daß alle kirchlichen Angelegenheiten durch sie geordnet werden. Da dies Alles auf dem Gesetz Gottes beruhet, so muß ich mich sehr wundern, daß Einige die Verwegenheit gehabt haben, mir im Namen der Kirche zu schreiben. Die Kirche besteht in dem Bischof, dem Klerus und den Gläubigen. Gott verhüte, daß die Zahl der Apostaten sich Kirche nenne! Er ist kein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. Wären Jene die Kirche, so bliebe uns ja nichts übrig, als sie zu bitten, uns aufzunehmen."

In Rom fand Cyprianus Verfahren volle Zustimmung. Der Papst Fabianus war dort als Märtyrer gefallen, daher war die Heerde für den Augenblick ohne Oberhirten, aber die Geistlichkeit, welche damals aus sechsundvierzig Priestern, sieben Diakonen und sieben Subdiakonen bestand, wozu noch vierundneunzig mit den niederen Weihen, Akolythen, Exorcisten, Lectoren kamen, schrieb ihm:

„Nichts ist nothwendiger in Stürmen der Verfolgung, nichts schicklicher in Zeiten des Friedens, als fest an der Einrichtung der Kirche zu halten. Sie verlassen, hieße das Steuerruder eines Schiffes verlassen. Dies ist keine neue Ansicht. Unser Glaube, unsere Verfassung, unsere Zucht sind von Alters her. Der Apostel hätte nicht gesagt, daß die ganze Welt von unserem Glauben spreche, wenn dieser Glaube nicht damals schon tiefe Wurzeln geschlagen hätte. Gott verhüte, daß die römische Kirche je ihre Kraft durch weltliche Nachgiebigkeit schwäche und die Majestät des Glaubens verletze durch Mangel an heilsamer Strenge. Wenn wir unsere Glaubensbrüder sehen, wie sie abgefallen sind, wie sie täglich noch fallen, so wäre es eine verkehrte Barmherzigkeit, ihnen voreilig eine Versöhnung zu gestatten, die ihnen nichts helfen würde. Diesen Unglücklichen das Heilmittel kräftiger Buße entziehen, hieße sie tödten, aber nicht sie gesund machen. Die ganze Welt ist voll Schutt und Trümmer der Apostasie. Ein so weitverbreitetes Uebel muß sehr weise und sehr vorsichtig behandelt werden. Die Abgefallenen sind gefallen aus Verblendung, Leichtsinn und Schwäche; um so mehr müssen Die,

welche das Uebel heilen sollen, klug, überlegt und kräftig zu Werke gehen. Laßt uns für einander beten und beten auch für die Abgefallenen, damit sie sich erheben, die Größe ihrer Missethat erkennen, demüthig, geduldig und bußwillig werden, und nicht durch ihre Unruhe in der schwankenden Kirche ein inneres Zerwürfniß entzünden. Mögen sie an die Thüre klopfen, aber nicht sie einschlagen. Ihre Waffen müssen Thränen, Bitten und Verdemüthigung sein. Gott ist barmherzig, aber er begehrt auch die Befolgung seiner Gebote. Er beruft zum Festmahl, aber er wirft Den hinaus, der ohne hochzeitliches Kleid erscheint. Er hat den Himmel uns zugedacht, aber auch die Hölle bereitet. Er weiß seine Gerichte zu verhängen; wir müssen Sorge tragen, daß die Bösen nicht unsere Nachgiebigkeit loben, und daß die wahren Büßer uns nicht Härte und Grausamkeit vorwerfen."

Und diese Gesinnung ist die Gesinnung der Kirche bis zur heutigen Stunde!

Wie Cyprianus in Carthago hatte auch der neue Papst Cornelius in Rom gegen widersetzliche Priester zu kämpfen. Ein Neubekehrter, Namens Novatian, dem das demüthige Joch Christi und die priesterliche Weihe nicht den starren Hochmuth hatten sänftigen können, der ihm von der stoischen Philosophie anklebte, welcher er früher gehuldigt hatte, trat mit einer Irrlehre auf, die eben so unchristlich war, nur in entgegengesetzter Weise, als die, welche Cyprianus verwarf. Er behauptete, wer einmal in der Verfolgung abgefallen sei, dürfe niemals, und wenn er noch so aufrichtig Buße thue und noch so redlich seine Gesinnung geändert habe, wieder in der christlichen Gemeinschaft aufgenommen werden. Er behauptete auch, man dürfe sich nie zum zweitenmal verehelichen. Diese strengen Grundsätze, die ihm einen falschen Anstrich von Heiligkeit gaben, blendeten oberflächliche Leute. Sie bekannten sich zu denselben; sie nannten sich mit einem griechischen Wort Catharer, d. h. die Reinen oder die Puritaner; sie gingen in weißen Gewändern einher. Daß seine Irrlehre hie und da Eingang fand, steigerte Novatianus Hochmuth; er strebte nach

der Würde eines Bischofes von Rom, trennte sich öffentlich von Cornelius, als dieser gewählt worden war, wußte drei Bischöfe aus der Fremde nach Rom zu locken, und als sie seinen falschen Vorspiegelungen folgten, sie auch dahin zu bethören, daß sie ihm die bischöfliche Weihe ertheilten. So hatte Novatian zur Häresie das Schisma gefügt und war der erste Gegenpapst in der christlichen Kirche. Als diese aber ungestört ihren Gang fortging, den heiligen Cornelius als ihren Oberhirten betrachtete und reuige Abgefallene als verirrte Schaafe wieder in ihre Gemeinschaft aufnahm: da stellten sich auch nach und nach Novatianus Anhänger in die Reihe der verirrten Schaafe, und waren sehr froh, daß die Kirche nicht gegen sie die strengen Grundsätze geltend mache, welche ihnen gegen Andere so wohl gefallen hatten. Sie baten demüthigst um Vergebung, wurden herzlich wieder aufgenommen und Cyprian, der mit seinem großen Herzen die Kirche als ein Ganzes umfaßte, von welchem die Gemeinden zu Rom, zu Carthago und in der ganzen Welt einzelne Glieder waren, schrieb diesen Zurückgetretenen, als ob sie Schäflein seiner Heerde wären, einen freudigen, glückwünschenden Brief, durch den er allen Reformatoren der Kirche eine beachtungswerthe Warnung zuruft:

„Auch wenn Unkraut in der Kirche zu sein scheint, dürfen weder unser Glaube noch unsere Liebe so angefochten werden, daß wir sie verlassen sollten. Der Apostel sagt: in einem großen Hause sind nicht nur goldene und silberne Gefäße, sondern auch hölzerne und irdene. Befleißigen wir uns aus allen Kräften, geliebte Brüder, goldene Gefäße zu sein oder silberne! Die irdenen Gefäße zu zerbrechen, gebührt dem Herrn allein, dem eine eiserne Ruthe gegeben ward. Keiner darf sich dessen anmaßen, was der Vater nur dem Sohne zugesteht. Keiner darf wähnen, daß er die Wurfschaufel nehmen dürfe, um in der Tenne zu würfeln und sie zu reinigen, oder um nach menschlichem Urtheile alles Unkraut zu trennen von dem Waizen. Solches Verfahren ist stolze Hartnäckigkeit und frevelhafte Dreistigkeit, deren nur ein unsinniger Eifer sich erkühnt."

Zugleich schickte er ihnen zwei Schriften, die er zu jener Zeit verfaßt hatte: „Von den Gefallenen,“ und: „Von der Einheit der Kirche.“ In der ersten spricht er mit dem tiefsten Schmerz von den Abtrünnigen, und findet den Grund dieses Unglückes in dem sittlichen Verfall und in der Lauheit so vieler Christen: „Priester waren erkaltet, Werke der Liebe waren unterlassen worden, gesunken war die Zucht. Viele hatten nur für Vermehrung zeitlicher Güter gesorgt. Die Weiber waren eitel, schminkten ihr Angesicht, färbten Haare und Augenwimpern, sannen auf Eroberung leicht bethörter Herzen. Ehen wurden mit Ungläubigen geschlossen. Mit Leichtsinn legte man einen Eid ab; man legte ihn falsch ab. Man verachtete die geistlichen Vorgesetzten. Einer verläumdete den Anderen. Man lebte in Zwietracht und Haß. Selbst Bischöfe, die Anderen Beispiel und Ermunterung sein sollten, vernachläßigten ihr Amt, verließen ihren Stuhl und ihre Gemeinde, irrten umher in fremden Bezirken, trieben Handel, bereicherten sich durch Wucher. Die Verfolgung bewog nicht die Christen Buße zu thun.“ Ein treues Bild der Gebrechen der Welt, das so ziemlich auf alle Zeiten paßt, jedoch mit der Abänderung, daß sie nicht zu allen Zeiten das Uebergewicht haben.

Dann ermahnt Cyprianus dringend und innig die Abgefallenen zur Buße. „Ich bitte euch, geliebteste Brüder, bekenne Jeder von euch seine Sünde, so lange er noch in dieser Zeit ist; so lange seine Beicht noch kann angenommen werden, so lange noch Genugthuung und Nachlaß der Sünde durch den Priester stattfinden kann. Bekehren wir uns zum Herrn von ganzem Herzen und erflehen wir mit wahrem Reueschmerz Seine Barmherzigkeit. Der Gefallene kann durch ächte Buße mehr gewinnen an Glauben und an Tugend, als er vor dem Fall hatte. Wer die Kirche betrübte, kann sie auch mit Gottes Beistand wieder erfreuen und nicht nur Gottes Verzeihung erhalten, sondern auch die Krone.“ Wie ermuthigend bei aller Strenge! wie tröstend bei unerbittlicher Wahrheit!

Die Treue der Martyrer und der standhaften Bekenner preiset frohlockend Cyprianus und sagt von ihnen: „Sie standen auf dem unerschütterlichen Grunde himmlischer Gesetze, sie wurden gekräftigt durch evangelische Ueberlieferungen. Verbannung, Verlust des Vermögens, Martern, Tod, nichts schreckte sie. Um ihren Glauben zu verleugnen, gewährte man ihnen zuweilen einige Tage der Frist; wer aber eingedenk ist, daß er der Welt entsagte, der weiß von keinen Tagen der Welt mehr; und die Zeiten der Erde berechnet der nicht, welcher von Gott die Ewigkeit hofft."

In der Schrift von der „Einheit der Kirche" sagt er, daß nicht blos die Verfolgung, sondern auch die Verführung zu fürchten sei, wie der erste Mensch das beweise, der von der Schlange verführt ward. „Satan sieht die Götzen einsam und verlassen; deshalb schmiedet er jetzt neues Blendwerk: er betrügt die Christen unter dem Namen eines Christen. Deshalb erfindet er Häresie und Schisma: jene, um den Glauben zu trüben und zu vergiften; dieses, um die Einheit zu zerreißen. Aber sie können nur dort Wurzel fassen, wo man nicht bis zum Quell der Wahrheit hinaufdringt, nicht den wahren Hirten sucht, nicht bei der Lehre des göttlichen Meisters bleibt. Der Anfang war in der Einheit. Auf den einen Petrus baut der Herr seine Kirche; dem einen Petrus übergibt Er seine Schafe zu weiden. Nach seiner Auferstehung theilt Er allen Aposteln gleiche Macht mit, so daß sie werden was Petrus war. Sie sind sämmtlich Hirten; allein die Heerde ist nur eine, und gemeinsam sollen sie dieselbe weiden, und das Primat ist dem Petrus gegeben, um zu zeigen, daß die Einheit auf Einen gegründet, und daß die Kirche Christi nur Eine, die einzige Taube des Hohenliedes sei. Wie kann Derjenige am Glauben festhalten, der an dieser Einheit nicht festhält? Wie nur wähnen, zur Kirche zu gehören, da er ihr trotzt und sich von Dem trennt, worauf sie beruht? Sie breitet sich in heiliger Fruchtbarkeit zu einer stets wachsenden Menge aus, bleibt aber in der Einheit, wie die Sonne mit unzähligen Strahlen nur ein Licht, wie der Baum mit tau-

send Zweigen nur ein Stamm ist. Brich einen Zweig ab, und er ist todt! Wer sie verläßt, ist todt für's ewige Leben! Er ist ein Fremdling, ein Unheiliger, ein Feind. Hat er die Kirche nicht zur Mutter, so ist Gott sein Vater nicht. Hat Jemand sich bei der Sündfluth außerhalb Noe's Arche retten können, so rette er sich außerhalb der Kirche. Das glaube nur Niemand, daß die Guten die Kirche verlassen könnten! Nein! Die Stürme wehen Spreu und Stroh hinweg, nicht den Waizen; wir sollen uns Alle bemühen, Waizen zu sein. Der Herr hat gesagt: Ich und der Vater sind Eins; und weiter heißt es, daß der Vater und der Sohn und der heilige Geist, diese Drei Eins sind. Und diese Einheit, die aus göttlicher Unwandelbarkeit hervorgeht und unzertrennbar mit den Geheimnissen des Himmels verknüpft ist, kann Jemand wähnen, sie sei in der Kirche zu trennen, weil ein verkehrter Wille sich von ihr ausscheidet?"

Da auch frühere Bekenner in das Schisma gefallen waren, so bemerkt Cyprianus hierüber:

„Das Bekenntniß des Namens Jesu schützt nicht gegen die Versuchungen des Satans. Wenn das der Fall wäre, so würde ja ein Bekenner überhaupt niemals in eine Sünde fallen, was leider! doch geschieht. Das Bekenntniß ist nur der erste Schritt, nicht der letzte, zu seiner Glorie. Wer bis zum Ende beharrt, der wird selig: so ist die Verheißung des Herrn. Deshalb bilde nur Niemand sich ein, daß er, weil er Jesu bekennt, der Seligkeit gewiß sei! Salomon war sehr tugendhaft und sehr geliebt von Gott, und fiel doch ab von Gott. Judas war ein Apostel und vom Herrn berufen, und verrieth den Herrn. Das machte aber die übrigen Apostel nicht irre an ihrem Glauben und in ihrer Beharrlichkeit. Und so dürfen auch wir nicht irre werden an unserem Glauben und auch nicht die wahren Bekenner geringschätzen, wenn wir sehen, daß einige wankelmüthige Bekenner in das Schisma fallen. Martyrer können solche niemals werden! getödtet können sie werden außerhalb der Kirche; aber die Palme des Sieges erlangen nie!"

Uebrigens fehlte diesen auch die Veranlassung, um die Palme zu gewinnen; denn als im Jahre 252 ein heftiger Verfolgungssturm in Rom sich erhob, richtete er sich nur gegen die katholischen Gläubigen. Schismatische Novatianer ließ man in Ruhe. „Der Satan griff sie nicht an, denn sie gehörten ihm," sagt Cyprian, „er führt nur Krieg gegen seine Feinde, gegen das Volk Jesu Christi." Und dies Volk legte ein herrliches Bekenntniß, fast einmüthig, in Rom ab! Die Prüfung unter Decius war nicht vergeblich gewesen; die Herzen hatten sich seitdem entschiedener zum Glauben hingewendet und die Unverbesserlichen hatten sich durch Apostasie oder Schisma von der reinen Heerde ausgeschieden.

Cyprian hatte in Carthago zu gleicher Zeit gegen einen schismatischen Bischof und seinen Anhang zu kämpfen, hatte seine Heerde zu ermuthigen, als die Pest ausbrach, und hatte die christliche Lehre zu vertheidigen gegen den Proconsul Demetrian, der den Christen vorwarf, sie zögen Krieg und Seuche auf das Reich herab, und der sie mit einer Grausamkeit behandelte, als ob sein Vorwurf begründet sei. So wie die Pest ausbrach, versammelte Cyprian seine Gemeinde, ermunterte sie zu Liebeswerken jeder Art, nicht blos untereinander, sondern auch gegen die Heiden, und schärfte ihnen dringend die Worte des Heilandes ein: „Liebet eure Feinde," und: „Seid vollkommen wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Er sagte: „Wer ein Kind Gottes sein will, muß dem Vater nachahmen; muß sich seiner hohen Abkunft würdig zeigen. Der Wiedergeborne darf nicht entarten." Die wundervolle Erhabenheit seiner eigenen Seele flößte er ihnen durch Wort und Beispiel ein. Während die Heiden verzagten und verzweifelten, opferten sich die Christen für ihre Feinde und Verfolger wie für ihre Brüder auf. Einige beklagten es, durch die Pest sterben zu sollen, da sie auf die Marterkrone gehofft hatten. Denen stellte Cyprian vor: „Der Martertod ist eine Gnade Gottes und steht nicht in unserer Gewalt. Wer wahrhaft bereit ist, als Martyrer zu sterben, dem wird Gott seinen Lohn gewiß nicht entziehen. Es ist etwas Anderes, ob dem

Marterthum das Herz fehlt, oder dem Herzen das Marterthum! und Gott sieht das Herz."

An Demetrianus erließ er ein Schreiben, worin er die Christen gegen dessen böse Anschuldigungen und falsche Behauptungen vertheidigt und unter Anderem sagt: „Wir beneiden euch euer Glück nicht. Euern Haß erwidern wir mit Wohlwollen und zum Dank für die Martern, die ihr über uns verhängt, zeigen wir euch den Weg des Heils. Wir verbergen euch nicht die Gnaden Gottes; glaubet nur an Ihn, der nicht betrügen kann. Glaubet und lebet! Ihr verfolgt uns in der Zeit, aber freut euch mit uns in der Ewigkeit. Niemand braucht sich durch die Zahl seiner Sünden oder seiner Jahre vom Heil ausgeschlossen zu wähnen; so lange wir in dieser Welt sind, kommt die Buße nie zu spät, dürfen wir immer die Barmherzigkeit Gottes in Anspruch nehmen. Sind wir aber einmal dem Diesseits entrückt, so ist es uns nicht mehr möglich Buße, zu thun und Genugthuung zu geben. Hier auf Erden sichern wir uns das ewige Leben; hier verlieren wir es. Ständest du schon auf der Schwelle des Todes, und thätest du Abbitte für deine Sünden, und wendetest du dich wahrhaft gläubig und wahrhaft bereuend zu dem einigen wahren Gott hin, so schenkt seine Barmherzigkeit dir Verzeihung und sterbend gehst du in die Unsterblichkeit ein. Solche Gnade verleiht Christus! solches Geschenk theilt sein Tod uns mit."

Während der Ruhe, welche Kaiser Valerian in den ersten Jahren seiner Regierung den Christen gönnte, und unter dem Pontificat des heiligen Papstes Stephanus, erhob sich unter den Bischöfen die lebhafte Erörterung einer Lehre, über welche damals die Mutterkirche von Rom noch nicht entschieden hatte. Sie betraf die Gültigkeit der Taufe durch Ketzer. Die Taufe ist das Sacrament der Entsündigung, reinigt die Seele von der Makel der Schuld und der Befleckung durch Sünden, und führt das Leben der Gnade in die Natur hinein. Die allgemeine Meinung, die sich auf apostolische Tradition gründete, war die: daß eine Taufe, welche nach der Vorschrift des

Sohnes Gottes „im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes" ertheilt ward, selbst dann gültig bleibe, wenn auch Irrgläubige getauft hätten. Da diese Meinung bisher nicht in Frage gestellt worden war, so hatte auch noch keine rechtmäßige und feierliche Untersuchung über sie stattgefunden; wie etwa der älteste Sohn des Hauses das Majorat erbt und ruhig genießt, bis ein jüngerer Sohn oder ein Fremdling mit der Frage auftritt, ob es ihm auch wirklich gebühre? Dann sammelt er seine Documente und legt sie vor. Aehnlich verfuhr und verfährt die Kirche, wenn ihr heiliges Erbe, ihre Lehre, wie sie auf der Tradition und der heiligen Schrift beruht, in Frage gestellt oder angegriffen wird. In Afrika hatte sich die Meinung seit einigen Jahrzehnten ausgebildet, daß eine von irrgläubigen Christen vollzogene Taufe nicht gültig sei, daß also ein Kind irrgläubiger Eltern oder ein Heide, der sich zum Irrglauben bekenne, wenn sie auch getauft worden wären, dennoch die Wirkung des Sacraments nicht empfangen hätten und, im Fall ihres Uebertritts zum wahren Glauben, nochmals getauft werden müßten. Indessen bestanden auch in Afrika Zweifel gegen diesen Gebrauch, denn achtzehn Bischöfe in Numidien und Mauritanien schrieben an Cyprian und befragten ihn über diesen Punkt. Er entschied für denselben und mit ihm dreißig Bischöfe, die er zu einer Synode nach Carthago berief; später sogar einige achtzig. Auch im Morgenland theilten einige Bischöfe diese Ansicht. Der Papst Stephanus aber, der heilige Dionysius zu Alexandrien und die Mehrzahl der Bischöfe hielten an der alten Ueberlieferung, und diese Meinungsverschiedenheit war noch nicht völlig geschlichtet, als die Valerianische Verfolgung ausbrach, welche Stephanus und Cyprian und viele Tausende dahinraffte und alle Erörterungen und Controversen unterbrach. War Cyprian dem Papst Stephanus gegenüber, dessen oberhirtliche Gewalt er übrigens vollkommen anerkannte, allzu heftig, so hat er diesen Makel, wie der heilige Augustinus bezeugt, durch seinen glorreichen Martertod mit seinem Blut getilgt. Wann die afrikanischen

Bischöfe ihrem Gebrauch entsagt haben, ist ungewiß. Auf dem Concil zu Arles im Jahr 314, dem das allgemeine Concil zu Nicäa vom Jahre 325 beistimmte, wurde festgesetzt: jeder Irrgläubige, der in den Schooß der Kirche einzutreten begehrt, soll nach seinem Glaubensbekenntniß befragt werden. Findet es sich, daß er getauft ist im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, so soll man ihm nur die Hände auflegen, um ihm den heiligen Geist zu ertheilen. Ist aber der Glaube an die heilige Dreifaltigkeit in seinem Glaubensbekenntniß nicht ausgedrückt, so muß er wieder getauft werden. Und später bezeugt der heilige Augustinus, daß die Kirche, nachdem sie die apostolische Ueberlieferung untersucht, als Glaubenssatz festgesetzt habe: die Taufe, welche von Irrgläubigen im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes ertheilt worden, ist gültig; nicht aber die, welche ohne Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit geschieht. Und so ist es denn auch jetzt. Nur da, wo man, wie bei den verschiedenen Secten im Protestantismus, wie Unitarier, Antitrinitarier rc. und überhaupt bei der rationalistischen Richtung nicht sicher ist, ob deren Taufe gültig sei, wird bei dem Uebertritt zur Kirche die Taufe unter Bedingung ertheilt, d. h. für den Fall, daß die heilige Dreifaltigkeit zuvor nicht über den Täufling angerufen worden sei.

All' diese verschiedenen Meinungen und Ansichten, Erörterungen und Controversen, Spaltungen und Häresien, schadeten der Kirche ebensowenig wie die Verfolgungen der Heiden mit ihrem ganzen Marter-Apparat. Im Gegentheil! auch sie läuterten die Kirche und stellten den unschätzbaren Werth des reinen unverfälschten alten Glaubens heraus, weckten Begeisterung für ihn, treue Anhänglichkeit an ihn. Dem Haß der Verfolgung gegenüber schlossen sich die Christen um so fester in dem Bund der Liebe zusammen; gegen die Anfeindungen der Häresie traten sie um so fester in dem Bund des Glaubens auf. Sie knüpften das Band der kirchlichen Gemeinschaft immer enger und stellten immer entschiedener die Ueberzeugung heraus, daß ohne völlige Uebereinstimmung im

Glauben eine kirchliche Gemeinschaft unmöglich sei, und daß Jeder sich von der Kirche trenne und ihren Segen verliere, der mit Bewußtsein und Absicht von der Einheit des Glaubens abweiche. Daher wurde jetzt in der Kirche und für sie die großartige Bezeichnung herrschend, welche ein unschätzbarer Juwel in ihrer Krone ist und zu welchem die Häresie nie die Hand zu erheben gewagt hat. Wie schon Polykarp und Ignatius sie genannt hatten, wie diese vielleicht von den Aposteln es gehört hatten, so hieß sie jetzt: katholisch. Aus dem Bewußtsein die erste und die letzte zu sein, und alle Häresien, Schismen, Secten von gestern, von morgen, von hundert Jahren zu überdauern und von Christus berufen zu sein, über den ganzen Weltkreis das Evangelium zu lehren, ging diese herrliche Bezeichnung hervor. Sie war die allgemeine Kirche und trat als solche in einen ganz unüberwindlichen Gegensatz von göttlicher Eigenthümlichkeit und göttlichem Gepräge zu dem Gewirr der Häresie. Diese gebar eine Secte über die andere, aber sie lösten sich auf und zerfielen, bald schnell, bald langsam; die neuen verschlangen die alten oder verdrängten sie; schien eine länger zu bestehen, so war das nur ihr Name und sie war durch Parteiung so zerrissen, durch Absonderung so verringert, durch Veränderungen so umgebildet, daß ihr eigener Stifter vielleicht nichts mehr an ihr erkannt hätte, als seinen Namen, den er ihr aufgeprägt hatte, als einen Gegensatz zur Kirche Christi. Erhaben über dem verwirrten Vielerlei, der inneren Haltungslosigkeit und dem sporadischen Auftauchen der Secten stand die katholische Kirche mit ihrer organischen Einheit und Entwickelung, mit ihrem sicheren inneren Besitzthum, mit ihrer allmälig und ruhig fortschreitenden Ausbreitung über Länder, Völker und Reiche allgemein in der Zeit, allgemein im Raume da. Und dies sichere Besitzthum, aus dem ihre Einheit, ihre Entwickelung, ihre Ausbreitung hervorgingen, bestand nicht blos in ihrem reinen und wahren Glauben, sondern ebensosehr in der Katholicität ihres Glaubens; daß sie nämlich eine allgemeine, unfehlbare Glaubensregel in dem Prinzip der Tradition auf-

stellte und festhielt. Das war die Richtschnur, welcher Alle zu folgen hatten, Alle sich unterwerfen mußten, der geringste Laie, wie der große Erzbischof von Carthago; jeder arme Sünder und der heilige Cyprian. Weder die größten Verdienste, noch der erhabenste Geist, noch die strahlendsten Tugenden, weder die Heiligkeit des Lebens, noch das Opfer des Sterbens, weder Bekenntniß noch Martyrerthum vermögen irgend Jemand über diese Richtschnur hinweg zu heben. Durch sie war jeder Gläubige allen Sophismen und allen Schwankungen entrückt und auf ein unerschütterliches Fundament gestellt. Durch sie war er im Stande, die ächte Lehre Jesu Christi und seiner Apostel von den unächten und willkürlichen Meinungen der Häretiker zu unterscheiden. Durch sie war er beschirmt in seinem Recht, mit irrthumsloser Sicherheit den ächten Glauben ergreifen zu können. Denn da ohne Glauben Niemand selig werden kann: so darf auch Niemand im Zweifel darüber gelassen werden, wo dieser Glaube zu finden sei, sonst könnte ein Anbeter des Apis wähnen, sein Glaube verheiße ihm die Seligkeit des christlichen Martyrers, des Nachfolgers Jesu. Und der Prüfstein nun, um die ächte Tradition von der falschen, die sich für ächt ausgibt, zu unterscheiden, war, wie schon Irenäus aussprach, die Gemeinschaft des Glaubens mit der Kirche von Rom.

Am 2. August des Jahres 257 wurde der heilige Papst Stephanus zu Rom in den Katakomben der Lucina, wo er eben das heilige Meßopfer dargebracht hatte, von Soldaten überfallen und vor dem Altar enthauptet; und am 30. August wurde Cyprian vor den Proconsul von Afrika zu Carthago gestellt. Es waren schon ganze Massen von standhaften Bekennern, darunter Greise, Kinder und Jungfrauen in die Numidischen Kupferbergwerke geschickt, wo sie in schweren Ketten arbeiten, Hunger und Durst leiden, auf der bloßen Erde schlafen, die größte Verwahrlosung und Unsauberkeit ausstehen mußten. Cyprian hatte ihnen tröstende Briefe geschrieben und auch eine kleine Schrift: „Ermunterung zum Marterthum,“ erlassen, um den Glauben seiner Heerde zu

kräftigen und ihren Muth zu beleben. In dieser Schrift hatte er zum Schluß gesagt: „Wenn es sich darum handelt, Martyrer zu machen, müssen die Menschen schweigen und muß Gott allein reden.“ Jetzt kam die Reihe an ihn. Sein Diakon Pontius hat die Geschichte seines Lebens, Leidens und Sterbens aufgeschrieben; auch die Proconsular-Acten seiner Verhöre, Verurtheilung und Hinrichtung sind vorhanden.

Der Proconsul begann, wie immer, mit der Frage nach Cyprians Namen und mit der Erklärung, daß von jetzt an Jedermann verpflichtet werde, die Gebräuche des römischen Götterdienstes zu befolgen. Cyprian antwortete: „Ich bin Christ und Bischof und kenne keine Götter; wohl aber den Einen wahren Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde. Diesem Gott dienen wir Christen, wir beten zu Ihm bei Tag und bei Nacht, für uns, für alle Menschen, auch für das Heil der Kaiser.“ — „Und beharrest du in diesem Willen?“ fragte der Proconsul. „Ein guter Wille, der sich auf Erkenntniß Gottes gründet, ist unerschütterlich.“ — „Du wirst also nach Curubis in die Verbannung gehen?“ fragte der Proconsul weiter. „Ich gehe,“ sagte Cyprian. Darauf theilte ihm der Proconsul den kaiserlichen Befehl mit, daß nicht nur die Bischöfe, sondern auch die Priester sich vor den Richterstuhl zu stellen hätten; daher möge Cyprian ihm die Namen aller Priester zu Carthago nennen. Cyprian antwortete: „Eure Gesetze verordnen sehr weise, daß keine Angeber sein sollen. Man wird die Priester in ihren Bezirken finden, aber angeben kann ich sie nicht.“ — „Ich werde sie finden!“ sprach der Proconsul; „ferner ist den Christen verboten, Versammlungen zu halten und ihre Gottesäcker zu besuchen. Wer dawider handelt, wird mit dem Tode bestraft.“ — „Thue, was dir befohlen ist,“ sagte Cyprian. Vierzehn Tage später ward er in die Verbannung nach Curubis geführt, einem freundlichen Städtchen, das in gesunder und anmuthiger Gegend am Ufer des Meeres eine Tagereise von Carthago lag. Gleich nach seiner Ankunft hatte er, wie so viele Martyrer, eine Vision, die ihm seinen Tod verkündete. Ein erhabener Jüng-

ling erschien ihm und machte mit der flachen Hand die Bewegung des Schwertes bei der Enthauptung, gestand ihm auch zugleich die Frist eines Jahres zu, um seine Vorbereitungen zu machen. Cyprian theilte diese Vision sogleich dem Pontius und seinen übrigen Begleitern mit. Sie merkten sich den Tag — und es war im folgenden Jahr genau sein Todestag. Er lebte sehr getröstet von dieser Gnade Gottes ganz ruhig zu Curubis, herzlich geliebt von dessen Einwohnern, bald in stiller Einsamkeit, bald aufgesucht von seinen Glaubensbrüdern, bis ein neuer Proconsul ihn nach Carthago zurückrief. Cyprian wußte, daß die Zeit für den Glauben zu leben bald abgelaufen und die für den Glauben zu sterben nahe sei; und so kam er nach Carthago. Er durfte aber vor der Stadt in seinem Garten bleiben, den er früher zum Besten der Armen verkauft hatte, der ihm aber wieder geschenkt worden war. Dort erhielt er viel Besuch und die angesehensten Männer riethen ihm, sich der Verfolgung zu entziehen und boten ihm geheime Zufluchtsstätten an. Allein er dankte ihnen, lehnte alle Anerbietungen ab und wartete auf die Erfüllung des Willens Gottes.

Plötzlich fuhren zwei obrigkeitliche Personen vor seinem Garten vor und forderten ihn zu sprechen. Cyprian erschien mit seinem hohen Anstand und seiner heiteren Ruhe, nahm bei ihnen im Wagen Platz und ward nach der Stadt geführt, wo er bei dem vornehmsten dieser beiden Männer die Nacht zubrachte und sehr ehrerbietig behandelt wurde. Mit seinem Diakon Pontius und anderen Freunden durfte er seine Mahlzeit einnehmen. Inzwischen verbreitete sich die Nachricht blitzschnell durch Carthago, daß Thascius Cyprianus gefangen sei, und alles Volk lief um das Haus zusammen, denn auch die Heiden liebten ihn wegen seiner Milde, seiner großen Tugenden und seiner unerschöpflichen Barmherzigkeit zur Zeit der Pest. Die Christen hielten die ganze Nacht schaarenweise Wache vor dem Hause, damit ihrem geliebten heiligen Bischof nichts widerführe, wovon sie nicht sogleich Kunde hätten. Da Cyprian bemerkte, daß unter dieser Menge auch einige Jung-

frauen sich befanden, so befahl er sogleich sie hinweg und in Sicherheit zu bringen: so aufmerksam war er bis zum letzten Athemzug auf seine Heerde.

In der Frühe des nächsten Morgens ward er nach dem Landhause des Proconsuls geführt. Da derselbe noch nicht erschienen war, bot man ihm im Vorhof einen Sitz an und ein Soldat, der ein Christ sein mochte, bemerkte, daß des heiligen Bischofs Kleider feucht von Schweiß waren und schlug ihm vor, sie zu wechseln. Doch Cyprian dankte ihm freundlich und sagte: „Wir brauchen den Beschwerden nicht zuvor zu kommen, die vielleicht heute enden werden.“ Nun ließ der Proconsul ihn vor sich führen und fragte ihn: „Bist du Thascius Cyprianus?“ — „Ich bin's.“ — „Hast du den gotteslästerlichen Christen als Bischof vorgestanden?“ — „Ja.“ — „Die geheiligten Kaiser befehlen dir zu opfern.“ — „Das thue ich nicht.“ — „Besinne dich.“ — „Eine solche Sache läßt kein Besinnen zu! thue, was dir befohlen ward.“ Der Proconsul besprach sich eine Zeit lang mit den Beisitzern des Gerichtes; dann trat er wieder vor und sagte, wie es schien sehr ungern: „Du hast lange mit gotteslästerlicher Gesinnung gelebt, du hast viele Menschen in deine frevelhafte Verschwörung hineingezogen, du bist feindselig gegen die römischen Götter und die heiligen Gesetze aufgetreten, du hast dich durch die frommen und geheiligten Kaiser nicht zu ihren Religionsgebräuchen zurückführen lassen: darum sollst du als Urheber und Anstifter so schändlicher Frevel Denen zur Warnung dienen, welche deine Bosheit in dein Verbrechen hineingelockt hat. Dein Blut soll das Gesetz aufrecht halten.“ Dann ließ er von einem Täfelchen das Urtheil ablesen: „Wir wollen, daß Thascius Cyprianus durch das Schwert hingerichtet werde.“ Cyprian entgegnete: „Gott sei Dank!“ Eine große Schaar von Christen war ihm nachgefolgt; sie riefen laut: „Wir wollen mit ihm sterben!“ Und als er auf das Feld Sexti hinausgeführt wurde, drängten sie sich ihm nach und umringten dicht die Hauptleute, die ihm zur Seite gingen. So wandelte er wie im Triumph

zwischen Tribunen und Centurionen, vom Volk umwogt, aus den Thoren des Gerichtshauses nach einem freien, ebenen, mit großen schönen Bäumen rings umgebenen Platz. Auf diese Bäume stiegen Viele, um ihn in seinem letzten Leiden nicht aus den Augen zu verlieren. Draußen nahm er seinen Mantel ab, warf sich nieder und betete; stand dann wieder auf, zog sein Oberkleid aus, welches er Diakonen übergab, und hieß seine Freunde dem Scharfrichter fünfundzwanzig Goldstücke auszahlen. Die Augen verband er sich selbst, die Hände ließ er sich von zwei Diakonen binden. Die Christen breiteten Tücher von weißer Leinwand vor ihm aus, um das Martyrerblut aufzufassen; und mit zitternder Hand enthauptete ihn der Scharfrichter. Am 14. September des Jahres 258 errang Cyprian die Palme; er war der erste Bischof in Afrika, der den Martertod litt. Die Gläubigen bestatteten seinen Leib Nachts bei Fackeln und Kerzen, unter Gebet und feierlichem Lobgesang, und der Diakon Pontius schließt seinen Bericht mit den Worten: „Groß ist meine Freude über die Verherrlichung Cyprians; doch größer noch mein Schmerz, daß ich zurückgeblieben bin.“

Der heilige Laurentius.

Fast zur nämlichen Zeit sprach ein anderer Diakon eine ähnliche Klage aus; aber sie führte zu einem anderen Ende. Am 6. August des Jahres 258 brachte der heilige Papst Sixtus II. in den Katakomben des Calixtus das heilige Meßopfer dar; Soldaten überfielen ihn, schleppten ihn hinweg und enthaupteten ihn, mit ihm zugleich vier Diakonen. Als er fortgeführt wurde, folgte ihm der Erzdiakon der römischen Kirche, Laurentius, in Thränen nach und sagte: „O Vater, wohin gehst du ohne deinen Sohn? Wohin, heiliger Bischof, ohne deinen Diakon? Habe ich dir nicht immer gedient beim heiligen Opfer, und nun willst du dein Opfer vollziehen ohne mich? Habe ich dir mißfallen? Bin ich meiner Pflicht untreu

gewesen? O mein Vater, zeige deine Kraft auch in deinem Sohne und opfere mich, den du gebildet und unterwiesen hast, zugleich mit deinem eigenen Opfer auf." Darauf sprach der heilige Greis Sixtus tröstend zu dem Jüngling: „Weine nicht, mein Sohn, du kommst bald zu mir. In drei Tagen folgst du mir nach. Wir Greise gehen durch einen leichten Kampf hinüber; dir, dem Jüngling, ist ein harter Streit vorbehalten. Aber du bedarfst meiner Gegenwart nicht, um zu siegen. Die schwachen Jünger mögen dem Meister vorangehen; die starken sollen ihm folgen. Ich empfehle dir also die Nachfolge in meinem Siege." Freudig sah nun Laurentius seinen heiligen Bischof die Palme und die Krone des ewigen Lebens erringen und war getröstet durch die Gewißheit, baldigst mit ihm vereinigt und bei Christus zu sein.

Laurentius, ein Spanier von Geburt, nach Anderen ein Römer, war der Erste unter den sieben Diakonen der römischen Kirche, wie einst der heilige Stephanus zu Jerusalem es war. Und diesem war er nicht blos in seinem Amt ähnlich, sondern auch in seiner Tugend, seiner Gottseligkeit, seiner Liebe für den Heiland, seiner heiligen Weisheit. Als Erzdiakon lag ihm die Sorge ob, für das Vermögen der Kirche und für die Armen und Dürftigen; und diese zwiefache Pflicht, als Verwalter und als Diener Jesu, erfüllte er mit größter Hingebung. Jetzt, da der brausende Sturm einer wüthenden Verfolgung noch näher kam, brachte er die Reichthümer der Kirche in Sicherheit, d. h. er vertheilte Alles, was von milden Gaben zusammen geflossen war, und auch die reichen goldenen und silbernen Altargeräthe, die er hatte einschmelzen lassen, an die Armen, damit diese nicht ganz hülflos sein mögten, wenn die Kirchengüter eingezogen würden. Der Präfect von Rom erhielt eine unbestimmte Kunde von großen Schätzen, die Laurentius zu verwalten habe, entbrannte in Habgier, ließ den Erzdiakon zu sich rufen und sprach zu ihm mit schneidendem Hohn, schlecht verhüllt durch Katzenfreundlichkeit: „Ihr pflegt zu klagen, daß wir euch grausam behandeln; wohlan! hier ist weder Folter noch Marter, sondern ganz sanft begehre ich Das von dir,

was du sehr leicht thun kannst. Man sagt, daß bei euern Festen die Priester in goldenen Bechern Opfer darbringen und das Blut des Opferthieres in silbernen Schaalen auffangen. Auch sollen ja bei euren nächtlichen Feierlichkeiten die Kerzen auf goldenen Leuchtern brennen und eure Glaubensgenossen oftmals ihre eigenen Kinder enterben, um ihr Vermögen der Kirche zu schenken. Ihr braucht diese zusammengehäuften, verborgenen Schätze nicht; aber der Staat bedarf ihrer. Da nun euer Gott gelehrt hat, Jedem das Seinige zu geben, und da der Kaiser die Münzen mit seinem Bildniß für sein Eigenthum erkennt: so müßt ihr dem Kaiser geben, was dem Kaiser gehört. Das ist eine billige Forderung. Irre ich nicht, so hat euer Gott auch nie Geld schlagen lassen und überhaupt kein Geld auf die Welt gebracht, sondern nur Worte. Liefert uns also das Geld aus und seid fortan reich an Worten." Mit größter Gelassenheit entgegnete Laurentius: „Ja, es ist wahr, unsere Kirche ist sehr reich und der Kaiser selbst hat solche Schätze nicht. Ich werde dir all' ihre Kostbarkeiten aufweisen; nur mußt du mir etwas Zeit lassen, damit ich Alles berechnen und zusammenzählen kann." Der Präfect war mit dieser Antwort höchst zufrieden und gab ihm eine Frist von drei Tagen. Während dieser Tage durchwanderte Laurentius ganz Rom und suchte alle Hülfsbedürftige auf, welche die Kirche unterstützte, schwache Greise, verlassene Wittwen, arme Jungfrauen, Kranke, Dürftige, Verstümmelte. Er kannte sie Alle; er hatte ja Allen die Hülfe gespendet, die Jeder bedurfte. Er schrieb ihre Namen auf und ordnete an, daß sie sich sämmtlich an einem bestimmten Tage zur nämlichen Stunde im Vorhof einer bestimmten Kirche zu versammeln hätten. Als die Frist abgelaufen war, ging Laurentius zum Präfecten von Rom und sprach: „Nun komm und sieh unsere Schätze;" und führte ihn zu der Kirche. Der Präfect ging freudig mit; aber seine Zufriedenheit verwandelte sich in den äußersten Unwillen, als Laurentius mit ihm im Vorhof unter einer ungeheueren Schaar von Elenden aller Art stehen blieb und sagte: „Dies sind die

Schätze der Kirche. Denn Kleinodien sind Die, in denen Christus ist, in denen der Glaube Christi lebt. Denn größere Schätze gibt es nicht als die, von denen Christus gesagt hat: „Was ihr einem von ihnen gethan, das habt ihr Mir gethan" (Matth. 25, 35.), in denen also Er selbst angesehen sein will." Als nun die Armen den Präfecten umringten und um Almosen baten, ergrimmte dieser und kehrte sich drohend nach Laurentius um; aber der heilige Erzdiakon antwortete ihm ruhig: „Was zürnest du? Gold begehrtest du, ein geringes falsches Metall! und ich zeige dir das wahre Gold, das Licht Christi und erlöste Menschen; Kleinodien begehrtest du, und ich zeige dir die Krone der Kirche von Perlen und Edelgestein: gottverlobte Jungfrauen und heilige Wittwen. Suche jetzt Nutzen zu ziehen aus diesen Schätzen für Rom, für den Kaiser und für dich."

Der Präfect war außer sich vor Zorn über diese Verhöhnung, wie er es nannte, und ordnete die grausamste Marter für Laurentius an. Der heilige Jüngling ward entkleidet auf einem eisernen Rost ausgestreckt, unter welchem Kohlen glühten, ohne in Flamme aufzuschlagen, damit der Feuertod desto länger dauere. Aber die Glut der heiligen Liebe war so groß in seinem Herzen, daß sie die Folterglut überwog, und daß sein Antlitz zu strahlender Schönheit sich verklärte. Nach einiger Zeit sprach er ruhig zum Präfecten: „Wende mich um, denn auf dieser Seite bin ich genug gebraten." Dies geschah und scherzend sagte er nach einer Weile: „Jetzt ist's genug, du kannst mich essen." Er sah, wie Stephanus, den Himmel offen und all' sein Leid ward ihm Wonne. Er wendete nicht mehr den Blick zur Erde, betete lange und inbrünstig für die Bekehrung Roms und verhauchte in Frieden seine heilige Seele am 10. August 258. Neubekehrte Christen trugen Nachts seine Ueberreste mit zärtlicher Sorgfalt fort und beerdigten ihn auf dem Veranischen Felde an der Tiburtinischen Straße in einer Grotte.

Wenig Martyrer sind so berühmt und, von den ältesten Zeiten an, so gefeiert wie der heilige Laurentius. Mit dem heiligen Papst Sixtus und dem heiligen Bischof Cyprianus

ist der heilige Erzdiakon in dem Canon der Messe aufgenommen. Die großen Kirchenväter Ambrosius und Augustinus, die heiligen Päpste Leo der Große und Gregor der Große wetteiferten in seinem Lobe. Als Herolde seines Ruhmes sind ihm unzählige Kirchen gewidmet, und vor Allem eine der fünf Patriarchalkirchen von Rom. Als die Welt vom Evangelium erobert wurde, wurde sie gleich in den ersten Jahrhunderten in fünf Patriarchate getheilt, in fünf erhabene Sitze für die Erzväter der Christenheit, Rom, Antiochien, Jerusalem, Alexandrien und Constantinopel. Letzteres ausgenommen, waren sie sämmtlich von Aposteln oder Apostelschülern gegründet. Die vier Patriarchate des Orients fielen jedoch alle vor dem Andrang der Häresie und der Barbaren; aber Rom, der Felsen und der Sitz des heiligen Petrus, Rom, das die ganze Kirche vertritt und jede einzelne Kirche in seinem Schooß trägt und alle in lebendiger Einheit erhält: Rom hat nicht gewollt, daß das Andenken an jene untergehe. Fünf der ältesten und prachtvollsten römischen Kirchen sind der Erinnerung an diese fünf Patriarchate gewidmet, nämlich: St. Johannes vom Lateran, St. Peter vom Vatican, St. Paul an der Straße von Ostia (extra muros), St. Maria Maggiora und St. Laurentius außer den Mauern *). Letztere steht auf dem Veranischen Felde und

*) Die acht Konstantinischen Basiliken — Kirchen, die durch ihr Alterthum, ihre Pracht, ihren Reichthum an Reliquien wahrhaft heilige Schatzkammern der Kunst und der Andacht sind und ihre Gründung auf Kaiser Constantin oder auf Mitglieder seiner Familie zurückführen — heißen: St. Johannes vom Lateran, St. Peter vom Vatican, St. Paul außer den Mauern, St. Laurentius außer den Mauern, zum Heiligen Kreuz in Jerusalem, zu den heiligen Aposteln, zu St. Petrus und St. Marcellin, zur heiligen Agnes außer den Mauern. Die fünf ersten dieser Basiliken bilden mit St. Maria Maggiora und St. Sebastian das, was man kurz: die sieben Basiliken zu nennen pflegt. Den Katholiken, die nach Rom reisen, sind diese gar wohl bekannt wegen der heiligen Abläße, die an ihren andächtigen Besuch geknüpft sind. Außerdem hat Rom über 350 Kirchen, unter denen die zum heiligen Clemens, zur heiligen Praredis, zur heiligen Maria in Cosmedin ebenfalls den ersten Jahrhunderten angehören.

enthält die Reliquien und die Marterwerkzeuge des heiligen Diakon. Außerdem ist noch die Kirche von St. Laurentius in Damaso zu Rom, welche so genannt wird, weil der Papst Damasus sie zu Ehren des Heiligen erbauen ließ.

Der heilige Nicephorus.

Das Leiden dieses seligen Martyrers zeigt in ihm, wie in allen Martyrern, die drei göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe in ihrer schönsten Entfaltung. Zugleich wirft es aber auch ein helles Licht auf die innerste Seelenstimmung, deren Reinheit eine wesentliche Bedingung der Gnade des Martyrerthums ist. Denn es ist eine große Gnade; aber es kommt darauf an, wie das Herz die Gnade aufnimmt, ob es mit ihr wirkt oder ob es ihr widersteht und sie verschmäht. Der Morgenthau fällt vom Himmel: auf einen Sumpf, und der Morast wird nur noch tiefer; auf ein Eisfeld, und es wird nur noch größer; auf eine grüne Wiese, und Gras und Halme, Kräuter und Blumen werden gelabt, erfrischt, entfaltet und verschönert. Und so kann es auch dem Menschenherzen gehen. Der göttliche Heiland hat verheißen, daß nicht Die, welche nur „Herr! Herr!" zu ihm sagen, in den Himmel kommen werden; und der es verheißen hat, ist getreu. Und der heilige Evangelist Johannes schreibt in seinem ersten Brief: „Wenn Jemand sagt: ich liebe Gott, und hasset doch seinen Bruder, der ist ein Lügner." Aber für Lügner ist das Himmelreich nicht.

Zu Antiochien lebten zwei Männer, Sapricius, ein Priester, und Nicephorus, ein Laie, in so treuer, herzlicher Freundschaft, daß ihre brüderliche Einigkeit Allen zur Freude und Erbauung diente. Das dauerte eine Reihe von Jahren fort. Dann plötzlich, man weiß nicht wie? nicht warum? verwandelte sich diese Freundschaft in die allerbitterste Feindschaft. Sie sahen sich nicht mehr, sprachen nicht mehr mit einander, grüßten sich nicht mehr bei zufälliger Begegnung

und endlich, da alle Leidenschaften sich steigern, wenn man ihnen immer nachgibt, kam es dahin, daß sie straßenweit einander aus dem Wege gingen. Das Unkraut des Hasses hatte ihr ganzes Herz überwuchert. Nach einiger Zeit kam aber Nicephorus über das Sündhafte einer solchen Uebertretung der Nächstenliebe zur Besinnung. Er ging in sich, verlangte herzlich sich zu versöhnen und schickte einen Freund zu Sapricius, der für ihn bitten sollte. Allein Sapricius lehnte die Aussöhnung ab. Nicephorus fand keine Ruhe. Er gab Freunden, die sie früher gemeinschaftlich gehabt hatten, denselben Auftrag; doch umsonst. Da ging er zu dem vertrautesten Freunde des Sapricius und bat diesen angesehenen edlen Mann, er möge sich doch für ihn verwenden, damit Sapricius ihm verzeihe. Es geschah; doch umsonst. Der Priester des Gottes, der gesagt hat, wir müßten unserem Bruder nicht sieben Mal, sondern siebenzig Mal sieben Mal verzeihen, blieb unversöhnlich. Aber der fromme Nicephorus ließ sich dadurch nicht abschrecken. Vielleicht hatten all' diese Freunde nicht flehend, nicht demüthig genug für ihn gebeten; vielleicht nicht genug seine Bereitwilligkeit ausgedrückt, seiner Schuld sich anzuklagen und gar nichts von Sapricius zu begehren, als nur dessen Vergebung! Er konnte in seinem guten Herzen nicht diese feindselige Gesinnung ertragen, eilte selbst in das Haus des Sapricius, warf sich ihm zu Füßen und bat innig und demüthig: „Verzeihe mir, Vater! um Jesu willen, verzeihe mir.“ Aber der harte Mann dachte nicht an die heilige Bitte: „Vergib uns unsere Schuld,“ sondern wies den armen Nicephorus unerbittlich ab.

Nun brach die Valerianische Verfolgung aus, die sich zuerst gegen die Priester wendete und auch Sapricius ward eingezogen und dem Präfecten vorgeführt, welcher ihm die hergebrachten Fragen nach Stand und Namen, Amt und Glauben vorlegte und dann mit der kaiserlichen Aufforderung schloß, zwischen Götzenopfer und qualvollem Tod zu wählen. Sapricius hatte mit ruhiger Würde das Verhör bestanden und antwortete dem Präfecten uneingeschüchtert: „Wir Chri-

sten haben Christus allein zum Gott und zum König, denn Er ist der Schöpfer von Himmel und Erde. Die Götter der Heiden sind aber Götzen, die von der Welt verschwinden sollten, da sie ein Machwerk von Menschenhänden sind." Der Präfect gerieth in Zorn, ließ ihn auf die Folter werfen und die Schrauben so heftig umdrehen, daß ihm alle Gelenke verrenkt wurden. Während der grausamen Marter sprach Sapricius: „Du hast Gewalt über mein Fleisch; aber über meine Seele nur ihr Erschaffer, der Herr Jesus Christus." Und von aller Qual unbewegt hielt er lange, lange die entsetzliche Folter aus. Nun sah der Präfect ein, daß dieser Mann sich weder zwingen noch überreden lasse, und fällte ihm sein Todesurtheil durch das Schwert. Nicephorus hatte dem Verhör beigewohnt und die Standhaftigkeit des Martyrers bewundert. Als er ihn jetzt zum Richtplatz führen und der himmlischen Krone entgegeneilen sah, lief er auf ihn zu, warf sich ihm zu Füßen und rief: „Martyrer Christi, verzeihe mir, wenn ich wider dich gesündiget habe!" Sapricius antwortete ihm nicht, die Soldaten stießen den Nicephorus zurück und der Zug ging vorüber. Nicephorus enteilte auf Nebengassen, kam abermals dem Sapricius entgegen, fiel vor ihm nieder und flehte: „Martyrer Christi, verzeihe mir, was ich aus menschlicher Schwachheit gegen dich gesündigt habe. Siehe! nun ist dir die Krone von Christus verliehen, weil du seinen Namen nicht verläugnet, sondern muthig vor tausend Zeugen bekannt hast; darum verzeihe mir!" Aber Sapricius wollte ihm in stolzer Verblendung seines Herzens nicht verzeihen und nicht einmal antworten, so daß die Lictoren zu Nicephorus sagten: „Einen so dummen Menschen, wie du bist, haben wir noch nie gesehen! Er geht zum Tode, er wird gleich sterben, er kann dir weder nützen noch schaden, und du bittest ihn um Verzeihung!" — „O," rief der fromme Nicephorus, „ihr wisset nicht, um was ich diesen Bekenner Christi bitte; Gott aber weiß es."

Und als sie nun sämmlich auf den Richtplatz kamen, warf sich Nicephorus wieder vor dem unbarmherzigen Priester nie-

der und sprach unter heißen Thränen die Worte des Herrn: „Es steht geschrieben: Bittet, so wird euch gegeben werden; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan.“ Es war umsonst! Sapricius sah ihn nicht an, hörte nicht hin, antwortete nicht, verzieh nicht, blieb ungebeugt im starren Haß, im finsteren Trotz. Aber aus diesem grausamen, unmenschlichen und unversöhnlichen Herzen floh die himmlische Gnade, die ihm bis zum letzten Augenblick Frist zur Bekehrung gegönnt hatte. Wie die vollkommene Liebe mit Gott vereint, so trennt der Mangel an Liebe von Gott. Sapricius, der an seinem Nächsten keine Barmherzigkeit üben wollte, schloß sich dadurch aus von der Verheißung der Seligkeit, welche den Barmherzigen ertheilt ist, schloß sich aus vom himmlischen Reich, dessen Pforten schon für ihn geöffnet waren. Die Lictoren geboten ihm niederzuknieen: „Weshalb?“ fragte Sapricius. „Weil du das Gebot des Kaisers wegen eines Menschen, der Christus heißt, verachtet hast und den Göttern nicht opfern wolltest, soll dir jetzt das Haupt abgeschlagen werden,“ antworteten sie. „Haltet ein!“ schrie der unselige Mensch; „tödtet mich nicht! ich gehorche dem Befehl, ich opfere den Göttern.“ So sprach derselbe Mann, der eben bei der grimmigsten Folter den Herrn nicht verläugnet und gleichsam schon die Welt überwunden hatte. Aber er bestand die Prüfung in der Nächstenliebe nicht und stürzte demnach aus der Ordnung der Gnade in die des natürlichen Lebens hinab, wo die Selbstsucht das Gesetz gibt. Diesem Gesetz folgte Sapricius. Vorher wollte er lieber sterben, als das Gebot Gottes: „Du sollst keine Götter haben neben Mir“ verletzen. Jetzt wollte er lieber das Gebot übertreten, als sterben.

Als Nicephorus dies hörte, rief er ihm bittend zu: „O mein Bruder, sündige doch nicht und verläugne nicht unseren Herrn Jesus. O weiche nicht ab von ihm und verliere nicht deine Krone, welche du in so schwerer Marter dir errungen hast.“ Sapricius wollte jetzt noch weniger auf ihn hören und bestand fest darauf, den Untergang im ewigen Tode, statt

des Triumphes im ewigen Leben zu wählen. Nicephorus mußte nun erkennen, daß der unglückliche Sapricius abgefallen sei. Darum sagte er zu den Lictoren: „Wohlan! ich bin ein Christ. Ich glaube an den Namen unseres Herrn Jesu Christi, den dieser Mann verläugnet hat; also tödtet mich statt seiner.“ Die Lictoren staunten, daß Nicephorus, der so demüthig und flehend zu Füßen des Sapricius gelegen hatte, jetzt so kühn sich dem Tode weihe; wagten jedoch nicht, ohne Befehl des Präfecten ihn hinzurichten. Darum eilte Einer von ihnen zurück mit der Kunde: „Sapricius verspricht den Göttern zu opfern. Es hat sich aber ein Anderer gemeldet, welcher für ihren Christus sterben will und laut erklärt, er sei ein Christ und könne weder dem kaiserlichen Befehl gehorchen, noch den Göttern opfern.“ Der Präfect gab die Entscheidung ab: „Beharrt er bei diesem Entschluß, so sterbe er durch das Schwert.“ Der Lictor eilte wieder zum Richtplatz und verkündigte dies Urtheil dem Nicephorus, der es mit frohem Dankgebet anhörte und die Opferanträge weiter nicht beachtete. Da ward ihm das Haupt abgeschlagen, und sein Marterthum, das er in Demuth und Liebe begonnen hatte, vollbrachte er im Glauben. Er nahm den Platz in der Herrlichkeit ein, der für seinen unglücklichen Freund bereitet war. Nicephorus zählt unter den heiligen Martyrern; aber von Sapricius geschieht keine Meldung mehr.

Afrikanische Martyrer.

Visionen, Vorzeichen, Traumgesichte und ähnliche Erscheinungen kommen sehr häufig in den Acten der Martyrer vor und deuten an, wie verloren ihre Seelen in himmlische Dinge, wie gewöhnt an die Betrachtung des Uebernatürlichen sie waren. Der materielle Mensch, der nur im Irdischen lebt und am Sinnlichen klebt, hat davon keine Ahnung; er hat aber auch keine vom Marterthum.

Flavian, Diakon der Kirche von Carthago und Jünger des heiligen Cyprian, hatte bei einer Erscheinung seines geliebten Bischofs und Lehrers ihn gefragt, ob er den tödtenden Schwertstreich gefühlt habe, und die Antwort erhalten: „Der Leib fühlt nichts, wenn die Seele ganz Gott hingegeben ist, und das Fleisch leidet nichts, wenn der Geist im Himmel ist.“ Wer von solcher Kraft des Glaubens und solchem Schwung der Liebe erfüllt ist, wird dadurch die Befähigung empfangen können, die Geheimnisse Gottes zu verstehen. Der heilige Cyprian hatte in einem Brief an den Successus geschrieben, „seine Kleriker wären alle nach der Frömmigkeit ihres Herzens zu der unvergänglichen himmlischen Herrlichkeit bereit.“ Viele von ihnen wurden berufen, dies Zeugniß wahr zu machen und sind auch die Namen der Meisten untergegangen, so sind doch einige Acten gerettet worden, in denen sich der Ausspruch des heiligen Bischofs glänzend bewährt. Der Proconsul von Afrika, Galerius Maximus, der ihn zum Tode verurtheilt hatte, starb einige Tage nach ihm und bis zur Ankunft eines anderen Proconsuls führte der Procurator Solon das Regiment mit großer Grausamkeit zu Carthago. Eine Menge von Christen aus allen Ständen, Männer, Frauen, Kinder, wurden eingekerkert. Es hieß freilich, nur die Priester sollten mit dem Tode gestraft werden, weil sie als die Anführer der Religionsrebellen betrachtet wurden; aber in der Ausführung nahm man es nicht so genau. Unter den Verhafteten befanden sich fünf Priester, der Diakon Flavian und zwei Katechumenen, sämmtlich Schüler des heiligen Cyprian. Sie schrieben selbst ihre Leidensgeschichte auf und Glaubensbrüder ergänzten das Ende.

Man warf sie in einen Kerker, dessen Qualen alle Vorstellung überstiegen. Welche Tage und Nächte sie darin zubrachten, wie sie von Hunger, Durst und Erschöpfung gefoltert wurden, das deuten sie nur an und setzen hinzu: „Wir gingen in den Ort der größten Strafe, wie in den Himmel; denn je größer die Pein, desto größer ist auch Der, welcher sie in uns überwindet.“ Der eine Katechumen starb, nachdem er im

Kerker die heilige Taufe empfangen hatte; der andere vorher; sie waren noch nicht dem Leibe nach gegen all diese Schrecknisse gewaffnet, allein im Geist waren sie ganz unerschütterlich geblieben. Renus, einer der Priester, hatte einen Traum, der Alle mit süßer Freude erfüllte. Er sah Jeden einzeln aus dem Kerker führen und Jedem wurde ein Licht vorgetragen. Dann waren noch Andere da, aber ohne Lichter, und sie blieben im Kerker. Als die kleine Schaar mit ihren Lichtern beisammen und heraus war, erwachte Renus, und wie er seinen Leidensgenossen den Traum erzählte, waren sie selig in der Zuversicht, mit Christus zu wandeln, „der eine Leuchte ist für unsre Füße" (Psalm 118.). Auf die frohe Nacht folgte ein froher Tag. Mit Ketten belastet wurden sie vor den Procurator, aber erst zum Schauspiel des Volkes um das ganze Forum geführt. Durch ihr treues Bekenntniß überwanden sie den Satan, indem sie von keiner Todesfurcht sich schrecken ließen, und da die Stunde ihrer Erlösung noch nicht gekommen war, mußten sie in's Gefängniß zurück. Dort stand ihnen ein schrecklicher Kampf bevor und zwar viele Tage lang. Der Procurator ließ sie Mangel leiden an frischem Wasser, was bei so vielen Kranken, Schwachen und Verschmachtenden eine unsägliche Qual war, eine langsame Agonie, wenn man sich die Hitze und die schlechte Luft hinzu denkt. „Aber dieses Leiden, dieses Elend, diese Nöthen nahm Gott auf sich." Er ließ es nicht an Trost fehlen. Der Priester Victor hatte eine liebliche Vision. Er sah ein Kind von strahlender Schönheit, welches sie Alle im Kerker umherführte, ohne daß sie den Ausgang finden konnten; worauf es sprach: Ihr müßt noch ein wenig leiden, aber vertraut auf mich, ich bin bei euch. Der Geist verlangt wohl nach Gott und die Seele sieht sich wohl um nach der Heimath, doch getrost! die Krone wird um desto strahlender sein. Aber wo ist das Paradies? fragte Victor. — Nicht auf der Welt, sagte das Kind. — O zeige es mir! bat Victor. — Wo wäre dann der Glaube, erwiderte das Kind. — Nach wenigen Tagen starb Victor den Martertod.

Eine Frau, Namens Quartillosia, die vor drei Tagen ihren Gatten und ihren Sohn zum Tode hatte führen sehen und bald denselben Weg wie ihre Geliebten ging, wurde auch durch eine Erscheinung in diesen großen Qualen des Leibes und der Seele wunderbar getröstet. Sie sah ihren Sohn am Rande eines Wassers sitzen und er sprach: Der Herr hat eure Drangsal und Nöthen angesehen. Darauf erschien ein erhabener Jüngling, sagte: Seid getrost, ihr Alle! Gott ist eurer eingedenk! und reichte den Gefangenen zu trinken in Schalen, die nicht leer wurden. Gerade an diesem Tage wurde ihnen aber jede Nahrung entzogen und sie bekamen auch nicht einen Tropfen Wassers. Man wollte sie durchaus zum Abfall drängen, nicht zum Tode. Erst am nächsten Tage gelang es den Glaubensbrüdern, ihnen reichliche Speise und Labung zukommen zu lassen, und sie erholten sich und priesen die Gnade des Allmächtigen.

Aber zum Martyrerthum gehörte nicht blos Standhaftigkeit im Leiden und Bereitwilligkeit zu sterben, sondern auch eine fleckenlose Seele. Deshalb waren die Visionen trostreich immer, doch manchmal auch warnend; denn Martyrer sind Menschen und können demnach fallen. Zwischen den beiden Priestern Julian und Montanus war eine Meinungsverschiedenheit gewesen wegen einer abtrünnigen Frau, die sich jetzt wieder zur christlichen Gemeinschaft halten wollte, und in Folge davon blieb Montanus, ein feuriger rascher Mann, kalt und verstimmt gegen Julian. Da ward ihm ein warnendes Gesicht im Schlaf. Die römischen Centurionen kamen und führten ihn auf ein weites Gefilde und dann in einen hell glänzenden freien Raum. Da wurde sein Gewand weiß und licht, aber sein Leib noch lichter als das weiße Kleid und dabei so durchsichtig, daß das Innerste seines Herzens zu schauen war. Als Montanus nun einen Blick in seine Brust hineinwarf, erschrack er sehr, denn er ward einige dunkele Flecken gewahr. Zugleich erkannte er aber auch, was das sei: die Flecken rührten daher, daß er mit Julian uneins geworden sei. „Denn die Eintracht der Liebe muß erhalten werden. Daß Diejenigen

das Erbe Gottes empfangen werden, die mit ihren Brüdern in Frieden leben, verkündigt der Herr selbst, indem Er spricht: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes heißen (Matth. V, 9.). Der Apostel legt das so aus: Sind wir denn Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi, insofern wir mit Ihm leiden und mit Ihm verherrlicht werden. Kann keiner Erbe sein, der nicht Kind ist, und keiner Kind Gottes, der nicht friedfertig ist: so kann auch das Erbe Gottes keiner erlangen, der den Frieden bricht." Ihre Visionen waren keine leeren Träumereien und Spielereien, sondern sowohl in tiefer Uebereinstimmung mit den Geheimnissen und den Lehren des Glaubens, als auch treue Wegweiser zur Vervollkommnung.

Monate vergingen in der qualvollen Haft. Da ließ der Procurator sie wieder vorführen und Alle freuten sich auf ihr Siegesfest. Es legte auch Jeder sein Bekenntniß mit freudigen Worten ab. Doch da ereignete es sich, daß Flavians Freunde, von falscher Liebe bewogen, aussagten, er sei nicht Diakon, dürfe also auch nicht das Schicksal der Priester theilen. Flavian betheuerte wiederholt, er sei Diakon; allein seine zahl- und einflußreichen Freunde setzten durch, daß man ihn in's Gefängniß zurückschickte. Die Uebrigen wurden zur Enthauptung verurtheilt und sogleich fortgeführt. Aus Liebe und Theilnahme fanden sich die Christen zahlreich und noch zahlreicher die Heiden aus Neugier ein. Die Heiterkeit auf dem Gesicht der Martyrer war die beste Glaubenspredigt, die sie halten konnten; doch sprachen sie auch noch ermuthigend, kräftigend, tröstend zu der Heerde Gottes, die an ihnen, als an Cyprians geliebten Schülern, innig hing. Lucius, der zart gebaut und von Natur sanft und schüchtern war, hatte durch Elend und Krankheit so schwer gelitten, daß man fürchtete, er könne im großen Gedränge vielleicht den Geist aufgeben und um das Glück kommen, sein Blut für Christus zu vergießen. Deshalb umringten ihn die Gläubigen so, daß die Menge sich ihm nicht aufdrängen konnte. Er vermochte auch nicht viel zu sprechen; aber wenn die Brüder ihn baten:

„Gedenke unser;" so antwortete er, als ob ihm die Palme und der Himmel noch lange nicht gewiß wären, in tiefster Demuth: „Gedenket ihr meiner." Dann kamen die Uebrigen und Montanus zuletzt, stark und herrlich an Körper und Geist, wie er es immer gewesen war. Wie ein Prophet rief er: Wer den Göttern opfert und nicht dem Herrn allein, wird ausgerottet worden! Allen sagte er etwas Passendes. Die Ketzer beschwor er, „aus der Menge der Martyrer die Wahrheit der Kirche zu erkennen und zu ihr zurückzukehren;" den Abgefallenen sagte er, von ihrer vollkommenen Buße würde ihre Aussöhnung mit der Kirche und dereinst das Urtheil Christi über sie abhängen; die Getreuen ermahnte er, die Krone der Treue zu bewahren; die Jungfrauen, in der Heiligkeit voranzuschreiten; die Priester, zu einmüthiger Gesinnung und Liebe zum Frieden. Als die Hinrichtung an den übrigen vollzogen und das Schwert schon über Montanus geschwungen war, breitete er die Hände zum Himmel aus und bat Gott mit lauter, den Christen und Heiden vernehmlicher Stimme, daß Flavian ihnen am dritten Tage nachfolgen möge, und das Tuch, womit er sich die Augen verbinden sollte, zerriß er in zwei Theile und sagte, die eine Hälfte sei für Flavian, der sie übermorgen brauchen werde. Und so schied Montanus, mit dem Panzer des Glaubens und mit dem Helm des Heils gerüstet, von der Erde ab.

Flavian, „dem eine feindselige Freundschaft das Leben retten wollte," war betrübt über die Trennung von seinen Gefährten, jedoch ergeben in den Willen Gottes, in sein Gefängniß zurückgekehrt. Wer sich mehr darüber grämte, als er, und wen er gar trösten mußte, das war seine Mutter, die immer bei ihm gewesen war und ihn auch jetzt nicht verließ, eine Frau wie jene Mutter der Maccabäer, von unbesiegbarem Glauben und unerschüttertem Geist. „Du weißt ja, geliebte Mutter," sprach er tröstend zu ihr, „daß ich immer verlangt habe, das Marterthum recht zu genießen und recht lange die Ketten zu tragen. Sieh, nun wird mein Wunsch erfüllt, also müssen wir uns freuen, nicht grämen."

Aber nur „zwei Tage nahm der Schmutz des Kerkers den Mann des Himmels auf, für den schon die paradiesische Wohnung bereitet war.“ Er hatte seine Hoffnung fest auf das Gebet seiner Freunde gesetzt; und sie ward erfüllt. Am dritten Tage holten ihn Soldaten ab. Während er im Gerichtshof wartete, bis er zum Verhör kam, blieben nicht nur seine Schüler und andere Katechumenen und Gläubige bei ihm, sondern viele Heiden, die in früheren Jahren mit ihm die Wissenschaften studirt hatten, wollten ihn noch sehen und ihn, wo möglich, durch Bitten und Vorstellungen bewegen, den Göttern zu opfern und sein Leben zu retten. Er dankte ihnen liebreich für den Rath, den sie nach ihrem Sinn aus Freundschaft ihm gaben, und setzte hinzu: „Wir Christen leben, auch wenn wir getödtet werden, und der Tod besiegt uns nicht, sondern wir siegen durch ihn. Wollt ihr zur Erkenntniß dieser Wahrheit kommen, so müßt ihr Christen werden.“ Aber wenn die Heiden auch einen Gott annahmen, so wurde der Glaube an ein Leben nach dem Tode ihnen doch noch viel schwerer. Endlich begann sein Verhör. Der Procurator fragte, weshalb er sich für einen Diakon ausgebe, da er doch keiner sei? Flavian sagte: „Ich lüge nicht, ich bin Diakon.“ Ein Centurion brachte ein schriftliches falsches Zeugniß, das man gegen Flavians Behauptung ausgestellt hatte. Dieser fragte: „Ist es denn aber wahrscheinlich, daß ich in dieser Sache lüge?“ Das Volk schrie: „Ja, ja! du lügst!“ Der Procurator foderte ihn auf, die Wahrheit zu sagen. „Was hätte ich denn von einer Lüge, die mir den Tod bringt?“ fragte Flavian. Er war nun einmal der Liebling des Volkes, darum ward es sehr aufgebracht, daß er sich nicht wollte retten lassen, und begehrte mit großem Geschrei seine Folterung; nicht eigentlich, um ihn zu peinigen, nur um ihn zur Lüge zu zwingen. Aber was vermochte die Folter über ihn, der im Kerker, als sie Alle von Hunger und Durst gefoltert wurden, seinen geringen Antheil sich versagte, um Schwächere und Kranke zu sättigen? Er hatte hundertmal die Folter durchgemacht, darum ward sie ihm auch jetzt erspart und der Procurator verurtheilte ihn ohne Weiteres zum

Schwert. Nun war er wonnevoll und sein Gang zum Tode glich einem Festzug. Viele Priester, all' seine Schüler, zahlreiche Gläubige gaben ihm ein Ehrengeleit. Mit heiterer Würde ging er zwischen ihnen und erzählte ihnen die Traumerscheinungen, die ihn in den letzten Tagen erquickt hatten; wie ein erhabener Mann zu ihm gesprochen habe: „Du bist traurig? und du warst zweimal Bekenner und wirst zum drittenmal Martyrer werden!" Und wie der Bischof Successus, welcher die Marterkrone errungen, ihm, leuchtend von Antlitz und Gewand, zugerufen habe: „Komm zum Leiden!" Ein milder, aber reichlicher Regen begann zu fallen, den Gläubigen zur Freude, denn er hielt die Heiden von dem Zuge zurück, und Flavian sagte: „Es mußte regnen, damit, wie beim Leiden des Herrn, Wasser und Blut sich vermische." Dann segnete er, ungestört durch heidnische Neugier, die Brüder, gab ihnen Allen den Friedenskuß, trat auf eine kleine Erhöhung und sagte: „Ihr habt den Frieden, meine Geliebteste, wenn ihr den Frieden der Kirche und die Einheit der Kirche bewahrt. Und glaubt nur nicht, daß ich mit diesen Worten etwas Geringes gesagt habe! Unser Herr Jesus Christus, da er dem Leiden nahe war, empfahl dasselbe, als er sprach: Das ist mein Gebot, daß ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebt habe." Mit der Hälfte des Tuches, die Montanus für ihn bestimmt hatte, verband er sich nun die Augen, kniete zum Gebet nieder und endete betend sein Leiden.

Die heiligen Marian, Jakobus und Andere.

Nach der bischöflichen Stadt Cirtha (dem heutigen Constantine) in Numidien kamen auf einer kleinen Reise drei vertraute Freunde, Jakobus, ein Diakon, Marian, ein Lector, und ein Dritter, dessen Name nicht bekannt, der aber Verfasser der Leidensacten der Anderen geworden ist. Sie fuhren auf einem sehr holperigen Wege und die Sonne stand

hoch am Himmel; dennoch schlief Jakobus ein und hatte folgendes Traumgesicht: Ein Jüngling von überirdischer Gestalt, dessen Antlitz sich über die Wolken erhob und der in fliegende leuchtende Gewänder gekleidet war, ging an ihm vorüber, ohne die Erde zu berühren, und warf zwei purpurfarbene Gürtel ihm und dem Marian zu, indem er sagte: Folget mir geschwind. Jakobus erwachte und erzählte freudig seinen Gefährten diesen Traum, der ihnen eine Verheißung des Marterthums zu enthalten schien. In Cirtha war die Verfolgung ungeheuer blutig. Zwei gottselige Bischöfe, Agapius und Secundinus, wurden aus ihrem Exil fortgerissen und wieder nach Cirtha gebracht. Sie trafen unterweges mit jenen Reisenden zusammen und so wurden sie sämmtlich in den Kerker geworfen, wo die rohe Grausamkeit der Soldaten ihnen schwere Leiden bereitete. Aber die Anwesenheit, das Beispiel und die Ermahnungen der heiligen Bischöfe war ein großes Labsal für die Gefangenen. Dem Bischof Agapius waren zwei ganz junge Mägdlein, Tertullia und Antonia, anvertraut worden; aber in diesen schrecklichen Tagen konnte er sie nicht schützen, nicht versorgen. Mehrmals flehte er inbrünstig zu Gott, sie möchten, obwohl ja noch Kinder, mit ihm die Marterkrone erringen. Da antwortete ihm eine Stimme: Warum bittest du so oft um etwas, das du schon beim ersten Mal erlangt hast? Und wirklich, die zarten Kinder Tertullia und Antonia bekannten und litten mit dem heiligen Bischof.

Zwei Tage später winkte die Palme auch dem Jakobus und Marian. Der Erstere hatte schon die Stürme der Decischen Verfolgung ausgehalten. Diese Peinen wiederholten sich jetzt und fanden ihn ebenso unbeugsam. Er hatte sich gleich als einen Diakon angegeben, daher ließ man ihn nicht wenig peinigen. Marian, der nur Lector war und dem man das Geständniß abpressen wollte, daß er schon Priester sei, wurde aber noch viel schärfer gefoltert und dann an den beiden Daumen aufgehängt, während man schwere Gewichte an seinen Füßen befestigte. Es war eine unerträgliche Qual, wie der wunde verrenkte Leib mit der schweren Last an den

zarten Sehnen hing. Allein je matter der Körper, um so kräftiger wurde sein Geist, und der Statthalter ließ Beide in den Kerker zurückführen, wo sie sich mit den Brüdern in der Hoffnung auf ihre Siegeskrone herzlich freuten. Trotz der Zerfleischung seines Leibes fiel Marian sogleich in einen tiefen ruhigen Schlaf, der ihn doppelt erquickte, weil er ein liebliches Traumgesicht hatte. Er sah einen strahlenden Thron und auf demselben saß ein Richter. Daneben erhob sich eine Bühne, zu welcher viele, viele Stufen emporführten und die Schaaren der Bekenner wallten hinauf, um ihr Urtheil zu hören. Da sprach eine dröhnende Stimme: Bringe den Marian! und er stieg hinauf. Plötzlich erschien zur Rechten des Richters Cyprian und sagte lächelnd zu Marian, dem er die Hand reichte: Komm und setze dich zu mir. Da saß er nun, während andere Schaaren verhört wurden, bis der Richter aufstand und sie ihn nach seinem Palast begleiteten. Der Weg ging durch anmuthige Auen, die mit Pinien und Cypressen wie mit einem grünen Kranz umgeben waren. Mitten in diesen heiteren Gefilden tauchte ein lauterer Quell auf, der in vielen Bächen sein Wasser ausströmte. Da verschwand der Richter. Cyprian nahm eine Schale, schöpfte aus dem Quell und trank, schöpfte wieder und reichte sie dem Marian, der sie mit Freuden leerte, Gott dankte und bei diesem Dank erwachte. — Das Wasser, welches in der heiligen Schrift so oft ein mystisches Labsal und eine mystische Ueberfülle der Gnaden bezeichnet, kommt in demselben Sinne gar häufig in den Gesichten der Martyrer vor.

Einige Tage ließ man ihnen Ruhe, dann forderte man sie wieder vor den Statthalter. Bei dem erneuerten Bekenntniß, das sie ablegten, ereignete es sich, daß ein Mann durch die unsägliche Freudigkeit, mit der er sie betrachtete, als ein Christ erkannt wurde. Man fragte ihn und er leugnete es gar nicht und ließ sich selig mit den Bekennern einsperren; „denn die Kerker waren bei den Heiden die einzigen Herbergen der Gerechten.“ Der grausame Statthalter wußte immer neue Erfindungen der Bosheit zu machen. Er schied streng Laien und

Priester von einander, weil er hoffte, jene würden leichter abfallen, wenn sie ohne geistlichen Trost, Zuspruch und Stütze wären. Aber diese Bosheit half ihm nichts; sie blieben standhaft und er hatte nun so viel mit den Verhören und Hinrichtungen der Laien zu thun, daß die Geistlichen sich ein wenig betrübten, weil jene ihnen mit der Palme voraneilten. Da sah Jakobus in einer Nacht den heiligen Bischof Agapius mit seinen Leidensgefährten ganz verklärt und froh bei einem prächtigen Festmahl. Hingerissen vom Geist der Gnade und Liebe eilte er mit Marian dieser seligen Gesellschaft zu. Da lief ihnen ein Knabe entgegen, der mit seinem Zwillingsbruder und seiner Mutter einige Tage vorher gelitten hatte. Der Kleine trug einen Kranz von Rosen und in der Rechten einen frischen, grünen Palmzweig und rief ihnen zu: „Freuet euch und frohlocket! morgen werdet ihr mit uns das Abendmahl halten.“ Kaum brach der Tag an, so erfüllte Gott seine Verheißung. Die Schergen kamen; das Urtheil ward vom Richter verkündet und mit einer Menge anderer Schlachtopfer führte man die Martyrer zu dem Ort der Hinrichtung. Es war ein schmales Thal, durch welches ein Strom zwischen kleinen Hügeln floß, die ein natürliches Amphitheater für die zahlreichen Zuschauer bildeten. Am Ufer wurden die Martyrer in mehreren Reihen mit verbundenen Augen neben einander aufgestellt, damit der Henker nur an ihnen vorüber zu gehen brauchte, um ganz geschwind einen Hals nach dem anderen zu treffen, wodurch die Sache beschleunigt und erleichtert wurde; denn auf dem nämlichen Platz hätte er unmöglich Alle enthaupten können, weil zu viel Leichen aufgeschichtet, zu viel Blut zusammengeflossen wäre. Jetzt ging die gräßliche Metzelei in Ruhe und Ordnung vor sich. Ein Märtyrer nach dem Anderen sank vom Todesstreich getroffen zu Boden und Ströme von Blut rötheten die Wellen des Flusses. Die gottselige Maria, die Mutter des Marian, hatte sich eingefunden, um dem Siege ihres theuern Sohnes mit heldenhafter Liebe beizuwohnen. Sie wurde nicht müde, mit frommer Zärtlichkeit sein blutiges Haupt zu küssen

und Gott zu preisen, das für Marian das Loos so lieblich gefallen und ein so herrliches Erbtheil ihm geworden sei.

Der heilige Fructuosus.

Der erste Martyrer in Spanien, von dessen Leiden man zuverlässige Acten hat, war ein guter Hirt, der fromme Bischof von Tarragona, Fructuosus. Wie bei all' solchen Lieblingen Gottes waren auch bei ihm die Gnaden und die Tugenden so groß, daß sich sogar die Heiden einer zärtlichen Ehrfurcht vor ihm nicht erwehren konnten. Um wie viel inniger mußte die Liebe seiner Gemeinde sein! — Es war noch nicht Tag und er ruhte auf seinem Lager, da klopften sechs Soldaten an seine Thüre. Als Fructuosus die vielen Fußtritte hörte, wußte er wohl, was das zu bedeuten habe, stand geschwind auf und eilte mit bloßen Füßen zu ihnen hinaus. Sie sagten ihm, daß Aemilianus, der Präfect, ihn und seine beiden Diakone, Augurius und Eulogius, fordere. „Ich bin bereit," sprach der Bischof demüthig, „nur will ich, wenn ihr es erlaubt, meine Schuhe anziehen." — „Thue das," sagten die Soldaten. Inzwischen kamen auch die beiden Diakonen und man führte alle Drei in den Kerker. Fructuosus war wonnevoll, denn er rechnete mit zuversichtlicher Freudigkeit auf die Krone des Lebens, zu welcher er nach dem Kampf und dem Leiden berufen werde. Viele Priester und Laien seiner Heerde waren im Kerker bei ihm, um ihm zu dienen, seiner Nähe sich zu erfreuen und seine Fürbitte in Anspruch zu nehmen. Er war immer im seligen Gebet und taufte während seiner Gefangenschaft den Katechumen Rogatian. Am sechsten Tage wurde er vor den Präfecten geführt und gefragt: „Hast du schon gehört, was die Kaiser befohlen haben?" — „Ich habe nichts gehört," antwortete der Bischof, „aber ich bin ein Christ." — „Sie haben befohlen, die Götter zu verehren." — „Ich verehre den Einen allmächtigen Gott, der

die ganze Welt geschaffen hat." — „Weißt du denn nichts von den Göttern?" — „Nein!" — „Dann wirst du es lernen müssen; denn wer soll gehört, verehrt, angebetet werden, wenn nicht die Götter und das geheiligte Antlitz der Kaiser?" Der Bischof schwieg, hob Augen und Herz empor zu Gott und sammelte sich im innerlichen Gebet, während der Präfect den Augurius ermahnte, nicht dem Beispiel seines Bischofs zu folgen. Aber der fromme Diakon antwortete ihm mit derselben Erklärung. Da wendete sich Aemilian zu dem andern Diakon mit der Frage: „Und du? Du betest wohl gar den Fructuosus an?" — „Nicht ihn," entgegnete Eulogius, „sondern Denjenigen, welchen auch Fructuosus anbetet." — „Bist du Bischof?" fragte der Präfect den heiligen Mann. — „Ich bin es." — „Du warst es!" entgegnete hohnlachend Aemilian und sprach das Urtheil, alle Drei zu verbrennen. Sie wurden sogleich nach dem Amphitheater geführt, wo der Scheiterhaufen aufgeschichtet ward. Unterweges brach die Liebe des heidnischen Volkes zu dem herrlichen Mann in Mitleid und Wehklagen aus; aber die Christen betrübten sich nicht, denn sie wußten wohl, welcher Glorie ihr Bischof, der so recht ein Bischof nach dem Herzen Gottes war, zueilte; sie freuten sich für ihn; nur daß er sie in der Trübsal einsam ließ, das machte sie traurig. Sie boten ihm einen Becher voll gewürzten Wein an, um ihn ein wenig zu stärken. Aber es war Freitag, da währte die Faste bis drei Uhr Nachmittags und jetzt war es erst zehn Uhr Vormittags. Fructuosus lehnte den Trank ab und sagte: „Es ist noch nicht an der Zeit." Er hoffte auf das himmlische Freudenmahl im Paradiese, das der Herr Denen bereitet hat, die ihn lieben, und ging froh und ruhig weiter. Vor dem Amphitheater kam ihm sein Lector Augustalis in Thränen entgegen und bat ihn mit demüthiger Liebe um Erlaubniß, ihm die Schuhe ausziehen zu dürfen, denn seine Cleriker liebten ihn wie einen Vater und drängten sich dazu wie gute Kinder, ihm kleine Dienste zu leisten. „Laß es nur, mein Sohn," sagte Fructuosus liebreich, „die selige Verheißung gibt mir Kraft."

Und freudig zog er sich die Schuhe und das Oberkleid aus. Ein christlicher Soldat, Namens Felix, ergriff seine Rechte und bat ihn seiner eingedenk zu sein. Mit lauter Stimme, um von Allen gehört zu werden, antwortete Fructuosus: „Ich muß ja der ganzen katholischen Kirche, die vom Aufgang bis zum Niedergang ausgebreitet ist, eingedenk sein.“ Wie in einem Triumphbogen stand er im Thor des Amphitheaters, denn er ging nicht der Strafe und dem Untergang, sondern dem Siege und dem Lohne zu. Er wendete sich nun nochmals zu den Seinen und sprach Allen vernehmlich: „Der Herr wird euch nicht ohne Hirten lassen und weder jetzt noch in Zukunft wird die Liebe und Verheißung des Herrn euch fehlen. Betrübt euch nicht! mein Leiden ist nur das einer Stunde.“ Und mit seinen beiden Diakonen ging er getrost in die Flammen. Da standen sie ganz frei, nur ihre Hände waren gebunden; aber das Feuer verbrannte die Stricke und nun warfen sie sich auf die Knie, breiteten ihre Arme in Kreuzesform aus, versenkten sich in das heilige und gewohnte Geschäft ihres Lebens, in das Gebet und als lebendige Siegeszeichen des Herrn riefen sie Gott an und hauchten zugleich ihre heiligen Seelen aus.

Zwei Christen dienten im Hause des Aemilian, dessen Tochter ihre Gebieterin war. In der Begleitung dieses jungen Mädchens waren sie Zeugen vom Tode der Märtyrer und sahen, wie sich über dem Scheiterhaufen die befreiten Seelen in den Himmel erhoben. Sie zeigten das wunderbare Schauspiel ihrer Herrin und das Mägdlein sah, was sie sahen. Sie eilten nun zu Aemilian und sprachen: „O komm' und sieh, wie Diejenigen, welche du zum Tode verurtheilt hast, ihrer Hoffnung, dem Himmel, zurückgegeben werden.“ Aemilian kam, aber er sah nichts. Himmlische Visionen sind für reine Augen und reine Herzen. In der Nacht kamen die Christen, sammelten die Asche und die Gebeine, und Jeder gedachte seinen Theil als ein geheiligtes Andenken aufzubewahren. Sie wurden aber Alle durch ein und dasselbe Wunderzeichen, das sich an verschiedenen Orten kund gab, aufge-

fordert, sämmtliche Reliquien an einem und demselben Platz aufzubewahren. Daher begruben sie die Gebeine feierlich in einer Kirche und unter einem geweihten Altar.

Der heilige Cyrillus.

Nicht der äußere Krieg war in dieser Verfolgung das härteste! Daß Kaiser und Richter, Volk und Obrigkeit, Soldaten und Priester, Heiden und Juden auf die Christen eindrangen, war doch wenigstens ein offener Krieg. Aber der heimliche und häusliche, der sich entspann in einem Hause, in einer Familie, an einem Heerd, unter einem Dach, der untergrub die Sicherheit in den Verhältnissen und die Liebe in den Herzen; der war die Erfüllung der Worte des Herrn (Matth. X.): „Es wird der Bruder den Bruder und der Vater den Sohn übergeben.“ Denn gerade dieses befahlen die kaiserlichen Edicte, gerade dies Zerfleischen des eigenen Leibes, gerade dies Wüthen gegen das eigene Herz. Dadurch, so wähnten die Heiden, müsse das Christenthum sein Herzblut ausströmen und absterben; aber sie wußten nicht, daß der göttliche Heiland **sein** Blut ewig erneuernd und erfrischend durch alle Adern des Leibes der Kirche gießt; daß „wenn die Mutter ihres Kindes vergessen könnte,“ der himmlische Vater ein solches seinetwegen verstoßenes Kind hundertfach lieben und segnen will; und daß Er „aus dem Munde der Kinder und Säuglinge sich Lob bereitet,“ während die Welt Ihn haßt und verfolgt. Eines dieser begnadeten Kinder war Cyrillus, ein Knabe von kaum zwölf Jahren. Zu Cäsarea in Cappadocien lebten seine Eltern reich und angesehen im Heidenthum. Aber Cyrillus wendete sich schon in zartester Kindheit dem wahren Glauben zu. Wer ihn darin unterrichtet hatte — ob seine Wärterin, oder ein Sklave des Hauses, oder ein Spielgefährte — Niemand wußt' es! immer führte er den süßen Namen Jesu im Munde, nannte sich Christ, bevor man vermu-

then konnte, daß er überhaupt irgend etwas vom Christenthum wisse und setzte seine Eltern in großes Erstaunen, daß er diese seltsame Art zu spielen habe. Denn sie hielten seine Aeußerungen eben nur für unverständiges Kinderspiel. Aber für Cyrillus war es eine höchst ernste und entschiedene Angelegenheit! Er sprach von nichts lieber, als von seinem Wunsch, Christus zu verherrlichen, und strebte dabei so innig und aufrichtig nach allem Guten, nach Gehorsam, Fleiß, Mildthätigkeit, Sanftmuth, daß viele Kinder seines Alters ihm nacheiferten und daß er alle Herzen gewann. Nur nicht das Herz seines eigenen Vaters! Ungerührt durch die lieblichen Tugenden des Knaben, mißhandelte er ihn durch Vorwürfe, Drohungen und Schläge ohne die mindeste Veranlassung. Der Glaube gab jedoch dem Knaben eine wunderbare Standhaftigkeit. Je mehr ihn der Vater mit Schimpf und Strafe überhäufte, um so freudiger nannte Cyrillus sich Christ, ertrug alle Grausamkeiten sehr gern, machte sich gefaßt auf noch viel größere Leiden und liebte seinen Vater mit demüthiger Zärtlichkeit. Doch der harte Mann blieb ungerührt und nahm daher eben so zu in der Bosheit und im Haß, wie sein Sohn in der Tugend und in der Liebe. Eines Tages ließ er Cyrillus dermaßen geißeln, daß dessen zarter Körper ganz mit Wunden bedeckt war. Dann fragte er ihn, ob er dem Christenthum entsagen wolle? und als Cyrillus es verneinte, ließ ihn der Vater aus dem Hause jagen, verschloß ihm für immer die Thüre, sagte sich gänzlich von ihm los und enterbte ihn. Die Freunde und Gesinnungsgenossen des Vaters lobten diese Handlungsweise sehr und fanden es äußerst verständig, in dieser Art die Christenbrut zu vertilgen. Cyrillus war nun auf Einmal ein Bettel- und ein Waisenkind geworden, verwundet, verstoßen und blutarm. Aber der selige Knabe achtete diese Behandlung seines Vaters für gar nichts und sagte, er verliere nur wenig und Geringes und Das, was der Glaube, der im Herrn lebt, ihm verheiße, sei unendlich viel größer, besser und herrlicher. Der gottbegeisterte Starkmuth dieses Kindes setzte die ganze Stadt in Bewegung: die Christen, um Gott zu preisen, der die Kleinen

und Schwachen zu Seiner Verherrlichung Sich auserwählt; die Götzendiener, um in Zorn zu entbrennen, daß ein kleiner Knabe mit so unerhörter Kühnheit ihre Götter verachte. Wenn die Kinder so gesinnt waren, was hatten sie dann von den Männern zu erwarten? Der Richter zu Cäsarea ließ Cyrillus durch Soldaten aufsuchen und vor sich führen, drohte ihm mit einem strengen Gericht, wenn er nicht dem Glauben entsage und sah gleich, daß diese Drohung ihn nicht im mindesten erschrecke. Muthig stand der Knabe vor ihm, beantwortete seine Fragen, lehnte seine Zumuthungen ab, sprach mit himmlischer Weisheit und wußte von keiner Furcht. „Kind,“ sagte endlich der Richter, um doch auch den Weg der Milde zu versuchen, „ich will dir deine Vergehungen verzeihen und dein Vater will es ebenfalls thun, will dich wieder aufnehmen in sein Haus und zu seinem Erben dich einsetzen, wenn du nur wieder vernünftig wirst und zur Erkenntniß deiner Thorheit kommst.“ Cyrillus antwortete: „Ich freue mich unfreundlich behandelt zu werden; denn um so freundlicher wird Gott mich aufnehmen. Ich freue mich, aus dem Hause meines Vaters ausgeschlossen zu sein, denn ich werde ein um so schöneres bewohnen. Ich freue mich arm zu sein, um ewige Reichthümer zu besitzen, und einen guten Tod fürchte ich ganz und gar nicht, weil ich ein besseres Leben erwarte.“ Als er dies mit einer übernatürlichen Kraft gesagt hatte, befahl der Richter laut, ihn zu fesseln, wie Jemand, der zum Tode geführt wird; heimlich aber, man solle ihn nur durch Drohungen schrecken und ihm Folter und Holzstoß zeigen, ohne ihm ein Leid zuzufügen. Das geschah. Man legte Feuer an den Holzstoß, man ergriff Cyrillus, wie um ihn hinauf zu werfen, man berührte seine Schultern mit Geißeln, seine Seiten mit Krallen und Zangen; er blieb ruhig und unerschrocken. Die Schergen schickten dem Richter einen Boten mit der Nachricht, Cyrillus weine nicht, fürchte sich nicht, gehe ganz bereitwillig dem Tode entgegen, und was sie nun zu thun hätten? Dem Richter that es leid um den herrlichen Knaben. Er ließ ihn zurückrufen, er wollte ihn belehren, oder wenigstens ihn über-

reden. „Du hast nun Feuer und Schwert gesehen, mein Kind,“ sprach der Richter; „sie können dich tödten; also besinne dich, damit dein Vater dir wieder sein Haus öffne und in dein Erbe dich einsetze.“ „O Herr,“ antwortete der selige Knabe, „wie thust du mir weh, daß du mich zurückrufen ließest, daß umsonst das Feuer angezündet und das Schwert geschärft ward! Das Haus, das ich zu bewohnen eile, ist größer als das meines Vaters, und das Erbtheil meines Herrn ist reicher, als mein väterliches Erbe. Tödte mich schnell, damit ich es bald empfange.“ Da glaubte der Richter diese heilige Standhaftigkeit als frevelhaften Ungehorsam strafen zu müssen und sprach dem heiligen Kinde das Todesurtheil durch das Schwert. Alle Umstehenden betrübten sich; nur Cyrillus war froh. Alle wurden zu Thränen bewegt, aber er tadelte diese Thränen. „Freuet euch doch,“ sprach er, „daß ich zum Leiden gelange! Wisset ihr denn nicht, welch großes Vertrauen ich habe? welch herrliche Stadt ich bewohnen werde? O gönnet mir mein Leben zu opfern.“ Mit diesen Worten ging er glänzend in den Tod und ganz Cäsarea freute sich des glorreichen Knaben.

Der heilige Gregorius Thaumaturgus.

Ist die Religion eine übernatürliche, so hat sie eine übernatürliche Kraft. Diese Kraft hat Christus seiner Kirche, seinem mystischen Leibe hinterlassen, vielfach vertheilt und gegliedert, durch tausend Bäche rinnend, die einen Ursprung haben, einen Quell: Ihn! Sein erlösendes Leben. Weil er vermittelst der heiligen Eucharistie wirklich und wesenhaft — obzwar verhüllt — in der Kirche gegenwärtig ist: daher lebt dieser mystische Leib Sein Leben fort; daher werden einzelne Glieder theilhaft Seiner Macht über die Natur und über die Seelen; daher sind die Heiligen die Fortsetzer Seines Werkes auf Erden. Aus dieser mystischen Verbindung der Kirche mit

dem Herrn, strömt folgerichtig die Mystik der Wunderthaten. Der heil. Apostel Paulus schreibt den Römern (Cap. 12, 6.): „Wir haben gemäß der Gnade, die uns gegeben worden, verschiedene Gaben.“ Diese Verschiedenheit der Begabung bewirkt die Gliederung des Körpers, und die Gliederung macht ihn lebendig in Wechselwirkung und Mittheilung. „Einige hat Gott in der Kirche gesetzt zu Aposteln, zu Propheten, zu Lehrmeistern,“ schreibt derselbe Apostel“ (I Cor. 12, 27.); „Einigen verlieh er Wunderkräfte, ferner Gaben zu heilen, Hülfe zu leisten, mancherlei Sprachen zu reden, Reden auszulegen. Sind etwa Alle Apostel? Alle Propheten? Alle Lehrmeister? Haben etwa Alle Wunderkräfte, Alle die Gnadengabe zu heilen? reden Alle in fremder Sprache? sind Alle Ausleger?“ O nein! je nachdem es Gott gefällt gibt Er Beruf und Begabung, erweckt einen Knaben Cyrillus, einen Bischof Gregorius, verherrlicht seine Macht und die Kirche, wie Er sich selbst und seinen eingeborenen Sohn am Jordan verherrlicht hat, indem Er durch erstaunliche Zeichen den göttlichen Geist offenbart, der in ihr ist, und läßt aus der Fülle seiner erbarmenden Liebe diese Verherrlichung dienen zum Heil der Seelen.

Mit übernatürlicher Kraft rüstete er die Martyrer aus. Das Nichtfühlen der Folterungen, die plötzliche Heilung von Wunden und Krankheit, ihre Gebetserhörungen, ihre bedeutungsvollen Visionen, die Bekehrungen, die sie urplötzlich bewirkten, ihre Macht über die Elemente, über die Thiere oder andere Dinge, die ihnen den Tod geben sollten, waren Wunder, waren Aeußerungen dieser übernatürlichen Kraft, und rissen oftmals die Heiden zu einer Religion hin, die in solcher Weise beglaubigt ward. Kein Martyrer dem Leibe nach, vielleicht desto mehr an der Seele, war der große Wunderthäter des Jahrhunderts, der deshalb, sogar von seinen Feinden, der Moses seiner Zeit genannt wurde und seinen Beinamen empfing; war der heilige Gregor Thaumaturg, dessen Leben der heilige Gregor von Nyssa im folgenden Jahrhundert beschrieben hat.

Zu Neocäsarea in Pontus war er im Anfang des dritten Jahrhunderts geboren. Seine Eltern waren vornehm und reich; aber Heiden. Sein Vater starb, als er vierzehn Jahre zählte. Er hatte eine sehr gute Erziehung und sorgfältigen Unterricht genossen; aber sein Geist war viel höher entwickelt und erleuchtet, als es in diesem Alter und durch diese Mittel zu geschehen pflegt. Die zuvorkommende Gnade begann in ihm zu wirken. Seine Mutter fuhr fort, ihn und seinen jüngeren Bruder Athenodorus, er selbst hieß Theodor, in den Wissenschaften unterrichten zu lassen. Er machte schnelle und große Fortschritte und hatte ein solches Talent für die Rhetorik, daß man in ihm einen künftigen großen Redner sah und seine Mutter ihn der Rechtswissenschaft bestimmte. Schon damals war seine Liebe für die Wahrheit so groß, daß er sich nie entschließen konnte, als rhetorische Uebung eine Sache zu loben, die nicht wahrhaft löblich gewesen wäre. Seine Liebe für die Reinheit des sittlichen Wandels gestattete ihm nicht, die Schulen heidnischer Philosophen zu besuchen; denn da er deu Widerspruch zwischen deren Lehren und Handlungen schreiend grell fand, so glaubte er nicht, aus trüber Quelle einen klaren Trank schöpfen zu können. In dieser lautern, wahrheitsdurstigen Seele begann das Licht der göttlichen Wahrheit zu tagen und sie zu der Ueberzeugung von der Einheit Gottes hin- und vom Polytheismus abzuwenden. Er lernte auch die lateinische Sprache und das römische Recht, und wollte, um Letzteres gründlicher zu studiren, nach Berytus (dem heutigen Beyrut) in Phönizien gehen, wo eine berühmte Schule bestand; später auch nach Rom.

Theodors Schwager, ein Staatsbeamter, wurde plötzlich aus Neocäsarea nach Cäsarea am Meer berufen, wo der Statthalter von Palästina seinen Sitz hatte, und konnte seine Frau nicht gleich mitnehmen. Ihre Brüder Theodor und Athenodorus sollten sie nach einiger Zeit zu ihm geleiten, da Cäsarea nicht weit jenseits Berytus lag, wohin sie sich ja ohnehin begeben wollten. Cäsarea ist jetzt ein ungeheuerer Schutt- und Trümmerhaufen am Fuß der letzten Ausläufer

des Libanon und an der Küste des mittelländischen Meeres; ringsum die orientalische Wüsteneinsamkeit, mit der im tiefsten Süden Europa's einige Stellen der spanischen und sicilischen Küste etwas Aehnlichkeit haben: zerklüftete nackte Kalkfelsen, Sand und Meer. Das Meer macht diese Einöden unaussprechlich erhaben und bezaubernd schön. Der todten bewegungslosen Wüste gegenüber ist das unermeßliche bewegliche Meer mit seinen stets wechselnden Reizen wie eine trostvolle Hoffnung auf ein ewiges Leben, und es gibt der Wüste, was das Auge und der Herzschlag dem menschlichen Körper geben, etwas Seelenvolles, etwas Lebendiges. Dieser Schutthaufen Cäsarea erglänzte damals von dem Licht, welches der große Kirchenschriftsteller Origenes über Morgenland und Abendland warf. Er war der Sohn eines Martyrers und der Lehrmeister von Martyrern, ein strenger Ascet, ein gewaltiger Geist, so versenkt in Meditation der heiligen Schrift, daß er sie auswendig wußte und über sie Homilien und Commentare schrieb, von denen der heilige Kirchenlehrer Hieronymus sagt: „Nachdem Origenes in seinen Schriften alle Anderen übertroffen hat, hat er im Hohenliede sich selbst übertroffen.“ Seine ungeheuere Berühmtheit zog ihm im Uebermaß Bewunderung wie Neid, und dadurch Schaden zu. Er selbst sagt: „Einige haben eine übergroße Zuneigung für uns und behaupten Dinge, indem sie unsere Lehren und Schriften loben wollen, die wir nicht anerkennen können; und Andere verläumden unsere Schriften, indem sie darin Dinge finden wollen, an die wir nie gedacht haben.“ Irrthümer und Eigenheiten entwickelten sich in diesen afrikanischen Köpfen wie Cyprian, wie Origenes, aus der Ueberfülle von Scharfsinn, von Kenntnissen, von Wissenschaft, von Eifer, von Kraft, womit sie den Kampf der Zeit führten. Ein mächtiger Strom rollt in seinen herrlichen Wellen auch wohl einmal Sand und Strauchwerk fort. Der heilige Hieronymus bekämpfte heftig diejenigen seiner Schüler, welche sich nach seinem Tode an seine Irrthümer hingen und sich Origenisten nannten; aber er ruft ihnen zu: „Gesteht doch ein, daß Origenes sich in

einigen Dingen irret, und ich schweige. Kommt dann ein Judas, ein Beneider seines Ruhmes, und wirft seine Irrthümer ein, so möge er wissen, daß die größten Männer fehlen können. Deshalb wollen wir aber nicht in die Fehler Derjenigen fallen, deren Tugenden wir lieber nachfolgen sollten." Und ein anderes Mal: „Ich möchte mich verläumden lassen wie Origenes, hätte ich dafür seine Kenntnisse der heiligen Schrift." Und: „Der Glanz seiner Beredtsamkeit und seiner Wissenschaft war so groß, daß es schien, wenn er sprach, als wären alle Uebrigen stumm."

In seiner Vaterstadt Alexandrien herrschte im Anfang des Jahrhunderts, als Origenes kaum zum Jüngling herangereift war, die Verfolgung unter Kaiser Severus. Sie ergriff auch seinen Vater Leonides, der in den Kerker geworfen wurde. Das entzündete das junge Herz des Origenes mit solchem Verlangen nach der Marterkrone, daß er sich durchaus zu dem Vater und zu anderen Bekennern gesellen und mit ihnen den Glaubenskampf bestehen wollte. Die Mutter suchte durch Bitten und Befehle ihn zurückzuhalten, sah aber, wie seine feurige Seele immer heftiger entbrannte und verbarg ihm daher eines Morgens, als sein Verlangen auf's Höchste gestiegen war, all' seine Gewänder, so daß er sich nicht auf die Straße begeben konnte. Da erkannte der Knabe, daß sein Wunsch nicht mit dem Willen Gottes übereinstimme, verhielt sich ruhig und schrieb seinem Vater einen Brief in's Gefängniß, worin er ihm zur Marterkrone Glück wünschte und hinzusetzte: „Hüte dich, mein Vater, unseretwegen deinen Sinn zu ändern." Schon früh hatte der hohe Geist und die innige Glaubenskraft des Knaben den Leonides mit Freude und Dank erfüllt, daß Gott ihn zum Vater eines solchen Sohnes gemacht habe. Oft ging er, wenn das Kind schlief, zu dessen Lagerstatt, deckte ihm leise die Brust auf und küßte sie, als einen Tabernakel des heiligen Geistes, mit frommer Ehrfurcht. Das Marterthum, welches den Leonides um das Jahr 203 traf, ging auch später an Origenes vorüber, obwohl er Alles besaß, was den Haß des Heidenthums entflammte: ungemein

große Gaben, um dasselbe zu bekämpfen, und ungemein großen Einfluß auf die Gemüther, um sie zum Christenthum hinzureißen. Aus Alexandrien, wo er das Studium der heiligen Schrift trieb und den Lehrstuhl für die Katechumenen einnahm, hatte sich Origenes nach Cäsarea in Palästina zurückgezogen. Theodor und Athenodorus lernten ihn dort kennen und er übte eine so bezaubernde Macht über die Jünglinge, daß sie römisches Recht, Heimath, Familie, Alles vergassen, um sich ihm anzuschließen und die Wissenschaften unter seiner Anleitung, vom Geist des Christenthums beseelt, zu studiren. Und während er ihrem Geist Schätze des Wissens mittheilte, suchte er sie so zu bilden, daß ihr Charakter und Gemüth würdige Träger einer hohen Entwickelung würden, und daß nicht etwa die Schatten der moralischen Gebrechlichkeit verdunkelnd über das Licht der göttlichen Wahrheit fallen und die Kraft zum Schwung nach himmlischen Dingen lähmen möchten. Denn: „Gott wird nur gesehen von Denen, welche ihn sehen können, nämlich die die Augen ihrer Seele geöffnet haben. Aber die Augen der Seele werden von den Sünden des Menschen verdunkelt. Rein wie einen leuchtenden Spiegel muß der Mensch seine Seele bewahren. So wie nämlich, wenn Rost im Spiegel ist, das Antlitz des Menschen im Spiegel nicht erblickt wird, so kann auch der Mensch, in welchem die Sünde herrscht, Gott nicht erblicken." So schreibt Theophilus, Bischof von Antiochien. Mit heilsamer Strenge behandelte Origenes seine Schüler und sparte ihren Fehlern die ernste Rüge nicht. Anfangs wurde ihnen das schwer zu tragen; da sie aber sahen, daß er mit gleicher Strenge gegen sich selbst verfuhr, daß also seine Art mit ihnen umzugehen, aus Liebe, nicht aus Abneigung entspringe, so lernten sie schnell diese ernste Liebe schätzen, die sie befähigte, die Wahrheit in sich aufzunehmen, welche sie außer sich suchen mußten. Das Fundament all' ihrer Studien ward der christliche Glaube und des Origenes Erklärungen der heiligen Schriften, in denen er mehr zu Hause war, als irgend einer seiner Zeitgenossen, dienten ihnen als Richtschnur in

dem Labyrinth der philosophischen Systeme des Polytheismus und der chaotischen Lehrgebäude der Häresie; zugleich auch als Prüfstein und Goldwaage, um das Wahre, welches sie enthalten mochten, zu erkennen und das Nützliche zu schätzen.

Die Christenverfolgung, welche Kaiser Maximin, der thracische Barbar, besonders gegen die Lehrer der Kirche, vielleicht gegen Origenes selbst anstellte, veranlaßte diesen, Cäsarea am Meer zu verlassen und sich nach Cäsarea in Kappadocien zurückzuziehen, dessen Bischof Firmilian sein Freund und Gönner war. Die Verfolgung war dort so heftig, daß Origenes zwei Jahre bei einer frommen und reichen Frau, Namens Juliana, versteckt leben mußte. Theodor und sein Bruder, die noch nicht getauft waren, gingen nach Alexandrien, wohin die Jugend aller Länder strömte, wegen des hohen Rufes der dortigen philosophischen Schulen. Origenes schrieb an Theodor, seine hohen, schönen Gaben befähigten ihn sowohl ein großer Rechtsgelehrter bei den Römern, als ein großer Philosoph bei den Griechen zu werden; er könne ihm aber nur rathen, sich mit allen seinen Kräften dem Christenthum hinzugeben, nicht blos speculativ, sondern auch praktisch. „Du mußt," schrieb er ihm, „aus den profanen Wissenschaften Alles zu entnehmen verstehen, was dir zum Verständniß der heiligen Schriften dienen kann. Wie die Lehrer der Weltweisheit sagen, daß Geometrie, Rhetorik, Sternkunde, Musik Vorübungen zur Philosophie sind: so sagen wir, daß die Philosophie eine Vorübung zum Christenthum ist. Verläßt man Egypten, um in's gelobte Land zu ziehen, so ist es erlaubt, von den egyptischen Reichthümern Dasjenige mitzunehmen, was zum Bau des Tabernakels brauchbar ist, obschon die Erfahrung mir gezeigt hat, daß solcher Reichthum wenigen Leuten Nutzen bringt. Das Land Israel aber für Egypten zu verlassen, vom Gesetz Gottes zur Weisheit der Welt abzufallen, das ist ein Verbrechen, dessen Umfang wir aus der heiligen Schrift erkennen. Jeroboam hat sich ehemals dessen schuldig gemacht und die Häretiker thun es in unseren Tagen." Dann ermahnt er ihn zum aufmerksamen Studium der hei-

ligen Schrift und zum eifrigen Gebet, das ganz nothwendig zu ihrem Verständniß sei.

Theodor benutzte auf's Beste diese Rathschläge. Unter dem großen heil. Dionysius, der damals den Lehrstuhl für die Katechumenen, später den Bischofstuhl zu Alexandrien einnahm, machten er und Athenodorus glänzende Fortschritte und führten dabei ein so reines Leben, daß diese geistige und sittliche Vollkommenheit den Neid anderer Jünglinge zur Bosheit aufreizte. Sie erkauften ein Weib, welches dem Theodor grobe Laster vorwerfen mußte, als er eben in einer Gesellschaft gelehrter Männer wissenschaftliche Erörterungen besprach. Mit großem Geschrei begehrte das Weib Geld von ihm, das er ihr schuldig sei, wie sie behauptete. Alle staunten über diesen Vorwurf; nur Theodor nicht. Er befahl mit großer Gelassenheit seinem Diener, ihr das Geld auszuzahlen, damit man Ruhe vor ihr habe. Das geschah. Kaum hatte die Unglückliche das Geld in Empfang genommen, so ergriff sie der böse Geist. In fürchterlichen Convulsionen und mit Wehgeheul stürzte sie zu Boden, und wäre erstickt, wenn nicht Theodor die Gnade Gottes über sie angerufen, durch dies Gebet sie gesund gemacht, seine Neider beschämt und die Hölle besiegt hätte.

Als das Ungewitter der Verfolgung ausgetobt hatte, trafen Origenes und seine geliebten Schüler wieder zu Cäsarea am Meere zusammen. Die Brüder setzten noch ein Jahr ihre Studien bei ihm fort, beschlossen dieselben durch den Empfang der heiligen Taufe, in welcher Theodor den Namen Gregorius annahm, und reisten dann in ihre Heimath Pontus zurück. Mit lebhafter Freude wurden sie in ihrer Vaterstadt begrüßt nicht blos von ihren Verwandten und Freunden, sondern alle Mitbürger freuten sich, daß diese Sprößlinge einer hochgeachteten und wohlhabenden Familie als so ausgezeichnete und für hohe Ehrenstellen befähigte junge Männer heimkehrten. Allerdings gelangten sie zu hohen Ehrenstellen, aber freilich zu ganz anderen, als ihre Mitbürger im Sinne hatten; denn Beide wurden später zu Bischöfen ge-

weiht und Athenodorus erlangte die Marterkrone unter Kaiser Aurelian. In Neocäsarea gab es damals erst siebenzehn Christen, sonst war die ganze zahlreiche Bevölkerung heidnisch. Gregor entsprach durchaus nicht der Erwartung seiner Mitbürger, die ihn bei seiner Ankunft feierlich gebeten hatten, sie nie wieder zu verlassen. Sie hatten gehofft, er würde mit glänzenden Früchten seiner langen Studien und Reisen bei ihnen auftreten; statt dessen ließ er die Welt mit allen ihren Bestrebungen, Genüssen und Lärm vollkommen im Stich, bekümmerte sich weder um Haus, noch Vermögen, noch Besitzungen, bewarb sich um keine Aemter und zog sich in die tiefe Einsamkeit eines Landgütchens zurück, wo er keinen anderen Umgang hatte, als mit Gott allein.

So sehr sich Gregor allen irdischen Verbindungen entzog, konnte ein Mann wie er, doch nicht der Aufmerksamkeit des Erzbischofs Phädimus von Amasea in Pontus entgehen, der von heiligem Wandel und mit der Gabe der Weissagung begnadet war. Der Erzbischof wünschte sehnlichst, den Gregor für den Dienst der Kirche zu gewinnen, da er schnell erkannte, wie sehr dessen geheiligte Geistes- und Lebensrichtung ihn befähigten, der gute Hirt einer Gemeinde zu werden, und zwar gerade einer solchen, wie Neocäsarea, wo es galt, den Polytheismus zu besiegen, welcher dem Christenthum ungefähr so gegenüber stand, wie einst Goliath dem David. Gregor war von dem Wunsch des Phädimus unterrichtet; allein er erwog die Wichtigkeit des priesterlichen Amtes und die Verantwortung vor Gott, welche es nach sich zieht, hielt sich für ganz unwürdig, eine so hohe Aufgabe lösen zu können, und zog sich in eine so einsame Gegend zurück, daß Niemand ihn aufzufinden vermochte. Phädimus ließ aber nicht ab vom Gebet und überwand endlich Gregors heiligen Widerstand. Er unterwarf sich dem Willen Gottes, der durch seinen Oberhirten zu ihm sprach, und erbat sich nur eine Frist, um in seiner Einöde mit größter Geistessammlung die Glaubenslehren zu erwägen, bevor er die heiligen Weihen empfinge, was ihm Phädimus gern zugestand. Hohe Erleuchtungen über die wunder-

vollen erhabenen Mysterien des Glaubens, schrankenlose Hingebung seines von allem Irdischen abgelösten Herzens an den heiligen Dienst in der Nachfolge Jesu zur Rettung der Seelen, unbegrenztes Vertrauen auf die Liebe und Gnade Desjenigen, Der sich kreuzigen ließ, um den Menschen Gnade und Liebe zuzuwenden, freudige Entschlossenheit, diesem Herrn gehorsam zu sein bis in den Tod, „ja bis zum Tode am Kreuze:“ das war die goldene Ernte, welche Gregor in seiner Einsamkeit gesammelt hatte und mit welcher er an sein heiliges Amt ging. Auf dem Wege nach Neocäsarea wurde er mit seinen Begleitern bei einbrechender Nacht von einem Ungewitter überfallen. Er fand kein anderes Obdach als einen heidnischen Tempel, der wegen der Orakel seiner Götzen weit und breit im Lande berühmt war. Ehe Gregor eintrat, machte er das Zeichen des Kreuzes, und dann brachte er die Nacht mit Gebet und Lobgesang darin zu. In der Frühe verließ er den Tempel wieder. Als nun der heidnische Opferpriester kam, um, wie gewöhnlich, die Ceremonien des Götzendienstes zu vollziehen, klagten die Dämonen, sie müßten den Tempel räumen wegen des fremden Mannes, der die Nacht darin zugebracht habe. Umsonst suchte der Opferpriester sie zu versöhnen, indem er alle Arten von Reinigungen und Weihungen im Tempel vornahm; sie kamen nicht wieder. Nun eilte der Opferpriester dem Gregor nach, fand ihn auf und drohte ihn zu verklagen bei der Obrigkeit, daß er als ein Christ die Frechheit gehabt habe, einen heidnischen Tempel zu betreten und die Götter zu verstören. Gregor hörte dem Erzürnten gelassen zu und antwortete, sein Vertrauen auf die Allmacht Gottes sei so unbegränzt, daß er die Macht habe, nach Gefallen die Dämonen aus- und eingehen zu lassen. Der erstaunte Opferpriester ersuchte ihn demnach, die Dämonen zurück zu rufen. Gregor schrieb die Worte auf: „Gregor an Satan: Geh' hinein!“ Der Opferpriester eilte heim, legte die Schrift auf den Altar, verrichtete das Opfer und erkannte an gewissen Zeichen, daß Gregor nicht umsonst befohlen habe. Dies lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Macht eines Gottes,

dem die Dämonen unbedingt gehorchten. Er begab sich zu Gregor, bat ihn um Unterricht, erfaßte freudig einige Lehren des Glaubens und nahm nur an dem Geheimniß von der Menschwerdung Gottes Anstoß. „Da weder Worte noch Vernunftschlüsse dich überzeugen," sprach endlich Gregor, „so mögen es die Wunder der Macht Gottes thun." — „Nun wohlan!" entgegnete der Ungläubige, „befiehl diesem Stein, dorthin zu gehen;" und er wies auf einen Stein von ungeheurer Größe und auf einen ihm ganz entgegen gesetzten Platz. Gregor that es, der Stein versetzte sich, und der Heide verließ sein Amt und Alles, was er hatte, ward Gregors Jünger und in der Folge sein Diakon.

Der Ruf dieser Zeichen eilte dem heiligen Wunderthäter nach Neocäsarea voraus und die ganze heidnische Bevölkerung, mit ihr auch die wenigen Christen, strömte ihm entgegen, um ihn zu sehen. Still und gesammelt, als ob er in seiner Wüste wäre, ging er ohne Jemand anzublicken durch die Menge und in die Stadt. Diese Ruhe, diese Demuth, diese Eingezogenheit überraschte sie viel mehr, als wenn er Wunderzeichen gewirkt hätte. Da er sein ganzes Besitzthum weggegeben hatte, so besaß er auch kein Haus mehr in Neocäsarea und seine Begleiter waren nicht wenig in Sorge, wo sie wohl ein Unterkommen finden würden. „Haben wir nicht ein Obdach an der Vorsehung Gottes?" fragte er sie. „Denket doch lieber an den Bau des Gotteshauses in euch und grämt euch, wenn das nicht wohl zubereitet sein sollte." Es kamen einige der angesehensten Heiden und boten ihm eine Wohnung in ihren Häusern an; er aber folgte der Einladung eines wohlhabenden Christen, Namens Muso.

Am anderen Morgen belagerte eine Schaar von Kranken und Krüppeln die Thüre dieses Hauses, und rief den wunderthätigen Bischof um Erbarmen mit ihrem Leiden an. Er flehete zum Herrn Jesus Christus, dem Allerbarmer; Der erfüllte, was Er dem Glauben verheißen hat (Ev. Mark. 16, 17—18.), und die Kranken wurden gesund. In Verbindung mit solchen Wundern wirkte das heilsame Wort des Evange-

liums um so nachdrücklicher, als Gregor mit einer eigenthümlichen Kraft und Anmuth, Früchte seines großen, liebevollen, geheiligten Herzens, zu reden wußte. Täglich fanden Bekehrungen statt und die Zahl der Gläubigen war bald so beträchtlich, daß er ihnen den Bau einer Kirche vorschlagen konnte. Alle waren froh bereit; die Einen gaben Geld, die Anderen legten selbst Hand an's Werk; bald war sie vollendet. Sie stand auf dem höchsten Punkt der Stadt und ward nie erschüttert durch die häufigen Erdbeben, welche Neocäsarea fürchterlich heimsuchten; auch nicht zerstört in der Diocletianischen Verfolgung, die so viele Kirchen hinwegriß.

Die mehr und mehr wachsende Gemeinde in der Stadt und der ganzen Umgegend hatte das Vertrauen zu ihrem wunderthätigen Bischofe, daß er nichts ohne Eingebung Gottes sage und thue. Deshalb wendeten sich Alle mit ihren auch weltlichen Angelegenheiten, in Streit und Zwist und schwierigen Fällen, an ihn und da sie seine Entscheidung nicht blos anhörten, sondern auch befolgten: so waren Friede und Einigkeit herrschend. Um desto trauriger war der Hader, in welchem zwei Brüder wegen eines Fischteiches lebten, über den sie sich bei der Theilung ihres väterlichen Erbes durchaus nicht vergleichen konnten. Sie wollten die Sache bis zum Aeußersten treiben und sogar Gewalt gegen einander brauchen. Da begab sich eines Abends Gregor, ganz durchdrungen von Schmerz über den Bruderzwist und das Aergerniß in seiner Gemeinde, an den Teich, betete die ganze Nacht und der Teich trocknete aus. Am anderen Morgen fanden die Brüder Erde statt Wasser.

Ein anderes Mal suchte das Landvolk Hülfe bei ihm. Der Strom Lycus, der durch Neocäsarea floß, richtete oftmals, durch Regengüsse plötzlich angeschwellt, große und zerstörende Ueberschwemmungen an. Der heilige Bischof ging mit den Leuten zu der Stelle, wo die Wasser den Damm zu durchbrechen und die Felder zu überfluten pflegten, und tröstete sie in ihren Sorgen für das Zeitliche mit den heiteren und lieblichen Hoffnungen der Ewigkeit. Dann ermahnte er sie,

von Gott allein Wunder zu erwarten, rief Ihn im Namen Jesu Christi an, die Wasser hinfort zu hemmen, senkte den Stab, auf den er sich zu stützen pflegte, vor dem Riß im Damm in die Erde und ging von dannen. Der Stab faßte Wurzel und wuchs zu einem starken Baum auf, der hinfort immer den Ueberschwemmungen eine Schranke setzte.

Gottes Gnade und Wort verbreitete sich durch Gregor im ganzen Lande, und überall, wo sich christliche Gemeinden bildeten, suchten sie auch Priester zu haben; vergrößerten sie sich, Bischöfe, um sich in der Einheit fest zusammen zu schließen. Die Gläubigen aus verschiedenen Städten baten Gregor, ihnen Bischöfe zu wählen. Dies that auch die Gemeinde der Stadt Comana pontica. Gregor reiste dahin und entflammte ihren Eifer durch sein Wort und Beispiel. Als dann die Wahl des Bischofes besprochen wurde, brachte man Männer von edler Geburt, von Beredtsamkeit, Wissenschaft und anderen glänzenden Gaben, die man an Gregor selbst bewunderte, in Vorschlag, und stellte sie ihm vor. Er äußerte nichts dawider; nur bemerkte er, es dürfte zweckmäßig sein, auch in anderen Ständen und selbst in den allergeringsten nach Männern von Tugend und Gottseligkeit zu suchen und auch sie zur Wahl zu bringen. Einer von Denen, welche der Wahl vorstanden, wollte einen Scherz machen und sagte: „Wenn's so gemeint ist, dann schlage ich Alexander den Köhler vor.“ Gregor fragte, wer dieser Alexander sei, und Jemand aus dem Volke schob einen halbnackten Köhler, kümmerlich mit schmutzigen zerrissenen Lumpen bedeckt, schwarz von Gesicht und Händen, vor die Versammlung. Alles lachte; nur Gregor nicht, denn Alexander stand in großer Ruhe und Freundlichkeit, ohne Verwunderung und ohne Verlegenheit vor ihm und nöthigte ihn dadurch zu dem Schluß, daß dies kein gewöhnlicher Mensch sein könne. Gregor zog sich mit Alexander zurück, um ihn genau zu befragen, und dieser sprach sich mit dem Vertrauen aus, welches ein Kind Gottes zu einem Heiligen leicht und gern faßt. Er war nicht in diesem Stande geboren, sondern hatte ihn freiwillig gewählt, um den Gefah-

ren der Welt zu entrinnen, unbemerkt in christlicher Tugend sich zu üben und durch ein demüthiges Handwerk sein Leben zu fristen. Gregor war sehr erfreut über diese einfache schlichte Frömmigkeit, ließ den Alexander in's Bad führen, säubern, mit seinen eigenen bischöflichen Gewändern bekleiden und stellte ihn dann der Versammlung, die ihn gar nicht mehr als Alexander den Köhler erkennen wollte, mit den Worten vor: „Wundert euch nicht, wenn ihr euch in diesem Manne geirrt habt, den ihr nach dem Aeußeren nur beurtheiltet. Der Teufel hätte gern dies Gefäß der Auserwählung unnütz gemacht, indem er es verbarg." Alexander rechtfertigte diesen Ausspruch des Wunderthäters, empfing die heiligen Weihen, ward ein treuer und gewissenhafter Oberhirt, und errang in der Decischen Verfolgung die Palme der Martyrer durch das Feuer.

Nachdem Gregor sechs bis sieben Jahre als Oberhirt gewaltet, hatte sich das Christenthum so ausgebreitet, daß fast überall in Pontus der reine beseligende Dienst des wahren Gottes über den zerfallenden Götzentempeln blühte. Da erhob sich Kaiser Decius im Jahre 249 durch Mord auf den Thron und begann jene furchtbare Verfolgung, deren Hauptzweck war, die Christen durch langsame Martern zum Abfall zu drängen. Wie Viele abtrünnig wurden, sagten schon Dionys von Alexandrien und Cyprianus. Um so mehr ermahnte Gregor seine Heerde, sich vor dem reißenden Wolfe in die Gebirgsschluchten und waldigen Höhen des Landes zu flüchten, und sich nicht einer Versuchung auszusetzen, die ihnen, als Neulingen im Glauben, allzu große Gefahr bereiten könne; führte ihnen auch den Rath Jesu Christi an seine Apostel an: „Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in die andere" (Matth. 10, 23.), und zog sich seinerseits mit dem Diakon, der früher Götzenpriester gewesen war, in ein ödes Felsenthal zurück. Den Verfolgern lag aber sehr viel daran, gerade ihn, den Wunderthäter, der ihren Götzen übergroßen Eintrag gethan hatte, zu fangen; darum wurde sein Aufenthalt erspähet und eine große Schaar mit kundigen

Wegweisern an der Spitze nach ihm ausgesendet. Das ganze Thal ward umzingelt, jeder Ausweg besetzt; entrinnen war unmöglich. Auch dachte Gregor nicht im entferntesten daran! Er hatte sich verborgen, weil es der Wille Gottes war; sollte er entdeckt werden, so war das nicht minder Zulassung Gottes. Er betete nur und sein Diakon mit ihm, daß der heilige Wille Gottes zur Ehre Gottes erfüllt werden möge. Die Verfolger durchforschten das Thal und die Felsenhölen mit der größten Sorgsamkeit, was um so leichter war, als nicht Baum noch Strauch irgend einen Versteck darbot; sie drangen in jede Kluft, in jede Höhle, aber fanden ihn nicht. Muthlos kehrten sie zurück und erzählten, sie hätten in der Felsenwüste nichts gesehen, als zwei Bäume neben einander vor einer Kluft, sonst weder Mensch, noch Thier, weder Halm noch Strauch. Der eine Wegweiser, der die Gegend sehr genau kannte, wußte jedoch, daß dort nie zuvor zwei Bäume gestanden hatten, und kehrte allein dahin zurück; fand aber statt der Bäume den Wunderthäter und seinen Diakon unbeweglich im Gebet. Er warf sich zu Gregors Füßen, blieb bei ihm und wurde Christ. Und welche Versuche die Heiden auch ferner anstellten, um Gregors habhaft zu werden: sie schlugen sämmtlich fehl; denn er sollte nicht blos wie Moses Wunder thun, sondern auch wie Moses beten auf einsamer Höhe, während die Schlacht mit Amalek gekämpft wurde.

Mit dem Tode des Kaisers hörte für den Augenblick die Verfolgung auf. Gregor stieg von seinem Berge herab, sammelte die zerstreute flüchtige Heerde, die freilich durch manchen Abfall, aber auch durch manches Marterthum gelichtet war, wieder in Neocäsarea, und machte dann eine Reise durch sein ganzes Bisthum, um die alte Ordnung herzustellen, welche durch einen so heftigen Sturm erschüttert war; um treuen Bekennern Lob und Ermuthigung, um Schwachgläubigen Warnung zuzusprechen und um möglichst die Wunden zu heilen, welche dem mystischen Leibe Jesu tausendfältig geschlagen worden waren. Diejenigen Martyrer, deren Ueberreste noch aufgefunden werden konnten, ließ er ehrenvoll an ver-

schiedenen Orten bestatten und verordnete, daß an deren Martertag die Gläubigen sich alljährlich bei dieser Stätte versammelten und deren Andenken festlich begingen, sogar mit öffentlichen Lustbarkeiten. Er hielt dies für nothwendig, um dies Volk von Neubekehrten auch durch Feste, an welche sie durch ihren Götzendienst gewöhnt waren, zum reinen Glauben zu ziehen. Er gab ihnen die Milch der Kinder, weil sie die Kost der Männer noch nicht vertragen konnten; und hoffte, sie würden mit der Zeit, wenn Glaube und Frömmigkeit tiefere Wurzel geschlagen hätten, von der äußerlichen und sinnlichen Freude zu einer inneren und geistigen übergehen. Viele Heiden wurden in der That dadurch angezogen, indem sie sahen, daß der christliche Glaube doch nicht aller Feste sie beraube.

Ein anderes Ereigniß trug in anderer Weise mächtig dazu bei, durch den Geist der Weissagung, der aus Gregor sprach, die Heiden für den Glauben zu gewinnen. Sie begingen in Neocäsarea das Jahresfest eines ihrer Götter durch öffentliche Spiele, zu denen sich das heidnische Volk des ganzen Landes in Menge einstellte. Das Theater war dermaßen überfüllt, daß man vor Gedränge nicht hören, nicht sehen konnte; da riefen sie laut: „Jupiter, schaff' uns Raum!" Das erfuhr Gregor und sogleich ließ er ihnen sagen, diese Bitte würde Erhörung finden und sie würden bald mehr Raum haben, als sie begehrten. Sie wunderten sich und verstanden das nicht; als aber bald nachher die Pest mit ihren Verheerungen ausbrach, löste sich das Räthsel. Da wurde er von Vielen gebeten, seinen Gott anzurufen, und er that es für Alle, welche bereit waren, an den Herrn Jesus Christus zu glauben. Und diese Alle genasen oder blieben gesund. Die Seuche trat mit entsetzlicher Gewalt auf. Die Götzentempel waren voll Kranker, die dort vergeblich um Rettung gefleht hatten und in schauderhaften Qualen hinstarben. Um die Brunnen, auf den Straßen und Plätzen lagerten sich ganze Schaaren von Kranken, weil sie hofften Kühlung zu finden gegen das Fieber, das sie wie Feuer innerlich verbrannte. Viele schleppten sich nach den Begräbnißplätzen, um

nicht unbeerdigt auf offener Straße liegen zu bleiben. Ueberall waren Bilder des Entsetzens und der Verzweiflung unter den Heiden, welche nur durch die aufopfernde Liebe der Christen, hier wie in Carthago und in Alexandrien, und durch das wunderthätige Gebet Gregors Trost und Hülfe fanden. Diese Zuchtruthe Gottes lag lange auf dem Volke und trieb es zum Heil des wahren Glaubens. Als die Pest aufhörte, waren die Götzentempel wieder so öde und verlassen, wie sie es vor dem Ausbruche der Decischen Verfolgung gewesen waren; Gnade und Segen lagen, wie immer, unter der Geißel Gottes verborgen.

Gregor nahm noch Theil an Bekämpfung der Irrlehre des Paul von Samosata auf der Kirchenversammlung zu Antiochien im Jahre 264. Dann fühlte er sein Ende nahen, hielt Musterung über die Gläubigen in Neocäsarea und der Umgegend und erfuhr, daß jetzt so viel Heiden dort wären, wie beim Antritt seines Amtes Christen — nämlich siebenzehn! David hatte den Goliath überwunden! Gregor lobte Gott, verordnete, daß für ihn, der als ein Pilger und Fremdling auf Erden gelebt habe, kein Grab gekauft werde, sondern daß man ihn auf dem allgemeinen Gottesacker begrabe, und ging friedlich ein in die Ruhe des Herrn. Und so ließ dieser große Wunderthäter siebenzehn Heiden zwischen tausend und tausend Christen gerade da zurück, wo er vor wenig Jahren siebenzehn Christen zwischen tausend und tausend Heiden vorgefunden hatte! Und der Mann, der solch' ein Wunder vollbracht, solch' eine Macht über die Seelen und die geistige Welt geübt hatte, ein so vollkommenes Werkzeug des heiligen Geistes gewesen war, der sollte nicht auch jene Macht über die Natur und die sinnliche Welt besitzen und üben können, welche sich in den sinnlichen Wundern kund gibt? Ach! um das Christenthum in heidnische Herzen zu pflanzen, dazu gehört eine höhere und wunderbarere Kraft, als zur Ausführung all' seiner übrigen Wunderthaten. Freilich, wäre die Allmacht Gottes physischen Naturgesetzen unterworfen; so wären überhaupt Wunder unmöglich, und dann hätte weder Christus noch hätten die Apostel Wunder thun können; denn

diese bestehen nur in der vorübergehenden Aufhebung jener Gesetze. Beherrscht aber Gott die Natur, dient und gehorcht sie ihm, als ihrem Schöpfer und Herrn: so sind Wunder nichts Widernatürliches, sondern etwas Uebernatürliches; sind Wirkungen der Kraft Gottes, welche sich kund gibt durch geheiligte Werkzeuge für besondere Absichten und Zwecke; sind ein Ausfluß der Erlösung in einem von aller Selbstsucht dermaßen erlösten Menschen, daß er der Träger des unmittelbaren, allmächtigen, göttlichen Willens sein kann.

Kurz zuvor, im Jahre 253, hatte der große Lehrer Gregors und vieler anderer Heiligen und Martyrer, Origenes sein mühe- und arbeitsvolles Leben im neunundsechzigsten Jahre seines Alters beschlossen. Von Jugend auf hatte er sich nach dem Martertode gesehnt. Aber der Rathschluß Gottes über ihn war, daß er für den Kampf des Glaubens leben solle. Daher verwendete er sein ganzes Leben einzig und allein auf Erforschung und Verbreitung der christlichen Religionswahrheiten. Schon als Knabe ließ er keinen Tag vergehen, ohne etwas in der heiligen Schrift zu lesen und zu meditiren. Sein Vater hielt ihn dazu an; verwies ihm jedoch zuweilen, wenigstens äußerlich, sein beständiges Fragen und Forschen nach dem geheimen Sinn der Schrift. Wie entschieden im Glauben Origenes war, beweist ein Zug aus seiner Jugend. Nach dem Tode seines Vaters Leonides ward dessen Vermögen eingezogen und blieb die Wittwe mit sieben unversorgten Kindern in großer Armuth zurück. Eine reiche Frau in Alexandrien erbarmte sich des hilflosen Origenes und nahm ihn in ihr Haus. Sie hatte ebenfalls einen Gnostiker, einen übrigens wohl erzogenen und unterrichteten Mann, bei sich aufgenommen und gab ihm, wie dem Origenes, Kost und Wohnung. Origenes konnte also nicht vermeiden, mit jenem zu sprechen; aber mit ihm zu beten, dazu war er nicht zu bewegen! So aufrichtig floh er selbst den Schein religiöser Gemeinschaft mit Irrgläubigen. Während der Verfolgung Kaiser Maximinus des Thraciers hielt er sich, wie oben erwähnt worden, verborgen; aber unter Decius litt er zu Cäsarea

Gefängniß, Bande, Folterstock in langer und schwerer Haft mit ungebrochenem freudigen Muth und unter standhaftem Bekenntniß seines Glaubens. Dennoch sollte ihm die Palme des Martyrers nicht zu Theil werden! Der heilige Johannes vom Kreuz, Carmeliterordens, spricht lieblich von drei verschiedenen Kränzen, die das Haupt des göttlichen Bräutigams der Seelen schmücken. Der eine von tausend buntfarbigen Blumen ist der Kranz aller Jungfrauen; der andere von lichtstrahlenden, hellglänzenden weißen Blumen ist der Kranz aller Lehrer; der dritte von purpurfarbenen Nelken ist der Kranz aller Martyrer. Origenes sollte dem strahlenden Kranz eingeflochten werden, obschon er im Geist und im Verlangen zu den Martyrern gehörte. „Wohl ist die Bluttaufe der Wassertaufe vorzuziehen," schreibt er; „denn wie Wenige sind glücklich genug, um sich bis zum Ende ihres Lebens fleckenlos zu erhalten, nachdem die Taufe mit Wasser sie rein gewaschen hat. Aber wer die Bluttaufe empfing, der sündigt nicht mehr! Möchte Gott mir die Gnade gewähren, in meinem Blut abgewaschen zu werden und für Jesus Christus sterbend eine zweite Taufe zu empfangen, dann würde ich ruhig aus dem zeitlichen Leben scheiden, denn der Fürst dieser Welt fände keine Anklage gegen mich zu erheben."

Erst im zweiundsechszigsten Jahr seines Alters gestattete er, daß Schnellschreiber seine Predigten nachschrieben; bis dahin wollte er aus Demuth es nicht erlauben. Er nannte sie auch nur Homilien, d. h. Unterredungen, um bescheiden anzuzeigen, daß es nicht gelehrt durcharbeitete Reden, sondern einfache Unterhaltungen mit seinen geistlichen Kindern wären. Sein Herz war so voll von gottseligen Empfindungen und sein Kopf von hohen und edlen Gedanken, daß er ohne besondere Vorbereitung solche Vorträge halten, ja zuweilen in der Kirche vom Bischof den Text erst empfangen konnte, den er gleich darauf der Gemeinde auslegte. Ueber tausend solcher Homilien hat man in seinen letzten Jahren auf diese Weise gesammelt. Die liturgische Ordnung des Gottesdienstes stimmt schon damals mit der gegenwärtigen überein, denn er

sagt einmal: „Niemand höre das Wort Gottes, der nicht geheiligt ist an Leib und Geist; denn er soll ja gleich nachher zum Hochzeitsmahle gehen und essen das Fleisch des Lammes und trinken den Kelch des Heils.“ So geschieht es auch jetzt, wenn bei dem sonntäglichen Gottesdienst in der heiligen Messe nach Verlesung des Evangeliums gepredigt wird und nach der Communion des Priesters mehr oder weniger Gläubige ebenfalls die heilige Eucharistie empfangen. Die Zahl seiner Schriften setzt der heilige Hieronymus auf zweitausend an und Origenes verfaßte sie nur in Stunden der Muße, da der mündliche Vortrag sein eigentliches segenreiches Wirken war. Manche seiner Ansichten, z. B. über die Präexistenz der Seelen, hat die Kirche später verworfen; zu seiner Zeit war diese, sowie manche andere Frage noch nicht erörtert, beleuchtet und festgestellt worden.

Ueber das Gebet sagt Origenes einmal wunderschön: „Das Gebet ist nicht aus uns selbst in uns. Der heilige Geist, der da sieht, daß wir nicht wissen, was wir bitten sollen, beginnt das Gebet in uns und wir setzen es fort; so spricht ein Lehrer, der ein Kind unterrichtet, den ersten Buchstaben aus, den es zu wiederholen hat. Der himmlische Lehrmeister macht es nicht anders mit unserem Gebet: er beginnt und wir fahren fort; er fleht und seufzt und wir lernen von ihm zu seufzen und zu flehen. Folgt unser Geist ihm nicht, so ist es unsere Schuld, daß der Unterricht des Meisters unfruchtbar für uns bleibt.“

Ueber das Sacrament der Buße sagt er: „Für Die, welche nach der Taufe fallen, gibt es dennoch ein Mittel, um Vergebung zu erlangen, ein hartes, mühseliges Mittel; wenn nämlich der Sünder sich nicht schämt, seine Sünde dem Priester des Herrn zu bekennen und das Heilmittel zu begehren: die Buße. Hat Einer sich versündigt, so sage er die Sünde heraus, die er begangen hat. Das ist ein wunderbares Sacrament, daß es befiehlt, die Sünden auszusprechen! Welcher Art es sei, es muß herausgesagt und Alles, was wir gethan haben mögen, es muß offen eingestanden

werden. — Man muß sogar seine bösen Gedanken bekennen; denn wenn sie versteckt bleiben, so ist's unmöglich, sie gänzlich auszurotten. Thun wir aber dieses, bekennen wir unsere Sünden nicht blos Gott, sondern auch Denen, welche unsere Seelenwunden heilen können: so wird unsere Uebertretung getilgt. Betrachten müssen wir eifrig, daß die heilige Schrift uns lehrt, unsere Sünden nicht zu verheimlichen, sondern zu sprechen mit David (Psalm 37, 19.): Ich will anzeigen meine Missethat und meiner Sünde eingedenk sein. Denn wer unverdaute Nahrung oder Galle im Magen hat, und sie auswirft, wird erleichtert. So steht's auch mit Denen, die in Sünde fielen; verbergen sie dieselbe in sich, so sind sie wie erstickt davon; klagen sie sich aber im Bekenntniß an, so werfen sie zugleich die Sünde und den Grund ihres Unbehagens aus. Aber gebt wohl Acht, wem ihr euer Bekenntniß ablegt. Prüfet den Arzt, dem ihr die Ursache eurer Krankheit anvertraut! Kann er schwach sein mit den Schwachen, weinen mit den Weinenden, hat er die Gabe mitzufühlen und mitzuleiden, ist er weise und barmherzig: dann befolget die Rathschläge, die er euch geben wird."

In einer Homilie über Josue's Durchgang durch den Jordan sagt er: „Erwacht das Verlangen in dir, aus der Finsterniß des Götzendienstes dich zu retten und dich zu unterrichten im Gesetz Gottes: so beginnst du Egypten zu verlassen. Gehörst du den Katechumenen an und beginnst du den Lehren der Kirche zu gehorchen: so bist du durch das rothe Meer gegangen, wohnst unter den Zelten in der Wüste, horchest auf die Gesetze Gottes und schauest das Antlitz des Moyses, strahlend von der Herrlichkeit des Herrn. Nahest du aber dem mystischen Brunnen der Taufe, wirst du in Gegenwart der Priester und Leviten in jene heiligen Geheimnisse eingeweihet, welche Diejenigen kennen, denen sie gestattet wurden *),

*) Der Gebrauch, von den Mysterien des Glaubens in verschleierter oder andeutender Weise zu reden, hieß die Arkandisciplin und wurde von der alten Kirche inmitten der heidnischen Welt beobachtet, um „die Perlen nicht vor die Säue zu werfen."

dann wanderst du durch den Jordan, um in das Land der Verheißung einzugehen, und zwar nicht mehr von Moyses geführt, sondern von Jesus." Das heilige Geheimniß, von dem Origenes so verschleiert spricht, war eben das der Eucharistie, welche man zum Erstenmal nach dem Empfang der Taufe genießen durfte, und von welcher vorher die Katechumenen so wenig erfuhren, daß sie der heiligen Messe nur bis zur Wandlung beiwohnen durften. „Ich selbst bin dein sehr großer Lohn" (Gen. 15.). Dies Wort der Verheißung an den Patriarchen der Gläubigen sollte erfüllt werden an jedem wahrhaft gläubigen Christen und ihm die Gabe bringen, die Erde und Himmel nicht umschließt: die Wesenheit seines Gottes. Diese beiden Stellen des Origenes gehören zu den tausend und tausend Belegen, daß weder das Sacrament der Buße noch das des Altars Erfindungen späterer Jahrhunderte, sondern Urlehren des Christenthums sind.

Gegen die Häresie und das Schisma sagt Origenes, daß sich die Reinheit der Lehre und das Verständniß der heiligen Schriften immer in der Einheit der Kirche finden würde, „obwohl Leute kommen werden, welche den Sinn der Schrift nach ihrer Meinung auslegen und den Gläubigen zurufen: Hier ist Christus und dort ist er! Was sie aber auch anführen mögen, um ihre Irrlehren zu unterstützen, wir dürfen ihnen nicht Glauben schenken, sondern müssen uns fest an der alten kirchlichen Ueberlieferung halten, die uns in der Kirche Gottes aufbewahrt und durch die regelmäßigen Nachfolger der Apostel, die Bischöfe, zugetragen ist. Die göttliche Wahrheit durchleuchtet die Kirche, wie der Blitz den Himmel vom Aufgang bis zum Niedergang."

Für das Studium der heiligen Schriften unterzog sich Origenes den mühseligsten Arbeiten. Achtundzwanzig Jahre, nachdem er es begonnen, vollendete er zu Tyrus das Werk der angestrengtesten Forschung, nämlich drei verschiedene Ausgaben der gesammten heiligen Schrift, von denen die eine in acht, die andere in sechs, die dritte in vier Colonnen neben einander die verschiedenen Versionen derselben in griechischer und hebräischer Sprache, die Andere vor ihm gesammelt

hatten, zu vergleichender Uebersicht zusammengestellt enthielen. Es war so recht ein Werk der Treue, der Geduld, der Wahrheitsliebe, der Andacht und Ehrfurcht zum Wort Gottes, wie es nur aus einem tiefgesammelten, abgetödteten, unweltlichen Leben hervorgehen kann. Als Apologet des Christenthums trat er mit seiner Schutzschrift wider den Celsus auf, der zu Kaiser Hadrians Zeit mit den bekannten Beschuldigungen und tausenderlei Fragen und Ein- und Vorwürfen gegen die christliche Lehre geschrieben hatte. Um die Geduld Jesu Christi verächtlich zu machen, führte Celsus gewisse erhabene Reden an, welche berühmte Heiden sterbend oder in großen Qualen gesprochen hatten, und fragte dann: „Was hat wohl euer Gott in seinem Leiden Aehnliches gesagt?“ Origenes antwortet darauf: „Er hat Größeres gethan: er hat geschwiegen.“ Diese Apologie wird für die geistvollste und umfassendste gehalten, die in der alten Kirche erschien.

Aus des Eusebius Pamphilius, Bischofs von Cäsarea, Beschreibung der Diocletianischen Verfolgung.

„In der Zeit nach der Verfolgung des Decius und Valerianus fuhr der Teufel, der die Herrschaft dieser Welt hat, gleichsam nur zuweilen aus seinem tiefen Schlaf auf, indem er heimlich und wie im Verborgenen der Kirche nachstellte. Er machte nicht offen uns Allen zugleich den Krieg, sondern griff nur Einige von Denen an, die dem Herrn eifrig dienten, weil er fürchtete, daß sie ihm entgehen könnten. Hätte er diese besiegt, so glaubte er ohne Mühe die Uebrigen in seine Gewalt zu bekommen. Nur sparsam und selten wagte er das Blut Einiger zu vergießen, wahrscheinlich weil ihn die Menge der Gläubigen abschreckte. Als aber offen der Krieg gegen sie losbrach, läßt es sich gar nicht berechnen, wie viele und wie große Martyrer Christi man an allen Orten sehen

konnte. Unter die ruhmvollsten gehörten in Nicomedien selbst die Kämmerer Diocletians, die von den Kaisern mit Ehren und Würden überhäuft, ja als Söhne geliebt wurden und doch alle für die Religion erduldeten Qualen der Herrlichkeiten der Welt vorzogen. Einer von ihnen wurde vor die Kaiser (Diocletian und Galerius) geführt, die ihm befahlen zu opfern. Als er sich standhaft weigerte, ward er entkleidet, nackt in die Höhe gezogen und so gegeißelt, daß sein Gebein aus den Wunden sah. Aber er beharrte. Da begoß man diesen blutig zerfleischten Leib mit Essig und Salz; allein er duldete auch diesen Schmerz. Und nun trug man Feuer und einen Rost herbei und wie Fleisch, das man zur Speise zubereitet, wurde sein Körper langsam gebraten. Da hauchte er seine Seele aus. Dieser ist es wohl würdig, daß man seinen Namen wisse: er hieß Petrus. Dorotheus, Gorgonius und mehrere andere kaiserliche Kämmerer wurden nach verschiedenen Martern mit dem Strick erwürgt. Darauf ward Anthimus, Bischof der Kirche von Nicomedien, enthauptet und eine ungeheuere Menge von Martyrern ihm nachgeschickt. Es kam nämlich Feuer im Kaiserpalast aus und ein falsches Gerücht bezeichnete die Unserigen als dessen Urheber. Da wurden sie haufenweise mit Weibern und Kindern durch Feuer und Schwert hingerichtet und Manche sollen, von einer unbeschreiblichen göttlichen Freudigkeit ergriffen, freiwillig in den brennenden Scheiterhaufen sich gestürzt haben. Unzählige drängten die Henker gebunden auf Nachen zusammen und versenkten sie in die Tiefe des Meeres. Die Kerker, welche sonst von Räubern und Mördern eingenommen waren, wurden nun dermaßen angefüllt mit den Vorstehern der Kirchen, mit Bischöfen, Priestern, Diakonen, Lectoren, Exorcisten, daß für die Verbrecher kein Platz mehr übrig blieb. Bewog die schwerste Marter Jene nicht zum Abfall, so mußten sie sterben. Die Zahl der Martyrer zu damaliger Zeit ist gar nicht anzugeben. Am größten war sie wohl in Afrika, Mauritanien, Egypten und Thebais. Einige von Denen, die in Palästina und zu Tyrus in Phönizien geglänzt haben, sind

uns bekannt. Wer, der sie gesehen hat, muß nicht die Standhaftigkeit dieser wahrhaft erlauchten Kämpfer Christi bewundern, mit der sie so entsetzliche Geißelschläge erduldeten; und nach den Schlägen den Kampf mit den nach Menschenblut lechzenden Bestien; und in dem Kampf die Anfälle der Panther, Bären, Eber und Stiere, die man mit Feuerbränden und glühenden Eisen aufreizte. Wir waren selbst gegenwärtig, als sich dies zutrug, und wir haben da erkannt, wie die göttliche Macht unseres Herrn Jesu Christi, dem die Martyrer Zeugniß gaben, ihnen so offenbar zu Hülfe kam. Die blutdürstigsten Bestien trauten sich oftmals nicht, sich den Heiligen zu nahen oder sie zu berühren. Zuweilen schossen sie auf sie los, aber wie durch höhere Kraft zurückgetrieben, ließen sie wieder ab, wendeten sich auch wohl gegen die Feinde unseres Glaubens. Die Unerschrockenheit der Martyrer und ihre unerschütterliche Stärke bei oft sehr zarten Körpern, war bewunderswürdig. Da sah man einen Jüngling von kaum zwanzig Jahren, der ohne Bande, die Arme in Kreuzesform ausgespannt, andächtig betend stand, und nicht von seinem Platz wich, als Bären und Panther ihr Gebiß in seine Glieder einzuhauen drohten; aber Gott weiß wie, sie ließen ab von ihm! Fünf Andere wurden einem wilden Stier vorgeworfen, der schon einige Ungläubige auf seinen Hörnern gespießt und dermaßen zu Boden geschleudert hatte, daß sie halbtodt hinweggetragen werden mußten. Wüthend und schnaubend lief er auf die Martyrer zu, scharrte mit den Füßen die Erde auf, warf den Staub mit den Hörnern in die Luft, kam aber nicht vorwärts, obschon man ihn mit glühenden Eisen stachelte. Weil die Martyrer unverletzt blieben, ließ man andere Bestien auf sie los; aber umsonst! Da durchbohrte man sie mit dem Schwert und warf ihre entseelten Leiber in's Meer. So ruhmvoll wurde in der Stadt Tyrus für den Glauben gestritten. Ueber alle Beschreibung schrecklich waren die Peinen, welche die Martyrer in der Thebais erlitten, wo man sie mit scharfen thönernen Scherben am ganzen Leibe bis auf den Tod zerfetzte. Diese und ähnliche

Grausamkeiten sind nicht einige Tage, nicht eine kurze Zeit, sondern durch den langen Lauf mehrerer Jahre beständig verübt worden; so daß man täglich zehn und zwanzig, auch fünfzig und sechzig, wohl auch hundert Männer, Weiber und Kinder tödtete und mit den Arten der Marter ordentlich abwechselte. Wir selbst haben in jenen Gegenden an einem Tage Viele theils den Flammen übergeben, theils enthaupten sehen, so daß die Schwerter ganz stumpf wurden und, weil sie nicht mehr schneiden konnten, zerbrachen und daß die ganz entkräfteten Henker einander ablösen mußten. Da haben wir aber auch mit unseren Augen das wunderbare Feuer des Geistes und die wahrhaft göttliche Kraft und Freudigkeit Derer, die an Christum glauben, geschauet. Denn kaum war gegen die Ersten das Urtheil gefällt, so kamen gleich wieder Andere vor den Stuhl des Richters, bekannten sich mit lauter Stimme als Christen und empfingen mit Freude und Heiterkeit, ja mit lachendem Munde das Todesurtheil. Psalmen, Hymnen und Danklieder sangen sie bis zum letzten Athemzug zum Lobe Gottes.

Zu Cäsarea am Meer gab der Tyrann Maximin Daja zu Ehren seines Geburtstages dem Volk öffentliche Spiele, bei denen er selbst gegenwärtig war. Da wurde ein Martyrer mit Namen Agapius zum Kampf vorgeführt, der schon dreimal zu den wilden Thieren verdammt in der Arena gewesen, jedoch nie getödtet worden war. Nun riß man ihn wieder aus dem Kerker und stellte ihn dem Kaiser vor, und zwar in Gesellschaft mit einem Missethäter, der seinen Herrn umgebracht hatte. Diesem Mörder, welcher den Bestien vorgeworfen werden sollte, schenkte der Kaiser Gnade und Verzeihung, so daß das ganze Amphitheater darüber in Jubel- und Beifallsgeschrei ausbrach, gerade wie zu Zeiten unseres Heilandes auch Barrabas losgelassen wurde. Der Held des göttlichen Glaubens aber, der seinen Gott nicht verläugnen wollte, gab sich willig einer Bärin zum Fraß hin und ward, als er noch athmete, mit Steinen an den Füßen in's Meer versenkt.

Den Jüngling Ulpianus folterte man mit grausamen Geißelschlägen, nähete ihn dann in einen Sack aus einer rohen Ochsenhaut, und zwar zugleich mit einem Hunde und einer giftigen Schlange, und warf ihn so in's Meer. Einen anderen Jüngling steckte man in einen Sack, der mit nassem Sand und Scorpionen gefüllt war und versenkte ihn dann in's Meer.

Am Ostersonntag saßen einige Bekenner gefesselt, in Erwartung des Richters, vor dem Gerichtshof. Da trat die achtzehnjährige Jungfrau Theodosia, ein frommes, sehr wohlgesittetes Mädchen, zu ihnen hin, grüßte und bat sie, daß sie, wenn sie zu Gott kämen, ihrer gedenken möchten. Sogleich fielen Soldaten über das junge Mädchen her, als ob es ein todeswürdiges Verbrechen begangen hätte, und schleiften es vor den Präfecten. Dieser, von viehischer Wuth getrieben, ließ Theodosia unmenschlich peinigen und zuletzt ihre Brust und Seiten bis auf die Rippen mit eisernen Nägeln zerreissen. Bis zum letzten Athemzug litt die zarte Heldin mit fröhlichem Blick und heiterem Lächeln. Die Bekenner aber wurden mit glühenden Eisen am Kniegelenk gelähmt und dann in die Bergwerke geschickt, um von Arbeit und Drangsal aufgerieben zu werden.

Es war ein kaiserliches Edict ergangen, alle Götzentempel, die durch Alter und Vernachlässigung zerfallen waren, wieder herzustellen und die Unserigen zu zwingen, Theil am Götzenopfer zu nehmen. Um ihnen wenigstens die äußerliche und unfreiwillige Theilnahme an demselben unausweichbar zu machen, wurde Alles, was man auf den Märkten an Lebensmitteln feil bot, durch heidnische Opferweihungen verunreinigt. Um die öffentlichen Badehäuser wurden Wachen im Hinterhalt gelegt, welche, wenn das Haus voll war, alle darin befindlichen Leute zum Götzenopfer nöthigen sollten. Diese beiden Maßregeln waren sehr drückend, wenigstens für die minder Bemittelten der Unserigen; denn sie entzogen ihnen Nahrungsmittel und die nothwendige Pflege der körperlichen Reinlichkeit. Sogar manche Heiden mißbilligten diese übergroße Grausamkeit und hatten

Ekel vor so entsetzlichen Verfolgungen. Den Richtern und anderen Machthabern war jedoch bei hohen und angesehenen Leuten, wie z. B. bei Bischöfen, die sie doch nicht sämmtlich umbringen mochten, so sehr darum zu thun, den kaiserlichen Befehl erfüllt zu sehen, daß sie sich nicht selten mit dem Schein begnügten. Viele Bischöfe der Kirchen von Palästina haben zu Cäsarea, wohin sie geschleppt wurden, starkmüthig die Martern und den Tod ertragen, wenn auch Einige schwach und feig gewesen sind. Einer aber, der zum Opferaltar gezerrt und dem dort das abscheuliche Opfer in die Hand gezwungen wurde, ward darauf entlassen, als ob er geopfert habe. Ein Anderer, der nicht einmal mit den äußersten Fingerspitzen Weihrauch berührte, ward in der Stille fortgeschickt, weil Einige behaupteten, er habe geopfert. Noch Einer, den man, von Qualen ohnmächtig ergriffen, in die Höhe gehoben, dann als todt hingeworfen hatte, zählte man zu Denen, die geopfert hatten, und man löste seine Bande. Endlich betheuerte Einer laut rufend, er werde nie opfern; diesen brachte man zum Schweigen, indem man ihn mit Fäusten auf den Mund schlug und ihn dann mit Gewalt hinwegstieß.

Der Statthalter Firmilian, der ein ausgezeichnetes Genie in Erfindung immer neuer Gattungen von Leiden, Nachstellungen und Kunstgriffen hatte, übertrat alle Gesetze der Menschlichkeit und verweigerte den vielen Leichnamen das Begräbniß. Sie sollten von den Thieren gefressen werden, blieben deshalb unter freiem Himmel liegen und Tag und Nacht strichen die Heiden umher und gaben Acht, daß Niemand von uns die Leichen davon trage. Hunde aber, fleischfressende Vögel und wilde Thiere verscheuchten sie nicht und daher sah man bald die ganze Stadt mit Eingeweiden und Gebeinen menschlicher Körper umsäet. Dies gräßliche Schauspiel vor den Thoren der Stadt läßt sich nicht beschreiben. Nachdem es viele Tage gedauert hatte, ereignete sich folgendes Wunder: die Luft war rein und klar, der ganze Himmel außerordentlich heiter, als auf einmal der größte Theil der Säulen, welche den Portikus der Stadt stützten, zu tropfen begannen, als ob

sie Thränen weinten. Auch waren, obwohl weder Thau noch Regen gefallen, die Marktplätze und Straßen der Stadt plötzlich mit Wasser, ich weiß nicht woher, ganz überschüttet: so daß sich gleich das Gerede verbreitete, die Erde selbst habe auf unerklärliche Weise Thränen vergossen, weil sie den verübten Frevel nicht ertragen könne; und selbst die Steine und die leblose Natur hätten, um den harten und wilden Sinn der Menschen zu beschämen, über das Vorgefallene geseufzt. Ich zweifle zwar keineswegs, daß die Nachwelt Das, was ich eben erzählte, für Albernheiten und für ein Mährchen halten wird; nicht so aber wir, denen der Glaube der Zeitgenossen die Wahrheit der Sache verbürgt.

Mit Pamphilus, der mir unendlich theuer war, litten zugleich eilf Andere, den Gnadengaben und der Anzahl nach den Aposteln ähnlich. Der ausgezeichnetste von ihnen und der einzige, den die heiligen Weihen des Priesterthums zierte, war eben Pamphilus, der während seines ganzen Lebens jede Art von Tugend übte, möge man seine Erhabenheit über das Weltliche, seine Barmherzigkeit und Freigebigkeit gegen die Armen, seine Verachtung der Würden und Ehrenstellen, die ihm offen standen, seine strenge Lebensweise, seinen unermüdlichen Fleiß, seine kräftige Beharrlichkeit, sein tiefes Studium der heiligen Schriften, sein ungemeines Wohlwollen gegen den Nächsten, seine ganze herrliche Wirksamkeit betrachten. Der zweite nach ihm war Valens, Diakon zu Aelia (das von Kaiser Hadrian so benannte Jerusalem), ein Greis mit schneeweißen Haaren, so bewandert in der heiligen Schrift, daß es ihm gleich galt, sie aus einem Codex zu lesen oder ganze Seiten auswendig herzusagen. Der dritte war Paulus, ein geistvoller thatkräftiger Mann, der bereits um seines Glaubens willen mit glühenden Eisen gebrannt worden war. Diese drei schmachteten schon zwei Jahre im Kerker zu Cäsarea. Da begab es sich, daß fünf Glaubensbrüder in ihre Vaterstadt zurückkehrten, nachdem sie verbannte Bekenner nach den Bergwerken von Cilicien begleitet hatten. An den streng bewachten Thoren von Cäsarea wurden sie angehalten und

befragt, wer sie wären und woher sie kämen. Sie bekannten Alles ohne Furcht, wurden zu Pamphilus und seinen Leidensgenossen in den Kerker geworfen und dann sämmtlich vor den grausamen Statthalter Firmilian geführt. Er war höchlichst erzürnt über den Starkmuth jener fünf Männer, welche ohne Scheu die verurtheilten Bekenner aus Ehrfurcht begleitet hatten und nun ganz furchtlos heimkehrten. Darum ließ er ihnen zuerst durch verschiedene neuerfundene Marterwerkzeuge quälende Pein anthun, und dann erst fragte er nach ihrem Namen. Sie hatten aber bei der Taufe ihre heidnischen Namen ab- und die von heiligen Propheten sich zugelegt, so daß sie durch ihre Gesinnung und ihre Namen, Elias, Jeremias, Isaias, Daniel und Samuel, eine wahre Familie Israels bildeten. Nachdem Firmilian diese Namen, ohne deren Sinn zu fassen, aus dem Munde des Elias gehört hatte, fragte er diesen um sein Vaterland. Der Bekenner legte fortwährend seinen Worten einen höheren Sinn unter, und antwortete: „Jerusalem." Er meinte nämlich das Jerusalem, von dem Paulus sagt: „Jenes himmlische Jerusalem ist frei und unsere Mutterstadt" (Gal. IV, 26.), und: „Ihr kamet zum Berge Sion, zur Stadt des lebendigen Gottes, zum himmlischen Jerusalem" (Hebr. XII, 22.). Firmilian nahm es irdisch und fragte neugierig, was dies für eine Stadt und wo sie gelegen sei? nahm auch gleich seine Zuflucht zur Folter, um die Wahrheit zu erquälen. Der Martyrer antwortete gelassen, als ob er weder Fleisch noch Körper habe: „Jerusalem ist das Vaterland Derjenigen nur, welche wahre Verehrer des wahren Gottes sind. Nur ihnen kommt das Bürgerrecht dort zu. Sie liegt im Osten, wo die aufgehende Sonne ihrem Lager entsteigt." Firmilian trug immer mehr mißtrauisches Bedenken, ob nicht etwa die Christen im Sinn hätten, eine Stadt zu gründen, die eine Nebenbuhlerin Roms und den Römern verderblich werden könnte; suchte deshalb durch entsetzliche Martern jene Stadt zu erforschen und das Land gegen Sonnenaufgang zu finden. Da er aber nichts erfuhr, ließ er den Elias mit dem Schwerte hinrichten und,

nach ähnlichem Vorspiel, auch dessen vier Gefährten. Ganz ermüdet und übersättigt von den vergeblichen Folterungen wendete sich der Statthalter nun zu Pamphilus und dessen beiden Leidensgenossen, deren unüberwindlichen Starkmuth er bereits aus früheren Zeiten kannte, fragte sie kurz, ob sie endlich den kaiserlichen Befehlen gehorchen wollten? verhängte die Todesstrafe über sie, als sie bei der alten Weigerung beharrten, und schickte sie einstweilen in den Kerker zurück. Kaum war das geschehen, so erhub der Jüngling Porphyrius unter der Menge seine Stimme und bat, man möge doch wenigstens die Körper der Ermordeten zur Beerdigung ausliefern. Er war ein Hausgenosse des Pamphilus und hatte unter dessen Leitung die beste Erziehung genossen. Kaum hörte Firmilian diese Stimme, so gab er auch schon Befehl, den Jüngling zu ergreifen, so grausam zu geißeln, daß in Kurzem Rippen und Eingeweide bloslagen, dann auf den Scheiterhaufen zu werfen. Dies Alles geschah, ohne daß Porphyrius durch einen Laut oder einen Seufzer Schmerz verrathen hätte. Ganz vom heiligen Geist erfüllt, stand er während seiner Zerfleischung wie leblos da, gab darauf seinen Freunden mit großem Gleichmuth einige Aufträge, winkte ihnen am Pfahle noch heiter und freundlich zu, rief, als die Flamme ihn ergriff, Jesus den Sohn Gottes um Beistand an, und verharrte dann im Schweigen bis zum letzten Athemzug. Früher noch als sein geliebter Meister errang er die Siegespalme. Seleucus, der aus einem Soldaten der Kaiser ein Kämpfer Christi geworden war, begab sich vom Richtplatz in den Kerker, um dem Pamphilus mitzutheilen, wie herrlich der Jüngling vollendet habe. Er hatte kaum die Kunde gebracht und den Pamphilus mit dem Friedenskuß begrüßt, so fielen auch schon Soldaten über ihn her, führten ihn vor den Statthalter und dieser verurtheilte ihn augenblicklich zum Tode. Seleucus, aus Cappadocien gebürtig, war in der kräftigsten Blüthe des Lebens und durch die Höhe seines Wuchses und seine körperliche Stärke so ausgezeichnet, daß er häufig wegen seiner jugendlichen Schönheit

und edlen Haltung von den Leuten angestaunt und gepriesen wurde. Als die Verfolgung zu wüthen begann, ward er seines Glaubens wegen gegeißelt und durch sein kräftiges Bekenntniß berühmt. Um sich nun besser der zahllosen Kranken, Verlassenen und Armen annehmen, den Wittwen und Waisen ein Vater, allen Hülfsbedürftigen ein Helfer und Beschützer sein zu können, verließ er den Kriegsdienst, gab sich ganz frommen Uebungen und Betrachtungen hin und verdiente es, daß der Herr, der an solchen Werken Wohlgefallen hat, ihn durch den Martertod zur großen weit geöffneten Triumphpforte in den Himmel abrief.

Wie sehr erzürnte sich aber Firmilian, als der ehrwürdige, gottesfürchtige Greis Theodul, der zu seinen eigenen Hausleuten gehörte, gerade so wie Seleucus im Kerker bei Pamphilus ertappt wurde. Der Statthalter hatte ihn wegen seiner seltenen Treue und Rechtschaffenheit, und wegen seiner bescheidenen Anhänglichkeit, auch wegen seines hohen Alters, da Theodul schon Urenkel hatte, immer geehrt; jetzt aber ließ er ihn ohne Erbarmen an's Kreuz schlagen.

Während dieser Metzeleien kam ein Fremdling aus Cappadocien, ein unbescholtener, gebildeter, glaubensfester, der Wissenschaften kundiger Mann, mit Namen Julian, auf einer Reise nach Cäsarea. Er hört von dem Trauerspiel, das sich eben begibt, und eilt erfüllt vom heiligen Geiste dem Schauplatz zu. Bei dem Anblicke der entseelten Körper der Martyrer ergreift eine unaussprechliche Freudigkeit sein Herz. Er eilt herbei, kniet nieder und bezeugt den heiligen Ueberresten seine Verehrung und Liebe durch andächtigen Kuß. Dies genügt, um ihn sogleich dem Statthalter vorführen und von demselben zum Feuertode verdammen zu lassen. Da jauchzt Julian vor Freuden auf, dankt Gott mit lauter Stimme für diese Ehre und gewinnt frohlockend die Marterkrone. Pamphilus nebst Valens und Paulus waren die letzten der Zwölf, welche an diesem Tage zur Herrlichkeit sich aufschwangen. All' die heiligen Leiber wurden vier Tage und Nächte in der Art bewacht, daß die Unserigen heimlich belauert und ver-

scheucht, die wilden Thiere aber zugelassen werden sollten. Wieder alle Erwartung nahte sich ihnen jedoch weder Bestie, noch Raubvogel, nicht einmal ein Hund, und die göttliche Vorsehung lenkte es so, daß sie endlich hinweggetragen und ehrbar begraben werden konnten."

Eusebius Pamphilius, Bischof von Cäsarea, der in den Zeiten und Gegenden lebte, über welche er schrieb, gilt für den Patriarchen der Kirchengeschichte, indem er Alles, was sich seit Beginn der Kirche in ihr zutrug, zusammenstellt und auch das anführt, was Autoren vor ihm davon gesagt hatten. Er war eine Zeitlang mit seinem Freunde, dem Martyrer Pamphilus, während der Verfolgung eingekerkert, und Beide beschäftigten sich im Gefängniß mit einer Vertheidigungsschrift zu Gunsten des Origenes, dessen Schriften Pamphilus so liebte, daß er die meisten eigenhändig abschrieb. Das Herz dieses heiligen Priesters brannte für den Glauben und die Nächstenliebe, wie sein Geist für die Wissenschaften. Er gründete in Cäsarea eine Bibliothek von 30,000 der besten Bücher des Alterthums, und kaufte so viele Exemplare von der heiligen Schrift, als er bekommen konnte, um sie an Diejenigen zu schenken, welche Interesse für theologische Studien hatten. Nach seinem Martertode nahm Eusebius, wie das damals Gebrauch war, aus Freundschaft und Dankbarkeit seinen Namen an und nannte sich Eusebius Pamphilius. Die Glaubenskraft seines heiligen Freundes soll er aber leider nicht angenommen, sondern später zu denjenigen Bischöfen gehört haben, welche sich durch das heidnische Opfer von Verfolgung und Tod loskauften. Um 340 starb er, nachdem er sich auch in die Ketzerei des Arius verwickelt hatte.

Der heilige Genesius.

Kaiser Diocletian kam nach seinen Siegen über Mitbewerber um den Thron triumphirend nach Rom und setzte dort einen Mit- oder Nebenkaiser ein, den rohen Soldaten Mari-

mian, der ihm helfen sollte, Kriege nach Außen und Innen des Reiches zu führen. Beide Kaiser nahmen zur Ehre ihrer Götter Jupiter und Hercules, und um sich selbst in eine Reihe mit den Gottheiten Roms zu stellen, deren Namen an. Diocletian nannte sich Jovius und Maximian Herculeus. Damals befand sich in Rom eine fromme christliche Familie, die den Gram hatte, daß ein einziges ihrer Mitglieder ungläubig war. Er hieß Genesius und war ein beliebter und berühmter Schauspieler, ein großer Liebling des Volkes, das an seinen Späßen und komischen Darstellungen ungemein viel Behagen fand. Genesius hatte eine große Abneigung gegen die Christen, konnte ihren Namen nicht ohne Widerwillen hören und mochte sie nur in Fesseln sehen, um sie dann zu verspotten. Um diese Verhöhnung durch seine Kunst recht eindringlich zu machen und recht weit unter das Volk zu verbreiten, beschloß er, die heiligen Mysterien des Christenthums, so weit sie ihm bekannt waren, auf's Theater zu bringen und mit Hohn zu überschütten. Er unterrichtete die übrigen Schauspieler in ihren Rollen; dann, als Diocletian einst selbst im Theater war, stellte Genesius auf der Bühne einen Kranken vor, der im Bett lag und wehklagte: „O meine Freunde, ich bin schwer krank! o wenn mir doch leichter werden könnte!" — „Wir können dich nicht leichter machen, wenn du schwer bist," antworteten die Freunde; „denn wir sind keine Tischler, daß wir dich abhobeln könnten." Diesen Spaß fand das Volk höchst ergötzlich und lachte; der Kranke auf der Bühne aber entgegnete: „Ihr Narren! ich verlange als ein Christ zu sterben." — „Und warum das?" — „Damit ich dereinst als ein Flüchtling in Gott befunden werde." Nun wurden zwei als Priester und Exorcist verkleidete Schauspieler gerufen. Sie setzten sich an sein Lager und der Priester fragte: „Lieber Sohn, warum hast du uns rufen lassen?" Ein wunderbares Licht durchdrang die Seele des Genesius. Er gab die Antwort: „Weil ich die Gnade Christi zu empfangen wünsche, durch welche ich wiedergeboren und von dem Elend meiner Sünden befreiet werde" — aber er gab sie, von der zuvorkommenden göttlichen Gnade

berührt, nicht blos als Schauspieler, sondern mit einer innerlichen Umwandlung des Herzens. Die heiligen Ceremonien des Sacramentes der Taufe wurden an ihm vollzogen, dann bekleidete man ihn mit dem weißen Kleide der Neophiten und Soldaten fielen über ihn her, um ihn vor den Richter zu führen. Das Volk war in gespannter Erwartung und meinte nicht anders, als daß nun der Spaß erst recht angehen werde. Statt dessen aber schüttelte Genesius die vermeintlichen Soldaten von sich ab, verließ die Schaubühne, ging geradesweges auf Diocletian den Kaiser zu und sprach gar nicht mehr gemäß seiner Rolle, sondern aus voller Seele: „Höre mich, Kaiser! und ihr Alle, Senatoren, Tribune, Bürger und Volk von Rom, höret mich. Ich habe bisher den christlichen Namen nur mit Schauder nennen hören, habe alle gelästert, die in dessen Bekenntniß beharrten, habe meine Eltern und Verwandten um des Namens Jesu willen gehaßt, habe die Christen so lächerlich gefunden, daß ich die Geheimnisse ihrer Religion eifrig erforschte in der Absicht, sie auf der Bühne eurem Gelächter preiszugeben und sie mit euch zu verlachen. Als ich nun vorhin auf die Frage, ob ich glaube? die Antwort zu geben hatte: Ja, ich glaube! da sprach ich diese Worte mit aufrichtigem Herzen und siehe! eine Schaar von Engeln stand über meinem Haupt und sie lasen aus einem Buch all' meine Sünden vor, die ich seit meiner Kindheit begangen habe. Dann aber tauchten sie das Buch in jenes Wasser, womit ich vor euren Augen übergossen worden bin, wuschen es ab und zeigten es mir dann weißer als Schnee. Nun also, erlauchter Kaiser! und ihr Alle, die ihr diese Geheimnisse verlacht habt wie ich! glaubet jetzt auch wie ich! glaubet, daß Christus der wahre Gott ist, daß er das Licht, die Wahrheit und die Gnade ist, und daß ihr durch ihn zur Vergebung der Sünden, zum ewigen Heil gelangen könnt."

Diocletian war damals den Christen nicht abhold; allein die Zumuthung des Genesius beleidigte zu heftig seine Ansprüche an Verwandtschaft mit den Göttern. Der Kaiser Diocletian Jovius konnte nichts gemein haben mit dem Ge-

kreuzigten, Jesus Christus, viel weniger ihn anbeten. Die Umwandlung des Genesius erschien ihm als Verhöhnung, dessen Aufforderung als eine Beleidigung seiner kaiserlichen Majestät. Er übergab ihn also dem Präfecten seiner Prätorianer, um ihn zu strafen und zum Opfer zu zwingen. Plautianus, der Präfect, ließ Genesius erst mit Prügeln schlagen, dann auf die Folter werfen und fragen, ob er den Göttern opfern wolle. Jener verneinte es. Da wurde er mit Krallen zerrissen und mit Fackeln gebrannt; allein er blieb unüberwindlich in seinem Glauben und sprach während des Leidens: „Es ist kein Gott außer Dem, den ich jetzt erkenne. Ihn verehre ich, Ihn bet' ich an, und werd' ich tausendmal zur Ehre seines Namens getödtet, so bleib' ich sein, wie ich jetzt schon bin. Keine Marter ist im Stande, mir Christus aus dem Herzen und von den Lippen zu reißen und es schmerzt mich tief, so spät zu seiner Anbetung gekommen, so lange von Irrthum befangen gewesen zu sein und seinen heiligen Namen in heiligen Menschen gehaßt zu haben.“ Plautianus erkannte, daß mit diesem Mann nichts anzufangen sei und befahl ihn zu enthaupten. So feierte Genesius in der Bluttaufe seine Wiedergeburt! — Jede Bekehrung zum wahren Glauben ist ein Wunder der göttlichen Gnade. Tritt sie aber so ganz unvorbereitet und ohne Zwischenstufe in die volle Thorheit und Frechheit des Lebens hinein, so muß der Mensch billig erschaudern bei dem Gedanken, daß sie auch ihm so nahe sein mag wie dem Genesius, und daß er sie dennoch an sich vorüber gehen läßt, ohne sich zu bekehren.

Der heilige Mauritius und seine Gefährten.

Der zweite der „göttlichen Kaiser,“ wie sie sich nennen ließen, Maximian Herculeus, begab sich um diese Zeit nach Gallien, wo ein ungeheurer Aufstand gegen die Römerherrschaft ausgebrochen war. Maximian war ein tüchtiger Sol-

dat, aber ein Mann, der alle Laster eines verderbten Römers und die volle Rohheit eines Wilden hatte, dazu von der niedrigsten Herkunft war; Hirt war er gewesen. All' die Gemeinheit, Brutalität und Barbarei, welche er aus seinen Pannonischen Wäldern, die damals eine wahre Pflanzschule von römischen Kaisern waren, mitgebracht hatte, dämpfte der kaiserliche Purpur nicht, verstärkte sie im Gegentheil durch das Bewußtsein der höchsten Macht. Dem brutalen Menschen sind idealische Menschen immer zuwider, gerade so wie in einem und demselben Individuum die Sinnlichkeit nicht ohne Fehde dem Geist sein Recht läßt. Hat der brutale Mensch ein grausames Naturell und ist er der Herr Derjenigen, die eine ideale Richtung haben, so wird es diesen an Leiden nicht fehlen. Und so ging es auch den Christen unter Maximian, obzwar in den letzten vierzig Jahren des Jahrhunderts keine ausdrückliche Verfolgung wider sie bestand. Als Soldaten besonders waren sie nie und nirgends im römischen Heere ihres Lebens sicher. Da Roms Glück, Macht und Herrschaft kriegerischer Art war, und da es seinen Schwerpunkt im Heere hatte: so war dieses vor Allem darauf angewiesen und von den Kaisern dazu angehalten, den Schutzgöttern des Reiches die gebührende Huldigung zu erweisen; namentlich dem Jupiter und seinem Attribut, dem Adler, der jeder Legion voran getragen wurde, als ob sie mit seinen Flügeln sich zur Beherrschung der Welt aufschwingen wolle. Diesen Legionsadlern, wie auch den Bildnissen der Kaiser, seit Commodus, hatten die Soldaten göttliche Ehren zu erweisen. Darum gehörte eine besondere Nachsicht des Feldherrn dazu, wenn er christliche Soldaten nicht zu diesen Ceremonien anhielt. Vielleicht auch wurden ihrer mit der Zeit so viele, daß man sie in ruhigen Tagen, oder wenn sie milde Herrführer hatten, ihre eigenen Wege gehen ließ. Manche Christen hielten es aber für ganz unverträglich mit ihrem Gewissen, in ein Heer einzutreten, bei dem ein solcher Götzendienst üblich war. So wurde der einundzwanzigjährige Jüngling Maximilian zu Thebeste in Numidien im Jahre 295 zum Martyrer. Wegen seiner Größe und Schönheit

hätte er einen tüchtigen Soldaten abgegeben und der Proconsul verlangte ihn durchaus und sagte, als er sich entschieden weigerte: „Werde Soldat, sonst bist du des Todes.“ Aber Maximilian entgegnete: „Haue zu! ich diene meinem Gott, nicht der Welt.“ — „Wer hat dir das eingeredet?“ fragte Dion, der Proconsul. „Mein Gewissen und Der, welcher mich berufen hat.“ Der Proconsul forderte den Vater des Jünglings auf, denselben umzustimmen; erhielt aber die Antwort: „Mein Sohn weiß, was ihm zuträglich ist.“ Da sagte Dion: „Wirst du nicht Soldat, so schicke ich dich gleich zu deinem Christus.“ — „Das wünsche ich, das ist mein Ruhm!“ rief Maximilian. „Dein Ruhm, so elend zu Grunde zu gehen?“ fragte Dion erstaunt. „Nicht zu Grunde gehe ich. Mein Name ist eingeschrieben bei meinem Herrn und mein Soldatendienst gehört ihm.“ — „Aber im Gefolge unserer Kaiser sind die tapfersten und besten Christen und thun Kriegsdienst.“ — „Sie werden wissen, was für sie und ich weiß, was für mich gut ist.“ Dion verurtheilte ihn zum Schwert und Maximilian sagte: „Gott sei Dank!“ Mit solcher Freude starb der junge Held und mit derselben Freude sah sein Vater ihn zum Tode gehen. Zu Tanger in Mauritanien ward ein Centurion in der Trajanischen Legion, Namens Marcellus, zum Martyrer, weil er dem Bildniß des Kaisers nicht opfern wollte; so zu Cäsarea in Palästina Marinus, der einen militärischen Ehrenvorrang einnahm und durch vornehme Abkunft und großes Vermögen sehr angesehen war. Den Heiden gegenüber war kein Christ seines Lebens sicher, mochte der Kirche Friede zugesichert sein oder nicht.

Im Canton Wallis, durch den die reißende Rhone wie eine schillernde grüne Schlange schießt, um sich in den lieblichen Genfer See zu stürzen, liegt am Fuße des Hochgebirges der Alpen ein Städtchen, das St. Maurice heißt und früher Agaunum hieß. Damals hatte eine römische Legion ihr Feldlager dort aufgeschlagen. Sie kam aus weiter Ferne, aus der Thebais in Oberegypten, um dem Maximian bei der Unterdrückung des Aufruhrs in Gallien zu dienen. Man nannte

sie die Thebaische Legion. Nach einem langen beschwerlichen Marsch hatte sie endlich die Alpen im Rücken und rastete in dem schönen wilden Thal der Rhone. Sie bestand aus tüchtigen Soldaten von erprobter Tapferkeit, die für den Kaiser als muthige Helden, für Christus als fromme Gläubige kämpften; sie waren Christen. Maximian befand sich in der Nähe an einem Ort, der jetzt Martinach heißt. Er ordnete ein großes allgemeines Götzenopfer an, um seinem Unternehmen einen günstigen Erfolg zu sichern, und zugleich forderte er von den Truppen neue Eide, durch welche sie sich zur Bekämpfung des Christenthums verpflichten sollten. Als die Thebaische Legion diesen Befehl empfing, vergaß sie nicht das Gebot des Evangeliums, „Gott zu geben, was Gottes ist,“ und verweigerte sowohl den Eid, als die Theilnahme am Opferfest. Maximian ward durch die Nachricht, daß die Thebaische Legion in den Schluchten von Agaunum stehe und den Gehorsam gegen seine kaiserlichen Befehle verweigere, in heftigen Zorn versetzt und ließ den Befehl ergehen, jeder zehnte Mann in der Legion solle mit dem Schwert hingerichtet und dann von den Uebrigen Eid und Opfer angenommen werden; denn er zweifelte nicht, daß die Furcht sie willfährig machen werde. Aber er irrte sich. Das Loos schied jeden zehnten Mann aus und er ward enthauptet; allein die Legion war nach der Decimation gerade so unbeugsam als vorher. Maximian ergrimmte mehr und mehr und befahl, daß sie zum zweiten Mal decimirt werde. Es geschah; doch die Streiter Christi wankten nicht. Die größte Ermunterung zu solchem Glauben gab ihr Mauritius, ihr Befehlshaber, mit seinen zwei Offizieren Candidus und Exuperus. Diese Männer entflammten die Liebe für das göttliche Gesetz und das Verlangen nach dem Bekenntniß Jesu bis zum Tode, in ihren gottbegeisterten Schaaren, und während Maximian vor Zorn glühte, erglühten sie in hoher Glaubensfreudigkeit und erließen an den Kaiser eine fromme, freimüthige Botschaft, in welcher es hieß: „Wir sind deine Soldaten, o Kaiser, aber auch Knechte Gottes. Dir schulden wir den Dienst im Kriege;

Ihm den Dienst der Tugend. Du gibst uns den Sold; Er einen ewigen Lohn. Wir können dir nicht gehorchen, indem wir Ihn verläugnen. Nur das verlange nicht und wir sind dir gehorsam wie zuvor. Gegen den Feind bieten wir dir unsere Hände an, halten es aber für Sünde, sie mit unschuldigem Blut zu beflecken und Gerechte und Friedliche zu morden. Wir haben zuerst auf die göttlichen Gebote geschworen, dann auf die kaiserlichen. Hielten wir unserem Gott nicht den Schwur unserer Treue, so müßtest du immer befürchten, daß wir ihn auch dir brechen würden. Wir haben eben die Gefährten unserer Mühen grausam hinrichten sehen und sind mit demselben Schicksal bedroht; aber die äußerste Lebensgefahr, die so leicht zu verzweiflungsvollen Entschlüssen treibt, hat uns nicht zum Aufruhr gebracht, nicht unsere Waffen wider dich, erlauchter Kaiser, gewendet. Denn wir preisen unsere Kameraden selig, daß die Treue gegen Gott ihnen den Tod brachte und wir sind entschlossen, wie sie, lieber unschuldig zu sterben, als schuldbeladen zu leben. Darum verhänge über uns Schwert, Feuer, Foltern, wir unterwerfen uns jedem Leiden; nur Christus verläugnen und Christen verfolgen, das können wir nicht."

Maximians Antwort bestand darin, daß er andere Truppen anrücken, die Thebaische Legion umzingeln und bis auf den letzten Mann niederhauen ließ, vier Cohorten ausgenommen, die schon früher nach dem Rhein abgeschickt waren. Ohne Widerstand und ohne Sträuben, aus Liebe zum ewigen Leben litten die Streiter Christi den Tod. Es kam keinem in den Sinn, die Gerechtigkeit seiner Sache mit dem Schwert zu vertheidigen. Jeder entblößte das Haupt und bot den Nacken dar. Sie hatten ihre Waffen freiwillig auf einem Platz zusammen geworfen und wie Der, welchen sie bekannten, sich ohne Widerrede zur Schlachtbank führen ließ und wie ein Lamm seinen Mund nicht öffnete: so ließen auch sie, als eine Heerde von Lämmern des Herrn, von den Wölfen sich zerreißen, die blutgierig über sie herfielen. So kam diese Kriegerschaar von Heiligen um; so erwarb sich die Thebaische Legion

ihren zweiten Namen „die glückselige Legion" (Legio felix) und preist jetzt mit den Legionen der Engel Gott, den Herrn der Heerschaaren, der ihr zum glückseligsten Siege verhalf.

Ihre Gebeine wurden gesammelt und bestattet; der Ort Agaunum blieb seitdem gefeiert und berühmt im Andenken der Christen. Als das Christenthum später frei aufathmen und sein inneres Leben entwickeln durfte, ward dort zu Ehren des heiligen Mauritius und seiner Gefährten ein Kloster gebaut, um welches sich, wie an so vielen anderen Orten, ein Städtchen lagerte, das seinen Ursprung, Schirm und Mittelpunkt diesem gottgeweihten Hause verdankte. Dies Kloster bestand schon im sechsten Jahrhundert, als König Sigismund von Burgund es mit liegenden Gründen reich beschenkte. Es genoß eines so hohen Ansehens, daß es als ein Muster für alle später errichtete Klöster galt, besonders bei Einführung des beständigen Psalmengesanges, den man Laus perennis, „das ewige Lob" nannte und der zum herrschenden Gebrauch in allen Klosterkirchen wurde.

Der heilige Sebastian.

Das wundervolle Leben dieses jungen christlichen Helden war im reichsten Maß mit allen Gnaden ausgestattet und so strahlend, daß ein Tod gleichsam nicht im Stande war, es auszulöschen; Sebastian mußte zweimal sterben. Zu Narbonne im südlichen Frankreich kam er auf die Welt, aber in Mailand wurde er erzogen, denn dort war seine Familie zu Hause. Er hatte einen feurigen hochfliegenden Geist, und da es nichts Höheres gibt als den Himmel — und da kein Kampf so feurig ist, als der um den Himmel, so wuchs er nicht blos im Christenthum auf, sondern wurde aus voller Seele Christ. Später mußte er einen Beruf erwählen; der Soldatenstand zog ihn sehr an, aber das Gefährliche und Verlockende desselben gab ihm Bedenken. So schwankte er

eine Zeitlang. Endlich siegte aber doch das Heroische in seinem Gemüth. Ueberall mußte er ja den Teufel und seine Schlingen durch Gottes Gnade überwinden; so beschloß er denn, es auch auf dem gefährlichsten Posten mit dem Erzfeind aufzunehmen und trat in das kaiserliche Heer. Vorgesetzte, Untergebene und Kameraden ehrten und liebten ihn. Die Kaiser schenkten ihm Vertrauen und Gunst, Diocletian machte ihn zum Tribun (Hauptmann) der ersten Abtheilung der Prätorianer (kaiserliche Garden) und wollte, so lange er in Rom war, den Heiligen immer um sich haben. Maximian auch; aber während Sebastian alle Tugenden eines tapferen und treuen Soldaten übte, vernachlässigte er nicht die Tugenden eines Christen, und seine Stellung gab ihm Gelegenheit, seinen Glaubensbrüdern manchen Dienst zu erweisen. Ueber seinen Glauben suchte er das tiefste Geheimniß zu bewahren; nicht weil er gefürchtet hätte, Vermögen, Ansehen und Leben zu verlieren, sondern weil er den Christen höchst nützlich war. Zwei Söhne aus einer vornehmen aber heidnischen Senatorenfamilie, die Brüder Marcus und Marcellianus, waren wegen ihres Glaubens eingekerkert und, da sie ihn nicht verläugnen wollten, bereits zum Tode verurtheilt. Ihr Vater Tranquillinus erflehte aber von Chromatius, dem Präfecten der Stadt Rom, einen dreißigtägigen Aufschub und suchte während dieser Zeit, von allen übrigen Mitgliedern der Familie unterstützt, den Entschluß seiner Söhne wankend zu machen. Sie wurden dem Gerichtschreiber Nicostratus in Gewahrsam gegeben, und mit sechzehn anderen, jedoch nur heidnischen Gefangenen, in dessen Haus gebracht und bewacht. Tranquillinus, ein Greis von Gicht gelähmt, der ohne Hülfe nicht gehen konnte; Martia, die Mutter der zwei jungen Männer; deren Gattinnen und kleine Kinder; zahlreiche Verwandte und Freunde: Alle kamen täglich und bestürmten die beiden Bekenner so heftig, so eindringlich, daß deren Herzen von so vielen Thränen weich wurden. Sebastian hörte mit großem Schmerz, es habe den Anschein, als ob sie die himmlische Palme für zeitliche Dinge wegwerfen wollten. Er eilte zu ihnen und fand sie umringt

von Liebkosungen, Schmeichelreden, Bitten, Zärtlichkeit; fand ihre Gemüther erschüttert, und richtete nun eine so feurige Ermahnung an sie, stellte die himmlischen Dinge so hoch über die irdischen und die Ewigkeit so erhaben der Vergänglichkeit gegenüber, daß die trauernde Familie verstummte. Sebastian ermunterte Marcus und Marcellian, sich doch nicht von Thränen besiegen zu lassen, nachdem sie der Folter widerstanden hätten und nicht den Fuß von der Schwelle des Paradieses zurück zu ziehen, um wieder auf der elenden Erde zu wandeln. „Die Thränen eurer Verwandten und Freunde kann die Gnade Gottes abtrocknen und reichlich vergelten,“ sagte er, „und wer das thut, was der Schöpfer will, dem ist das Geschöpf unverloren.“ Er stellte ihnen die süße Gnade und die gewaltige Allmacht Gottes vor Augen, welche sie berufen und auserwählt habe, und die Schmach und Strafe des Abfalls, und das Entsetzen des Gerichtes, und die ewigen Peinen der Hölle, aber auch die namenlose Seligkeit des Himmels. Ein übernatürliches Licht umstrahlte den heiligen Krieger, während ihm die liebeflammenden Worte von den Lippen strömten, und Allen erschien er wie ein seliger Geist. Marcus und Marcellian dachten nicht mehr an Abfall und Zoë, die Frau des Nicostratus, fiel auf die Knie vor Sebastian. Seit sechs Jahren war sie in Folge einer Krankheit stumm geworden; kein Arzt hatte ihr helfen können; sie dachte, dieser gottbegeisterte Mann müsse es vermögen und mit flehenden Geberden drückte sie diesen Wunsch und diese Hoffnung aus. Sebastian sagte mitleidig: „Wenn das wahr ist, was ich von unserem heiligen Glauben gesagt habe, so wolle dich unser Herr Jesus Christus, dessen unwürdigster Knecht ich bin, aus großer Barmherzigkeit heilen;“ machte das heilige Kreuzzeichen über ihren Mund und Zoë hub an mit lauter Stimme Gott zu loben und zu sagen, daß sie Alles glaube, was Sebastian gesagt habe. Ihr Mann Nicostratus bekannte sich gleichfalls zum Glauben, nahm den beiden Brüdern ihre Fesseln ab, beschwor sie zu fliehen und versicherte, er wolle dem Präfecten gegenüber Alles vertreten. Tranquillinus und Mar-

tia waren so ergriffen von diesen Vorgängen, daß auch sie der Gnade nicht widerstehen konnten und Sebastian, der mit Betrübniß gekommen war, um zwei wankende Seelen zu befestigen, hatte die Freude, daß achtundsechzig Personen den Unterricht der Katechumenen und die heilige Taufe verlangten. Er übergab sie dem frommen Priester Polykarp, der das heilige Werk zu Ende führte, bei dem es Gott gefiel, abermals zu zeigen, daß sein Arm nicht verkürzt, seine Allmacht nicht verringert sei; denn sowohl Tranquillinus als auch zwei kranke Söhne des Gefangenwärters Claudius fanden im Sacrament der Taufe außer der Wiedergeburt der Seele auch noch die leibliche Gesundheit.

Die Frist von dreißig Tagen, welche der Präfect Chromatius dem Tranquillinus für seine Söhne gewährt hatte, war abgelaufen. Er ließ den Greis rufen und fragte ihn, wie die Sachen ständen? verwunderte sich auch nicht wenig zu vernehmen, daß nicht die Söhne zur Ansicht des Vaters, wohl aber dieser zum Glauben der Söhne sich gewendet habe. Er schalt ihn einen Thoren, konnte jedoch sein Erstaunen über dessen plötzliche Genesung von der Gicht nicht verbergen und wollte wissen, welche Arznei man dazu angewendet habe. Tranquillinus antwortete, das sei keine andere, als der Glaube an den Herrn Jesus Christus, der Blinde sehend, Lahme gehend, Kranke gesund, Todte lebendig gemacht habe und mache. Da Chromatius auch sehr an Gichtschmerzen litt, bat er den Tranquillinus, jenen Mann ihm zuzusenden, der einen solchen Glauben lehre; und der Priester Polykarp stellte sich bei dem Präfecten ein. Als dieser ihm sein halbes Vermögen versprach, wenn er dadurch von seinem Leiden befreit werden könne, entgegnete der Diener Gottes lächelnd, es handele sich um den Glauben und nicht um Geld und Gut; Christus werde ihn darüber erleuchten. Aber Chromatius schwankte noch. Da rief Polykarp die heilige Beredsamkeit und Einsicht des Sebastian zu Hülfe und dieser sagte dem Präfecten, er dürfe nicht den Glauben annehmen, um gesund zu werden; glaube er wirklich, so müsse er es durch die That beweisen

und gestatten, daß sie seine sämmtlichen Götzenbilder zerbrächen. Das waren über hundert der schönsten Bildsäulen von Marmor und Alabaster, zum Theil große Kunstwerke, die Chromatius mit beträchtlichen Kosten gesammelt und an denen er viel Freude hatte. Sebastian begehrte kein geringes Opfer von ihm; aber die Gnade trug den Sieg davon: die Bildsäulen wurden zerbrochen und Chromatius sammt seinem Sohn Katechumenen. Als er später die Taufe empfing, bekehrten sich über tausend Personen seiner Verwandtschaft und seines großen glänzenden Hauses. Allen seinen Sklaven schenkte er die äußere Freiheit, da sie innerlich frei in Christo geworden waren; seine Stelle als Präfect legte er nieder, zog sich auf seine Landgüter in Campanien zurück und fand die Gesundheit, nach welcher er so sehr verlangt hatte, zugleich körperlich und geistig wieder.

Für die Rettung all dieser Seelen war Sebastian das gottbegnadete Werkzeug gewesen, und weil Gott ihn brauchen wollte, blieb es wie durch ein Wunder dem Kaiser verborgen, daß der Tribun der Prätorianischen Leibwache, der so hoch in seiner Gunst stand und in den er so großes Vertrauen setzte, ein Christ sei. Uebrigens war das Christenthum bereits in das Innerste der kaiserlichen Paläste gedrungen. Ein Schreiben des Bischofs Theonas von Alexandrien an den Lucianus, der bei Diocletian die Stelle eines Oberkämmerers einnahm, bezeugt es. Lucian genoß im höchsten Grade Gunst und Vertrauen seines Kaisers, ohne zu verbergen, daß er ein Christ sei und daß er viele Andere von der Wahrheit des christlichen Glaubens überzeugt habe. Mehrere derselben bekleideten Stellen, welche sie in die nächste Umgebung des Kaisers brachten, sein Schatzmeister z. B. war ein Christ; Andere nahmen Vertrauensposten ein, hatten die Kronjuwelen in Verwahrung und die innere Verwaltung des Palastes zu besorgen. Allen diesen Männern empfiehlt der Bischof Theonas in dem Brief an Lucianus, aus Furcht Gottes und aus schuldiger Treue gegen den Kaiser, ihre Aemter auf's Pünktlichste und Eifrigste zu verwalten, damit der Name Jesu in großen wie in

kleinen Dingen verherrlicht werde. Da es eine Ehre für die Kirche sei, daß ein heidnischer Fürst ihren Mitgliedern ein solches Vertrauen schenke: so müßten sie diesen Vorzug recht zu schätzen und ihrem Glauben gerechte Würdigung zu verschaffen suchen. Er ermahnt Alle, besonders aber die, welche um die Person des Kaisers sind, sich durch Bereitwilligkeit und Freundlichkeit ihm angenehm zu machen und seine Befehle, wenn sie nicht gegen Gottes Gebote laufen, so zu erfüllen, als kämen sie unmittelbar von Gott. Sie sollen von munterer Laune sein, aber stets innerhalb der Schranken christlicher Sitte und Zurückhaltung, besonders in Gegenwart der Kaiserin und ihrer Damen. Sie sollen dem Geiz und der Bestechlichkeit vollkommen unzugänglich sein und sich Doppelzüngigkeit und zweideutige Reden nie zu Schulden kommen lassen. „Gebt Keinem irgendwie Grund zu gerechter Klage über euch; thut Keinem weh. Kränkt man euch, so blickt auf Jesus und verzeiht Anderen, weil ihr von ihm Verzeihung hofft; das ist das beste Mittel, um den Neid zu besiegen.“ Er fordert sie ferner auf, in brüderlicher Liebe und Eintracht am Hofe zu leben, ohne Zwietracht und Eifersucht, und von allen ihren Dienstboten ein ebenso sittliches und friedliches Leben zu verlangen; wo nicht, sie zu entlassen. Kein Tag dürfe vorübergehen, ohne daß sie die heiligen Schriften läsen und meditirten. „Denn nichts ist eine so heilsame Nahrung für die Seele und nichts gibt ihr so viel Kraft. Die Frucht, welche ihr daraus zu ziehen habt, ist die: eures Amtes mit Geduld, Gerechtigkeit, Frömmigkeit in der wahren Liebe Jesu Christi zu warten und alle zeitlichen Dinge zu verachten wegen der Hoffnung auf die ewigen und übernatürlichen Güter, die uns verheißen sind.“

Trotz Gunst, Huld und Vertrauen von Seiten der Kaiser und Treue, Hingebung und Anhänglichkeit von Seiten der Christen war es aber doch stets so, als ob Tiger Lämmer um sich duldeten, die sie im nächsten Augenblick zerfleischten. Von Lucianus geschieht keine Meldung; allein viele der Hausoffizianten Diocletians kamen bei der späteren allgemeinen Verfolgung

in den gräßlichsten Martern um. Und so ging es auch mit Sebastian. Sein Feuereifer machte es ihm möglich, sich in Zeiten der Gefahr gleichsam zu vervielfältigen und seinen Glaubensbrüdern die wesentlichsten Dienste zu leisten, indem er den Einen behülflich war zu sicherer Flucht, den Anderen zu sicherer Verborgenheit innerhalb Roms selbst, und den Martyrern endlich zu treuer Beharrlichkeit im Leiden. Viele der Neophyten erlangten die Palme. Zuerst Zoë. Man fand sie im Gebet am Grabe des heiligen Apostel Petrus, und man erhenkte sie mit dem Kopf abwärts über einem gelinden Feuer. Dann beschwerte man ihre Leiche mit Steinen und warf sie in die Tiber, „damit die Christen nicht eine Göttin aus ihr machten.“ Ihr Mann Nicostratus, Claudius der Gefangenwärter und drei Andere wurden dreimal gefoltert, dann ertränkt; Chromatius und sein Sohn wurden enthauptet; Tranquillinus gesteinigt; Marcus und Marcellianus an Pfähle genagelt und mit Lanzen durchbohrt; Castulus, ein kaiserlicher Hausbeamter, der im Kaiserpalast selbst dem Papst Cajus eine Zufluchtstätte geboten hatte, wurde erst gefoltert, dann lebendig begraben. Wie ein tapferer Feldherr, der zuerst sein Heer in die Schlacht führen und es zum Siege anspornen muß, und, wenn es der Uebermacht erlegen ist, selbst das Schlachtfeld bis zum letzten Athemzug vertheidigt: so machte es auch Sebastian, dem der Papst den ehrenvollen Beinamen „Beschirmer der Kirche“ gegeben hatte. Nachdem so viel Blut vergossen war, sehnte auch er sich endlich, das seine im freudigen Bekenntniß des christlichen Glaubens hinzugeben. Maximian Herculeus ließ ihn vorführen und befragte ihn selbst. Sebastian antwortete, er habe von jeher eingesehen, daß es Thorheit sei, Klötze von Marmor und Bronce anzubeten und sich deshalb dem wahren Gott und seinem eingeborenen Sohn Jesus Christus im Glauben zugewendet; aber nie unterlassen, für das Heil seiner Kaiser und des Staates zu flehen; auch nie etwas gethan, wodurch die Treue und Ehrerbietung, die er seinen Kaisern schuldig sei, auf irgend eine Weise verletzt worden wäre. So richtig das auch war,

machte Maximian ihm dennoch wüthende Vorwürfe wegen Verrath und Undank, und übergab dann seinen treuen und edlen Tribun den Händen der mauritanischen Bogenschützen mit dem Befehl, ihn zu erschießen. Sie führten ihn in den Hof ihrer Caserne, die neben dem Kaiserpalast auf dem Palatinischen Berge lag; da entkleideten sie ihn, banden ihn an einen Baum und schossen mit ihren Pfeilen so lange nach ihm, bis er von dem Blutverlust erschöpft in eine todtenähnliche Ohnmacht sank. Die Mauritanier hielten ihn wirklich für todt und ließen ihn schwimmend in seinem Blute unter dem kalten Winterhimmel als eine Leiche liegen. Aber für diese Heldenseele war ein Tod nicht genug, obwohl es ein so trauriger, einsamer, verlassener Tod war, wie selten ein Martyrer ihn gelitten. Gewöhnlich waren mehrere beisammen und ihre Glaubensbrüder und Freunde fanden sich ein, um ihnen den Trost ihrer Liebe und Theilnahme zu beweisen. Gebete stiegen für sie empor, Zuspruch und Zuruf ermuthigte sie, wohlwollende Augen folgten ihnen in jeder Bewegung nach; ja sogar in der Oeffentlichkeit ihres Leidens, in dem lauten Haß und Zorn ihrer Feinde war etwas Erhebendes, das der menschlichen Schwäche nicht gestattete, sich der Schwachheit hinzugeben. Aber Sebastian's Marterthum wurde verschärft durch eine vollkommene Verlassenheit, und er litt gebadet in seinem Blut die äußerste Desolation, gerade wie der göttliche Heiland am Oelberg gelitten hatte. Und dennoch öffnete sich die Pforte des Paradieses nicht für ihn! In der Nacht kam Irene, die Wittwe des Castulus, um Sebastians Leiche heimlich zu erkaufen und zu beerdigen. Sie glaubte noch eine Spur von Leben in ihm zu bemerken und brachte ihn deshalb nicht in die Katakomben, sondern in ihre Wohnung, wo er auch wirklich wieder aus der Ohnmacht erwachte und durch die treue Pflege der frommen Irene, im Kaiserpalast selbst, seine frühere Kraft und Gesundheit bald erlangte. Alle Christen beschworen ihn, sich aus Rom zu entfernen und nicht sein Leben abermals in Gefahr zu setzen, das Gott so wunderbar ihm erhalten hatte. Doch er, nach

so viel Thaten und Kämpfen und Drangsalen, er sehnte sich mit dem heiligen Apostel Paulus „aufgelöst und bei Christus zu sein.“ Ihn bestimmte nichts Irdisches mehr und er überließ sich ganz der göttlichen Führung. Das Gebet brachte ihm den Entschluß, einmal dem Kaiser öffentlich die Thorheit und Grausamkeit der Verfolgung seiner treuesten und besten Bürger vorzustellen. Deshalb stellte er sich auf eine große freie Treppe, über welche Maximian gehen mußte und um welche immer ein Volkszulauf von Bittstellern und Neugierigen statt fand. Der Kaiser war äußerst erstaunt und erzürnt, seinen Tribun lebendig und gesund vor sich zu sehen, da er doch den Befehl zu dessen Hinrichtung gegeben hatte. Sebastian sagte ihm darauf, Gott, dessen Wille Allmacht, dessen Natur Güte, dessen Werk Erbarmung sei, habe ihm das Leben erhalten, damit er vor allem Volk Zeugniß ablege, welch' eine Ungerechtigkeit die unmenschliche Behandlung der Christen sei und welche Lüge, daß man sie, die treuesten Unterthanen, als Feinde des Staates und der Kaiser verschreie. Sogleich befahl nun Maximian, daß Sebastian ergriffen und in einem Hof des Palastes mit dicken Stöcken erschlagen werde. Und so, wie man etwa einen Hund todtschlägt, endete Sebastian sein heldenhaftes glorreiches Leben, menschlich gesprochen in der äußersten Schmach. Der zweite Martertod hatte nur den Vorzug vor dem ersten, daß er wirklich den Tod brachte. Der Leichnam wurde in die Kloake geworfen, um zu verhindern, wie die Acten sagen, daß die Christen keinen Martyrer aus ihm machten. Es lebte aber damals in Rom eine edle Matrone, Namens Lucina, welche sich mit heiliger Selbstaufopferung der Beerdigung der Martyrer widmete. Sie hatte ein Traumgesicht und in Folge desselben fand sie den heiligen Leichnam und beerdigte ihn in der Katakombe, in welcher die beiden heiligen Apostel Petrus und Paulus zuerst beigesetzt worden waren und über welcher sich heutzutage die Basilika von St. Sebastian an der Appischen Straße erhebt, der berühmteste Eingang in die Katakomben.

Der heilige Theodotus.

Ueber die Provinz Galatien in Kleinasien ward ein sehr gewaltthätiger, grausamer Statthalter gesetzt, der dem Kaiser Diocletian versprach, jedes Mittel anzuwenden, um die Christen auszurotten. Er hieß Theotecnus. Schon das Gerücht von seiner Ankunft verbreitete ein solches Entsetzen, daß die Christen massenweise in die Wüsten und Gebirge flohen, denn es gingen die kaiserlichen Edicte in ihrer ganzen Strenge vor ihm her: Kirchen und Altäre sollten niedergerissen und der Erde gleich gemacht, die heiligen Schriften und Geräthschaften verbrannt werden; Priester sollte man zu den Götzenaltären schleppen und zum heidnischen Opfer zwingen; alle Leute, die sich der Theilnahme am Opfer weigern würden, sollte man mit ihren Kindern einkerkern, ihr Vermögen für den Staat einziehen und sie durch Gefangenschaft und Mißhandlungen beugen, damit sie, wenn sie dem Statthalter vorgeführt würden, schon mit wankendem Sinn und gebrochenem Willen zur Untersuchung kämen. Auf diese Edicte folgten Boten mit der Nachricht, daß der Statthalter überall mit unmenschlicher Strenge diese Maßregeln in Ausübung bringe, und diese Kunde versetzte die Heiden in einen so übermüthigen Freudenrausch, daß sich eine heftige Volksbewegung gegen die Gläubigen erhob. Man drang rottenweise in ihre Häuser, plünderte sie aus, mißhandelte Weiber und Kinder, entführte Jungfrauen, schmähte die Religion, raubte Geld und Gut; und Niemand durfte wagen, sich auch nur im mindesten zu beklagen oder zu widersetzen, weil er sonst gleich des Aufruhrs wäre beschuldigt worden, den wahrlich nicht er und seine Glaubensgenossen, — sondern den man gegen sie erhob. Die Kirche glich einem vom Sturme hin und her geschleuderten Schiff, das sich mühsam über den tobenden Wellen erhält. Die Bethäuser waren verwüstet oder auch zugemauert, die Altäre verlassen; kein Christ wagte öffentlich zu erscheinen; die Angesehensten schmachteten im Kerker; Flüchtlinge irrten in den Klüften der Berge umher, fristeten ihr Leben mit wilden Kräutern, kamen um vor Hunger

oder fielen ihren Verfolgern vor Elend und Ermattung in die Hände. Besonders die Reichen, die im Wohlstand auferzogen waren, litten Unsägliches, weil die Gewöhnung ihres Lebens sie nicht auf solche Drangsale vorbereitet hatte.

Zu Ancyra, der Hauptstadt Galatiens und der Residenz des Statthalters, lebte ein Mann, Namens Theodotus, in ganz gewöhnlichen Verhältnissen, denn er war ein Gastwirth und verheirathet, dessen große innere Vollkommenheit in diesen betrübten Zeiten wie ein Stern in der Finsterniß aufstrahlte. Von Jugend auf hatte er sich gewöhnt an Abtödtung der Sinnlichkeit und an Bezähmung der Leidenschaften, und hatte gesucht, Andere mit denselben Waffen gegen dieselben Gefahren auszurüsten. Sein unbedeutendes Geschäft als Gastwirth wurde durch ihn zu einem heiligen Amt; denn da alle Arten von Menschen bei ihm einkehrten, Gute und Böse, Heiden und Juden, so wußte er durch gelegentlichen Unterricht oder hingeworfene Bemerkungen sich Einfluß auf die Seelen zu verschaffen, während er nur bemühet schien, Jedermann auf's Pünktlichste zu bedienen. Manche, die in ihrem Gewissen beunruhigt oder von bösen Gedanken geplagt oder an Sünden erkrankt waren, fanden bei Theodotus Ruhe und Trost; und viele Ungläubige führte er durch wundersam eindringliche Ermahnungen der Kirche zu. Aus diesem geheiligten Wirthshause gingen nicht Wenige hervor, die früher an Trunkenheit, Geiz, Unenthaltsamkeit ganz unheilbar zu leiden schienen, nun jedoch in Mäßigkeit, freiwilliger Armuth und Entsagung ein musterhaftes Leben führten; und nicht Wenige, welche in den Tagen der Trübsal, bei Verfolgung, Marter und Tod ein herrliches Zeugniß für ihren Glauben ablegten. Bei dem Allem hielt sich Theodotus immer in den Schranken der äußersten Demuth und Unscheinbarkeit, obwohl er mit der außerordentlichen Gnadengabe ausgestattet war, durch Händeauflegung und Gebet unheilbare Kranken gesund zu machen. Als die Drangsale ausbrachen, ging sein einziges Streben dahin, seine Herberge zu einem Zufluchtsort für alle Verfolgten zu machen. Sein Gewerbe ermöglichte es, daß er

dies ohne Aufsehen bewerkstelligen konnte; es hatte ja immer den Anschein, als ob er des Gewinnes wegen alles Das thue, was er aus heiliger Liebe that. Die flüchtig Umherirrenden suchte er selbst auf oder ließ sie durch treue Boten einladen; den Hungernden diente er als Koch und Mundschenk, den Kranken als Arzt, den Schwachen als Beschützer, den Gottseligen als Lehrer, den Gefangenen als Tröster; mit größter Mühe und Kostenaufwand drang er in die Kerker, kaufte die Ueberreste der Martyrer und begrub sie; mit größter Lebensgefahr bemächtigte er sich dieser heiligen Ueberreste, wenn es nicht möglich war, die Wachen zu bestechen. So leidend, dienend, sich abmüdend wurde er, wie der Apostel Paulus sagt, Allen Alles; denn er machte nicht nur sein Haus zu einer sicheren Stätte des gemeinschaftlichen Gebetes, sondern ermöglichte es auch, daß überhaupt noch Gott, dem höchsten Herrn, zu Ancyra das reine unbefleckte Opfer dargebracht werden konnte. Der Statthalter hatte nämlich auf allen Marktplätzen und an allen Thoren der Stadt öffentlich Götzenpriester aufgestellt, welche sämmtliche zum Verkauf gebrachten Nahrungsmittel, besonders die alltäglichsten, Brod und Wein, durch gewisse Ceremonien den Götzen weihen mußten. Da half Theodotus mit seinen Vorräthen aus, gab freudig her, was zum heiligen Opfer nothwendig war, und machte auf diese Weise seine Schenke nicht blos zu einem Hospiz für Flüchtige, Verfolgte und Bedürftige, sondern zur Arche Noes, die in der Sündflut das Heil umschloß, zur Kirche selbst, in welcher die heiligen Mysterien gefeiert wurden.

Diesem treuen Knecht schickte Gott Sorge und Trübsal; aber nicht die der alltäglichen Art, wie sie den gewöhnlichen Menschen heimsuchen durch irdische Prüfungen und Beraubungen, sondern jene namenlos bitteren Schmerzen über die Beleidigungen Gottes, die ja immer Mangel an heiliger Liebe, Schwäche im heiligen Glauben sind. Daß kein Gefangener wankend, kein Angeklagter verzagt, kein Gemarterter abtrünnig, kein Kind Gottes ein Kind der Verdammniß werde,

das waren Theodots Sorgen und Trübsale! Und wie groß, wie häufig waren sie solchen Plagen und Quälereien gegenüber, die jede menschliche Kraft erschöpften und aufrieben! Deshalb gehörte es auch noch zu Theodots unzähligen Liebeswerken, die Verhafteten und Verurtheilten mit kräftigem Zuspruch zur Beharrlichkeit zu ermuntern und das kleinste Fünkchen von Liebe zur Welt und zum Leben in ihnen zu ersticken. Nun wurde Victor, sein lieber langjähriger Freund, in Ketten geworfen und zwar weil er gesagt hatte, es müßten sich die Griechen schämen, Götter anzubeten, die Frevel verübten, wie kein Mensch ohne Erröthen sie nennen, viel weniger sie begehen dürfe. Victor war reich und angesehen: deshalb suchten ihn die Heiden durch alle mögliche Schmeicheleien und lockende Versprechungen zum Abfall zu bewegen. In der Nacht aber schlich Theodotus zu ihm in den Kerker, blieb bis zum Anbruch des nächsten Tages bei ihm und hörte nicht auf, mit den eindringlichsten Bitten und Vorstellungen zur Beharrlichkeit ihn zu ermuntern. „O mein Victor!" sagte unter Anderem der heilige Mann, „höre nicht auf die verderblichen, unheiligen Reden, mit denen die Unreinen dich zu umstricken trachten; befolge nicht ihren Rath, uns zu verlassen und zu ihnen überzugehen. Könntest du die unlauteren Freuden der Welt — der Enthaltsamkeit, die Ungerechtigkeit — der gerechten Sache, die Gottlosigkeit — der Frömmigkeit vorziehen? O nein, mein Victor, nein! Mit welchen Zusicherungen sie dir auch schmeicheln mögen, widerstehe ihnen. Hat es dem Judas genützt, die dreißig Silberlinge empfangen zu haben? Welchen Gewinn hatte er von seinem Gelde? — den Strick, an dem er sich selbst erhenkte! Nein! hoffe nichts Gutes von den Bösen, denn ihre Versprechungen führen zum ewigen Verderben, zum Tode der Seele." Durch solche und ähnliche Worte ermuthigt ging Victor am anderen Morgen freudig zum Verhör und zur Marter. Als die Folterqualen aber größer und immer größer wurden, ermattete er; und als er schon hätte die Hand nach der Siegeskrone ausstrecken können, ließ er sie sinken und bat den Tyrannen um eine kurze Bedenkzeit. Die Lictoren hörten sogleich mit der

Folterung auf, weil eine solche Bitte der gewöhnliche Vorläufer des Abfalles war, und brachten den halbtodten Victor in den Kerker zurück. Da starb er binnen Kurzem und ließ sein Andenken in einem zweifelhaften Licht zurück, weil er bei seinem Bekenntniß wankelmüthig gewesen war.

Einige Meilen von Ancyra lag der Ort Malus, wo der heilige Martyrer Valens den Flammentod gestorben und dann in den wilden Fluß Halys geworfen worden war. Kaum erhielt Theodotus diese Kunde, so machte er sich auf, war so glücklich, nach Anweisung von Augenzeugen die Gebeine zu entdecken und zu retten, und rastete ein wenig in der lieblichen Gegend. Herrliche Bäume erhoben sich am Ufer des Stromes, tausende von bunten duftenden Blumen blühten im Grase, die Cicaden schwirrten, die Nachtigallen sangen in den Büschen und die Waldvögel stimmten lieblich ein. Da schickte Theodot zwei seiner Gefährten in den Ort, um den Priester zu ersuchen, sich in diese reizende Wildniß hinaus zu begeben und ihnen das einfache Mahl zu segnen, welches sie einnehmen wollten; denn es gehörte zu seinen frommen Gebräuchen, keine Speise zu berühren, welche der Priester nicht gesegnet hatte. Die Abgesandten fanden gleich den Priester, der Fronton hieß und der zu ihnen sprach: „Wie wunderbar! ich sah euch heut Nacht im Traumgesicht und ihr überbrachtet mir einen großen Schatz. Was gibt es also?" Die Abgeordneten antworteten: „Wir haben den Theodotus, den um den Glauben so verdienten Mann, bei uns, der werthvoller ist als jeder Schatz, und wir bitten dich in seinem Namen, dich zu ihm zu bemühen." Fronton ging gern mit ihnen, begrüßte liebevoll Theodotus und dessen Gefährten und lud Alle in sein Haus; aber Theodotus dankte ihm und sagte, Ancyra sei jetzt ein großer Kampfplatz, auf welchem gar viel hülfsbedürftige Glaubensbrüder seiner harrten; darum müsse er schnell heimkehren. Dann, nachdem sie ein karges Mahl genommen, sprach er zu Fronton: „Wie lieblich ist dieser Ort! welch eine schöne Stätte wäre hier zur Aufnahme heiliger Reliquien." — „Gewiß!" antwortete der Priester; „und

hätte ich Reliquien, so würde ich hier gern eine Kapelle für sie bauen." — „Es ist die Sache Gottes, uns Reliquien zu geben," sprach Theodotus, „und die unsere, treu in unserer Pflicht zu sein. Darum beschwöre ich dich, mein Vater, zaudere nicht mit dem Werk, eine heilige Stätte hier zu bereiten und zu sorgen, daß der Bau sobald wie möglich begonnen werde, denn die Reliquien werden bald kommen." Dann zog er einen Ring vom Finger, gab ihn dem Priester und sprach: „Der Herr sei Zeuge zwischen dir und mir, daß du in nächster Zeit Reliquien erhalten wirst." Wie so viele Martyrer mochte auch er die Offenbarung empfangen haben, daß die Stunde seines Leidens nicht ferne sei. Nach diesen Worten brach er auf und kehrte zurück nach dem verstörten Ancyra.

Der Statthalter hatte sich eben eine neue Bosheit ausgedacht und zwar gegen die wehr- und harmlosesten Wesen. Es lebte zu Ancyra eine ehrwürdige Jungfrau mit Namen Thecusa, welche von früh auf in Gottseligkeit und jeder Tugend sich geübt und, gemäß den evangelischen Räthen, in freiwilliger Armuth und Jungfräulichkeit gelebt hatte. Sechs andere Jungfrauen, Alexandra, Thaïne, Claudia, Euphrasia, Matrona und Julitta, hatten sich ihr zugesellt und Alle in großer Eintracht und Zurückgezogenheit ihre Tage verbracht. Nun waren sie hochbejahrt, Thecusa schon über siebenzig Jahr, und standen in großer Achtung nicht allein bei den Gläubigen, sondern auch bei den Heiden. Diese frommen Seelen wollte der Statthalter zum Abfall zwingen, und ihre Folterqual sollte darin bestehen, daß ausgelassene rohe Jünglinge ihnen schmachvolle Mißhandlungen zufügten. Eine wilde Rotte stürmte zu ihnen hinein, als sie in Thränen und Gebet beisammen waren und zu Gott um Rettung aus solcher Drangsal flehten. Da erhob sich Thecusa, ging den Jünglingen entgegen, fiel auf die Knie nieder vor demjenigen, der ihr am allerunverschämtesten erschien, zerriß ihren Schleier und sprach: „Habe Achtung, mein Sohn, vor diesen grauen Haaren, denn du hast vielleicht eine Mutter, deren Haar das Alter bleichte. Deine Mutter möge unsere Fürsprecherin sein. Wir sind ja

gleichsam schon gestorben, denn bald wirst du ja unsere Leichen von wilden Thieren und Raubvögeln zerrissen und umher gezerrt sehen, da der Statthalter uns nicht einmal ein Grab gönnen will. Darum laß uns unseren Frieden und unsere Thränen; du aber nimm die Hoffnung, daß unser Erlöser Jesus Christus dir vergelten werde. Die Hoffnung auf ihn bleibt niemals fruchtlos.“ Der rohe Muthwille des Jünglings ging in Mitleid und Ehrfurcht über. Mit Thränen in den Augen entfernte er sich und ebenso umgewandelt in ihrem Innern folgten ihm seine Kameraden, ohne auch nur durch ein ungeziemendes Wort die gottseligen Jungfrauen beleidigt zu haben. Dieser Ausgang entsprach aber mit nichten der Erwartung des Statthalters und reizte ihn nur zur Erfindung neuer Bosheit auf. Es war der Jahrestag, an welchem die Götzenbilder der Diana und der Minerva von ihren Priesterinnen in einem benachbarten See gewaschen zu werden pflegten, was immer mit rauschender Feierlichkeit und unter einem großen Zusammenfluß des Volkes geschah. Um nun der Jungfräulichkeit und Sittsamkeit Thecusa's und ihrer Gefährtinnen zu spotten, befahl der Statthalter, daß sie wie jene Götzenbilder, welche die Heiden Jungfrauen nannten, ebenfalls im See gebadet und dann zu deren Priesterinnen gemacht werden sollten. Zuvor aber ließ er sie bis auf's Blut geißeln und dann alle sieben aufrecht und bis zum Gürtel entkleidet auf den Wagen stellen, der den Festzug eröffnete und der mit Blumen und Kränzen geschmückt war. Als lebendige Bilder des Leidens standen sie da mit schrecklichen Wunden über den Schultern und den Armen, ganz hinfällig von der Qual und dem Getöse und ihr Blut rieselte über die festlichen Kränze. Hinter ihnen auf anderen Wagen fuhr man die Götzenbilder; rings umher tanzten Weiber mit aufgelösten Haaren, wild jauchzend wie die Mänaden beim Bachusfest und Flötentöne und Schall der Cymbeln erfüllten die Luft. Das Volk wogte in Schaaren einher; Viele frech und neugierig; die Meisten jedoch voll Theilnahme für die Martyrinnen, deren kläglicher Zustand in so hohen Jahren sie erbarmte und deren

Standhaftigkeit sie bewunderten. Kalt und finster zog auch der Statthalter mit hinaus.

Unterdessen war Theodotus in großer Besorgniß um die frommen Bekennerinnen, „denn er fürchtete," sagt der Schreiber dieser Acten, ein Augenzeuge derselben, ein Freund des Theodots mit Namen Nilus, „er fürchtete, was man bei Frauen mit Recht fürchten kann, daß ihre Standhaftigkeit im Kampf erliegen möchte." Deshalb zog er sich mit einigen Christen, unter denen sich auch Polychronius, ein junger Anverwandter der seligen Thecusa, befand, in das Häuschen eines armen frommen Mannes nahe bei einem Bethause, genannt der Patriarchen, zurück, und verharrte dort im anhaltenden Gebet um Beharrlichkeit bis zum Ende für die Martyrinnen. Vom frühen Morgen bis gegen Mittag hatten sie Alle knieend auf der Erde gelegen; da trat ihre Hausfrau eilfertig mit der Kunde zu ihnen herein, daß so eben alle sieben Martyrinnen in den See versenkt worden wären. Sie war dem traurigen Schauspiel gefolgt und hatte gesehen und gehört, wie Thecusa für sich und ihre Gefährtinnen alle Ueberredungskünste und Versprechungen des Statthalters verschmäht, alle Aufforderungen der Priesterinnen, welche ihnen weiße Gewänder und Festkränze zum Götzendienst brachten, verschmäht hatte. Der ergrimmte Statthalter ließ ihnen nun schwere Steine um den Hals binden, sie in einen Nachen setzen und an der tiefsten Stelle des See's ins Wasser stürzen. Als Theodotus diese ersehnte Nachricht vernahm, sprach er noch auf den Knieen mit heißen Thränen: „Dank Dir, o Herr, daß Du nicht umsonst uns flehen ließest!" und überlegte dann mit Polychronius, ob es möglich sei, die Leichen aus dem See zu ziehen, was wegen der Tiefe, in welche sie durch die schweren Steine versunken waren, fast unmöglich schien. Gegen Abend kam Glycerius, ein Glaubensbruder, und erzählte, der See sei mit starker Soldatenwache umzingelt, damit die Körper nicht entführt würden. Dies vermehrte die Schwierigkeit und Theodotus wurde sehr traurig; denn er liebte Thecusa als eine Mutter seiner Seele, da

er durch sie die Lehre des Heils und das Licht der Erkenntniß empfangen und an ihrer Hand sich gehalten hatte, als seine Eltern des Glaubens wegen die Hand von ihm abzogen. Er ging zur benachbarten Kirche, fand aber den Eingang vermauert, kniete davor nieder und betete inbrünstig. Dann suchte er eine andere Kirche auf, doch auch diese war zugemauert! denn es war nicht möglich, auf einmal alle zu zerstören und darum begnügte man sich vor der Hand damit, sie den Christen unzugänglich zu machen. Auch hier kniete Theodot im heißen Gebet vor dem Eingang und begab sich dann wieder in das Häuschen des armen Mannes, der Theocharides hieß, viel Wohlthaten von der seligen Thecusa genossen hatte und mit großem Leid ihre ehrwürdigen Ueberreste den Fischen zur Speise ließ. Theodotus war so erschöpft, daß er ein wenig entschlummerte. Da hatte er alsbald ein Traumgesicht. Thecusa sprach zu ihm: „Du schläfst, mein Sohn Theodotus? Du trägst keine Sorge um mich auf dem Herzen? Du hast vergessen, welche Sorge ich um dich getragen habe, als ich dich in deiner Jugend auf den Weg des Glaubens und der Tugend führte? Im Leben hat deine Liebe mich nie verlassen und jetzt, da ich heimgegangen bin und du mir bis zum Ende dienen solltest, jetzt vergißt du meiner? Lass' uns nicht in dem See, ich bitte dich! Aber steh' auf und eile dich, denn nach zwei Tagen erwartet dich der große Kampf. Doch hüte dich vor dem Verräther." Theodotus erwachte, theilte den Freunden sein Traumgesicht mit und bat Gott mit Thränen, ihm bei der Auffindung der Leiber beizustehen. In Gebet und Fasten brachten sie den folgenden Tag hin und Einer um den Andern ging auf Kundschaft aus, um zu erfahren, ob der See noch bewacht werde; und dies war leider der Fall. Indessen gingen sie doch am späten Abend an ihr Wagniß und versahen sich mit Lastthieren und mit scharfen Messern, um die ertränkten Martyrinnen von den Stricken loszuschneiden, womit sie an den schweren Steinen befestigt waren. Es war eine tiefe Finsterniß, der Sturm sauste, der Platzregen rauschte herab; nicht Mond, nicht Sterne leuchteten. Sie

mußten über den Richtplatz gehen, ein schauerlicher Ort, den Niemand gern nach Sonnenuntergang betrat; denn die abgeschnittenen Köpfe der Hingerichteten waren dort auf Pfähle gepflanzt und überall stieß der Fuß an Gebeine und an Ueberreste der Verbrannten. Auch Theodotus und seine Gefährten wurden von einem heftigen Schauder ergriffen; allein eine Stimme tröstete sie mit den Worten: „Geh ruhig weiter, mein Theodot.“ Da machte Jeder vor der Stirn das heilige Kreuzzeichen und plötzlich leuchtete ein herrliches Kreuz über dem See auf und verlief gen Osten mit feurigem Strahle. Jetzt überlief sie ein Schauer von Freude und Andacht; sie verrichteten knieend ein kurzes Gebet und machten sich ermuthigt auf den Weg. Es war aber so dunkel und der Boden so überschwemmt durch den Regen, daß sie weder einander, noch ihren Pfad sehen konnten und aus Furcht zu verirren wieder still stehen und sich mit einem Hülferuf zu Gott wenden mußten. Nun flammte ein helles Licht auf und zeigte ihnen deutlich die Richtung zum See, und zwei Männer in glänzenden Gewändern mit schneeweißem Bart- und Haupthaar standen vor ihnen und sprachen: „O Theodot, vertraue nur! denn der Herr Jesus hat deinen Namen eingeschrieben in das Buch der Martyrer und hat dein Gebet auch erhört, das du unter Thränen zu ihm schicktest für die Auffindung der heiligen Leiber. Wir sind von ihm gesandt, um dich aufzunehmen, und sind die, welche ihr die Patriarchen nennt. Am See wird Sosander dir helfen. Aber den Verräther hättest du nicht sollen mit dir nehmen.“

Nun brach ein furchtbares Ungewitter aus. Die Wolken wurden zerrissen von feurigen Blitzen. Der Donner rollte, der Sturm tobte und der Regen rauschte so heftig, daß der Erdboden zu zittern schien. Die Wächter am See geriethen in Angst, und diese steigerte sich, als sie am Ufer einen übergroßen Mann erblickten, dessen Helm und Panzer, Schild und Lanze Feuerstrahlen warfen. Dies war der glorreiche Martyrer Sosander und seine Erscheinung jagte den Heiden ein solches Entsetzen ein, daß sie in die nächsten Hütten sich

flüchteten. Die Gewalt des Sturmes trieb alles Wasser an das jenseitige Ufer und legte das diesseitige trocken; Theodot und seine Gefährten entdeckten die Leichen der sieben Martyrinnen, eilten hinzu, schnitten sie von den Stricken ab, legten sie auf Lastthiere und brachten sie wohlbehalten nach Ancyra, wo sie in einer Grabstätte unfern der Kirche der Patriarchen beerdigt wurden.

Am nächsten Morgen brach ein anderes, nicht minder heftiges Ungewitter in der Stadt aus wegen des verübten Raubes, wie die Heiden es nannten. Die Fußstapfen der Menschen und Lastthiere am See hatten ihn verrathen. Wo man einen Christen erblickte, ward er eingefangen und auf der Stelle zur Folter und zum Tode geführt. Als Theodotus hörte, daß schon Einige gegeißelt und von Bestien zerfleischt waren, wollte er sogleich zum Gerichtshof eilen und sich angeben; aber die Brüder hielten ihn noch mit Gewalt zurück und Polychronius verkleidete sich als Bauer, um sich unter die Menge zu mischen und einige Nachrichten einzuziehen. Statt dessen wurde er selbst erkannt, ergriffen, gegeißelt und mit dem Tode bedroht. Von Schreck und Schmerz übermannt bekannte er Alles: das nächtliche Wagniß, die Namen der Betheiligten, den Ort, wo die Reliquien begraben lagen. Dahin stürmten die Heiden zuerst, rissen die heiligen Leichen aus dem Grabe und verbrannten sie frohlockend, während Glaubensbrüder dem Theodotus diese Ereignisse hinterbrachten. „Da wußten wir, daß Polychronius der Verräther sei, vor welchem die Erscheinung gewarnt hatte, obzwar er zur Familie der seligen Thecusa gehörte," schreibt Nilus in den Acten. Theodotus aber machte sich fertig zum Leiden und bat alle Brüder, mit ihm zu beten, damit ihm die Marterkrone nicht verloren gehe. Das thaten sie gern und mit vielen Thränen. Zuletzt betete er mit lauter Stimme: „Herr Jesus Christus, Du Hoffnung der Zagenden, gib mir die Gnade, meinen Lauf zu vollenden und nimm mein Blut als ein Opfer und Weihgeschenk an für Alle, welche Deinetwegen Drangsal leiden. Erleichtere ihre Bürde und gebiete dem Sturm zu schweigen,

damit Alle, die an Dich glauben, Ruhe und Frieden erlangen." Da umringten ihn die Brüder mit tiefer Trauer und sprachen: „So lebe denn wohl, Theodotus, du herrliches Licht der Kirche! ach! wenn du diese elende Erde verlassen hast, werden dich freilich die Hallen des Himmels aufnehmen, und die Glorie der Engel und Erzengel, die unvergleichliche Klarheit des heiligen Geistes und der Glanz unseres Herrn Jesu Christi, der da sitzet zur Rechten des Vaters, werden dich erwarten. Darum ist der bevorstehende Kampf für dich nur wünschenswerth und herrlich; aber uns, die wir in einem zweifelhaften Schicksal zurückbleiben, bringt dein Hinscheiden bitteren Kummer und Schmerz." Theodotus umarmte zärtlich die Klagenden, bat sie, seine Ueberreste wo möglich dem Priester Fronton zu übergeben, wenn derselbe sich mit seinem Ringe ausweise, bezeichnete sich mit dem Kreuz und eilte nach dem Gerichtshof.

Auf seinem Todesgange begegneten ihm zwei Mitbürger, die ihm zuriefen: „Rette dich, Theodot! Die Priester der Diana und Minerva und ein Theil des Pöbels klagen dich bei dem Statthalter an, daß du Alle zu überreden suchtest, die steinernen Götzen nicht anzubeten und Polychronius hat dich der nächtlichen That beschuldigt: also fliehe, denn es wäre Thorheit, wolltest du den ergrimmten Peinigern dich überliefern." Der Martyrer antwortete ihnen: „Wollt ihr meine Freunde sein, so kehrt um, eilt mir vorauf und sprecht zur Obrigkeit: Theodotus, den Volk und Priester anklagen, steht vor der Thüre." Dann eilte er von dannen und stellte sich froh und unerschrocken vor den Richterstuhl, der mit Rädern, Kohlen, siedenden Kesseln und vielem Folterwerkzeug umgeben war. Als der Statthalter ihn so heiter dastehen sah, sprach er: „Du scheinst mir ein erfahrener Mann zu sein, der weise handelt und mit dem man vernünftig reden kann. So handele denn auch vernünftig und opfere den Göttern. Dann sollst du mein Freund und unseren siegreichen Kaisern theuer werden, zu den höchsten Würden emporsteigen, die ganze Stadt beherrschen, Ehrenstellen austheilen. Zum Priester Apollo's

will ich dich machen, des wohlthätigen Gottes, dessen Orakel die dunkele Zukunft des Menschen enthüllen und dessen Heilkunst den Kranken die Gesundheit spendet. Zu dessen frommem Dienst wirst du ganz geeignet sein. Dann darfst du dir die anderen Priester auswählen; darfst Gesandtschaften an die Kaiser in Angelegenheiten des allgemeinen Wohles befördern. Dann werden dir mit der Macht auch Reichthümer zufließen und Schaaren von Schützlingen, welche sich an deinem Glanz zu sonnen begehren. Schwöre nur ab jenen Jesus, den Pilatus, einer meiner Vorgänger in Judäa, kreuzigen ließ und führe auch andere Christen von ihrem Wahnsinn zurück, mein Theodotus."

Das heidnische Volk hörte diese Rede mit großem Beifall, pries den Theodot glücklich, daß ihm so viel Ehrenvolles angetragen werde und rieth ihm, solche Gunst nicht auszuschlagen. Allein Theodotus ließ sich auf all' diese schmeichelhaften Anerbietungen gar nicht ein, sondern setzte einfach die Unwürdigkeiten der Götterlehre, die Schmach und Thorheit des Götzendienstes den erhabenen Lehren des christlichen Glaubens und der göttlichen Kraft im Leben und in den Wundern Jesu gegenüber. Er beschloß seine lange Rede mit den Worten: „Wer könnte Alles auseinandersetzen, was unser Herr Jesus Christus Unerhörtes und Wundervolles gethan und wodurch er bewiesen hat, daß er kein Mensch, sondern Gott ist." Da gerieth die heidnische Menge in Aufruhr wie ein sturmbewegtes Meer. Die Priester zerrauften ihre Kränze, zerrissen Haar und Kleider; das Volk schrie laut auf gegen den Statthalter, der von einem geschickten Redner öffentlich die Götter lästern lasse, statt ihn für seine Unverschämtheit durch Folter und Tod zu züchtigen, und der Statthalter war so ergrimmt, daß er voll Wuth von seinem Sitz aufsprang, um an die Peinigung des Bekenners selbst Hand anzulegen. Während dieses Tumultes und während die Henkersknechte die Eisenkrallen schärften, stand Theodotus so ruhig da, als ginge dies Wüthen ihn gar nichts an. Und so blieb er auch auf der Folterbank, indem er seinen ausgedehnten und zerfleischten

Körper wie einen fremden Gegenstand den Peinigern mit freundlichem Angesicht überließ und im Geist festhielt an dem Ueberwinder der Welt und des Todes. Der Herr Jesus Christus stand ihm auch so lange bei, bis die Folterer ermüdet ihre Arme sinken ließen. Nun befahl der Statthalter, scharfen Essig auf die Wunden zu gießen und dann mit Fackeln sie zu brennen. Als Theodotus wegen des unangenehmen Geruchs, den diese Marter verbreitete, seinen Kopf ein wenig abwendete, rief der Statthalter frohlockend: „Wo ist nun deine Großsprecherei? Der unbesiegte Theodotus weicht dennoch der Folter! Laß dir also rathen, da du doch nur ein Gastwirth und ein gemeiner Mann bist, nie wieder gegen die Götter und die Kaiser zu sprechen." Höchst gelassen erwiederte der Martyrer: „Bekümmere dich nicht um diese oder jene Bewegung, die ich mache, Proconsul, sondern um deine Henker, deren Eifer nachläßt, und um Erfindung neuer Martern, die meine Standhaftigkeit prüfen mögen. Solchen Muth gibt mir Christus der Herr, der mir beisteht. Ließest du mich wegen einer Missethat strafen, so würd' ich zittern; allein jetzt bin ich ganz bereit, für den Glauben an Christus Alles zu leiden." Der Statthalter ließ ihm das Gesicht mit Steinen zerklopfen und die Zähne aus dem Munde schlagen, wozu der Martyrer sprach: „Und wenn mir auch die Zunge ausgerissen würde, Proconsul, Gott hört dennoch mein Schweigen." Er wurde von der Folterbank genommen, um für eine zweite Untersuchung und ein wiederholtes Leiden aufbewahrt zu werden, und mitten durch das Forum in den Kerker geführt, gebrochen am Körper, ungebrochen an der Seele. Christen und Heiden rief er herbei und sprach: „O sehet, welche wunderbare Kraft Christus seinen Bekennern schenkt! Er macht sie unempfindlich gegen das Leiden, er macht sie stärker als Feuer und Eisen; er macht unbedeutende Leute gleichgültig gegen Drohungen der Gewaltigen. Und solche Gnaden ertheilt der Herr Allen ohne Ausnahme, den Sclaven wie den Freien, den Niedrigen, den Barbaren." — Einige beklagten ihn um seiner entsetzlichen Wunden willen; allein er entgegnete: „Christus hat für jeden

von uns in dieser Weise geliten; daher geziemt es Denen, die an Ihn glauben, Ihm Opfer zu bringen, wie ich es thue."

Nach fünf Tagen ließ der Proconsul in der Mitte der Stadt auf einem großen Platz seinen Richterstuhl aufschlagen und Theodot vorführen, und versuchte noch einmal all' seine Ueberredungskunst. Aber sie scheiterte an dem Martyrer, der ihm erwiederte: „Deine Erfindungen, Proconsul, sind nicht mächtig genug, um die Kraft meines Herrn Jesus Christus zu besiegen. Du siehst, daß mein Leib gleichsam vernichtet ist; aber deine Folter prüfe immerhin meine Stärke." Und so ward sie denn wirklich erneuert und verschärft, während der Martyrer mit heller Stimme Gott dankte und lobte. Als man ihn aber auf glühende Glasscherben legte, die ihm das Eingeweide verbrannten, seufzte er betend im heftigsten Schmerz: „O Du Hoffnung der Verzagenden, Herr Jesus Christus, lindere diese Leiden, die ich wegen Deines heiligen Namens erdulde." An allen Gliedern wurde er unmenschlich gepeinigt, nur nicht an der Zunge, weil man immer auf seinen Abfall hoffte. Da er aber unbeweglich bei seinem Bekenntniß und im Gebet verharrte und auch nicht seinen Geist aushauchte, so sprach endlich der Statthalter ihm das Urtheil, enthauptet und dann verbrannt zu werden, damit die Christen ihn nicht begraben könnten. Begleitet von einer unzähligen Menge, welche das Ende dieses christlichen Helden sehen wollte, langte er auf der Richtstätte an und betete: „Herr, der Du nicht die verlässest, welche auf Dich hoffen, ich danke Dir, daß Du mich würdig gemacht hast, ein Bürger der Stadt Gottes und ein Theilnehmer Deines Reiches zu werden. Ich danke Dir, daß Du mir die Gnade gegeben hast, den Drachen zu überwinden und ihm das Haupt zu zertreten. Lasse an mir austoben die Wuth der Feinde. Schenke nun Ruhe Deinen Dienern, schenke Frieden Deiner Kirche und rette sie von der Tyrannei des Teufels." Die Christen weinten und wehklagten vor Gram, einen solchen Glaubensbruder zu verlieren. Tröstend sagte er: „O weinet nicht! preiset unseren

Herrn Jesus, durch den ich meinen Lauf vollendet und den Feind besiegt habe. Von nun an werde ich für euch im Himmel vertrauensvoll Gott bitten.“ Und freudig empfing er den Todesstreich. Darauf sollte der Leib verbrannt werden und man legte ihn mit Brennstoff umgeben auf einen Scheiterhaufen. Ueber demselben erschien aber plötzlich ein so blendendes Licht, daß Niemand das Feuer anzuzünden wagte aus Furcht vor einem jähen Tode. Der Statthalter mußte sich also mit der Anordnung begnügen, die Leiche wohl zu bewachen, und eine kleine Truppe Soldaten baute eine Hütte von Zweigen, neben welcher mit Reisig bedeckt der ehrwürdige Körper lag, und hielt Wache. So verging der Tag und die Nacht und wieder ein Tag, und sie fingen an, sich herzlich zu langweilen.

Am späten Abend dieses Tages kam Fronton, der Priester aus dem Dorfe Malus, von Gott geführt nach Ancyra. Er führte ein Lastthier mit sich, das mit Wein beladen war, denn vom Weinbau lebte der Greis, und dies Thier strauchelte vor Ermüdung neben der Wächterhütte und fiel zu Boden. Die Soldaten eilten hülfreich herbei und sprachen gastfrei zu dem Greise: „Ziehe nicht weiter, denn du findest vielleicht keine Herberge in der Stadt, sondern bleibe bei uns mit deiner müden Eselin, die hier reichliche Weide hat, und theile unsere Abendmahlzeit.“ Der Priester folgte der Einladung und da er in der Hütte ein Feuer und die Vorbereitung zur Mahlzeit sah, entlastete er seine Eselin und sagte, er werde den Wein liefern. Dann lagerten sich Alle auf Teppichen und Fronton reichte einem Soldaten einen vollen Becher. Der Geruch und Geschmack des Weines war köstlich; darum sprach der junge Mann: „Erlaube, daß ich schnell trinke, denn ich habe großen Durst.“ — „Trinket Alle, so viel ihr Lust habt,“ entgegnete der Priester freundlich. Diese Erlaubniß war ihnen sehr willkommen und ein junger Soldat, der Metrodorus hieß, sagte: „Der Wein ist gut; und da ich gern die Schläge vergessen möchte, die ich neulich wegen dem Raube der Weiber aus dem See bekam, so schenke nur fleißig ein, mein Fremdling, damit ich mir Vergessenheit jener Schmerzen trinke.“ —

„Was für Weiber meinst du?“ fragte Fronton theilnehmend, denn er dachte, daß es wohl Christinnen gewesen sein könnten. — „Hüte dich, Metrodor,“ sprach ein Anderer, „daß dieser Wein dir nicht ein ähnliches Schicksal bereite; denn du bist aufgestellt, um den eisernen Mann zu bewachen, der jene Weiber gestohlen hat.“ Fronton wurde immer theilnehmender, stellte sich einfältig und sprach: „Bewacht ihr vielleicht eine Bildsäule von Erz, die ihr den eisernen Mann nennt? Aber wie kann ein Solcher Weiber aus dem See stehlen?“ Nun nahm ein Dritter das Wort und sprach: „Wundere dich nicht über den Ausdruck meines Gefährten; der Mann, von dem die Rede ist, war stärker als Eisen und Erz.“ — „Aber wer war er denn?“ fragte der Priester. „Unser Mitbürger war er, das wissen wir; und sein Haus und seine Familie kennen wir. Aber eine menschliche Natur hatte er nicht, das haben wir gesehen; denn so wie er hat noch kein Mensch gelitten. Er hieß Theodotus und war ein Christ.“ Und nun erzählte er dem Priester das Marterthum Thecusa's, ihrer Gefährtinnen und Theodots.

In dieser Weise erfuhr Fronton, daß die göttliche Vorsehung ihn zu den Reliquien des heiligen Martyrers geleitet habe, und inbrünstig bat er Gott um Beistand, dieselben in Sicherheit zu bringen. Freundlich schenkte er den Soldaten mehr und mehr die Becher voll, bis sie endlich berauscht in tiefen Schlaf fielen. Dann schlich er leise aus der Hütte, hob sorgsam das ehrwürdige Haupt sammt dem Leibe unter dem Strauchwerk hervor, legte ihn auf die Eselin, steckte ihm seinen Ring an den Finger, und sprach: „Jetzt erfülle, du heiliger Martyrer, was du mir versprochen hast.“ Die Eselin setzte sich sogleich in Bewegung und schlug, von einem Engel geleitet, den richtigen Weg nach Malus ein, und Fronton deckte den leeren Platz wieder gerade so mit Reisern und Zweigen zu, daß Niemand den frommen Raub ahnen konnte. Bei Tagesanbruch aber machte er Lärm, sprach, sein Lastthier sei fortgelaufen und machte sich ebenfalls auf den Heimweg. Aus Malus kamen ihm schon Leute entgegen mit der

Nachricht, die Eselin sei da und habe sich vor dem Dorf auf einer Stelle am Fluß niedergelegt, von der sie nicht weichen wolle; und das war gerade die, welche dem seligen Martyrer so gut gefallen hatte, und wo man jetzt über seine heiligen Reliquien ein Bethaus erbaute und auf seinen glorreichen Namen weihte.

Der heilige Felix.

Da die Feinde des Christenthumes erfuhren, daß die Vorlesungen und Erklärungen der heiligen Schriften sehr viel beitrügen, um die Seelen im Glauben, in der Kraft und Beharrlichkeit zu bestärken: so kündigten sie auch diesen heiligen Documenten den Krieg an und Diocletian befahl in seinem Edict vom März 303. sie im ganzen Reiche zu verbrennen. Dieser Befehl schenkte der Kirche sehr viele Martyrer, besonders in Afrika; obgleich sich gerade dort auch Mehrere fanden, die aus Furcht die heiligen Handschriften übergaben und daher dem Namen Traditoren (Ueberlieferer) den Ursprung gaben. Felix, Bischof von Tibiura, wollte aber lieber sein Leben verlieren, als die Heiligthümer des Glaubens entweiht und zerstört sehen. Er war gerade nach Carthago gereist, als Magnilianus, die vornehmste Magistratsperson zu Tibiura, die angesehensten Christen zu sich beschied. In Abwesenheit des Bischofs waren das der Priester Aper und die beiden Lectoren Gyrus und Vitalis. Er befragte sie, ob sie heilige Bücher hätten, und Aper bejahte es. Magnilianus begehrte sie, um sie zu verbrennen, und Aper sagte, der Bischof habe sie und sei verreist. Darauf entschied Magnilianus, daß die drei Kleriker einstweilen in Haft bleiben sollten, und daß der Bischof Felix ihm gleich nach seiner Rückkunft vorgeführt werde. Beides geschah. „Gib heraus sämmtliche Bücher und Schriften, die du in Verwahrung hast," sprach Magnilianus, als Felix vor ihm erschien. „Ich habe sie, aber ich gebe sie nicht her," war dessen Antwort. „Aber ich,"

sagte Magnilianus, „muß dem Kaiser Folge leisten und nicht dir.“ — „Es ist besser, mich zu verbrennen, als die göttlichen Schriften; denn das Gebot Gottes steht über menschlichen Geboten,“ entgegnete Felix gefaßt. Er wurde mit drei Tagen Bedenkzeit entlassen, und dann wieder vorgeführt und befragt. „Was ich früher gesagt habe, sag' ich noch und werd' ich auch vor dem Proconsul sagen,“ erwiederte Felix. „So geh' denn zum Proconsul und gib ihm Rechenschaft,“ sprach Magnilianus, und übergab den heiligen Mann dem Soldatenanführer von Tibiura, der ihn in Banden nach Carthago führte, wo man ihn, ebenfalls gefesselt, in den Kerker warf. In der Frühe des nächsten Morgens mußte er vor dem Proconsul Anulinus erscheinen, der ihm ganz kurz befahl, die unnützen Schriften auszuliefern. Felix sagte einfach: „Ich besitze sie, aber ich überliefere sie nicht.“ Ohne ihn weiter eines Wortes zu würdigen, gebot der Proconsul, ihn in schweren Ketten in den härtesten Kerker zu setzen, wo Felix sechzehn Tage in großen Leiden schmachten mußte. Sie brachen aber nicht seine Standhaftigkeit, denn nach Verlauf derselben wurde ein zweites Verhör angestellt, in welchem er genau die nämliche Antwort gab. Da schickte der Proconsul ihn an den Präfecten des Prätoriums mit der Bitte, den Trotz dieses Rebellen zu brechen; und der Präfect sperrte den Bischof mit den schwersten Ketten der größten Verbrecher belastet in seinen Kerker und hielt ihn dort neun Tage lang wie den ärgsten Missethäter. Als dies Alles aber gar nichts fruchtete, und Felix Schmach und Drangsal einer so unwürdigen Behandlung wie Staub von seinen Füßen schüttelte, schickte der Präfect ihn nach Rom, wohin zuweilen große Verbrecher, als eine besondere dem römischen Volke dargebrachte Huldigung, gesendet wurden.

Mit Fesseln belastet brachte man ihn auf's Schiff und zwar in das Behältniß, wo die Pferde standen und wo er vier Tage lag, von ihren Hufen getreten und geschlagen, ohne einen Bissen Brod zu essen und einen Tropfen Wasser zu trinken. Die Kraft Gottes erhielt ihn. Das Schiff landete an

der südlichen Küste von Sicilien, bei Agrigent mit seinen prachtvollen Tempeln, die noch jetzt in ihren Ruinen Bewunderung und Staunen erregen durch ihre ernste Erhabenheit. Aber so stolz und majestätisch die Tempel damals auch noch prangten, das demüthige Christenthum hatte sich dort schon eingebürgert, denn die Glaubensbrüder zogen dem heiligen Bischof entgegen und führten ihn ehrfurchtsvoll nach Agrigent. Seine fernere Reise glich einem Triumphzug. Das Schiff landete bei all' den großen Städten an der östlichen Küste von Sicilien, und überall, in Catanea, in Taormina, in Messina empfingen die Christen ihn mit Liebe und Freude. Diese Städte gehörten zu den prachtvollsten, reichsten, üppigsten und schönsten der heidnischen Welt, in einem der gesegnetsten Länder der Erde, in einer bezaubernden Natur, die der heidnischen Kunst einen unbeschreiblich reizenden Hintergrund, dem Polytheismus den anmuthigsten Schauplatz für seine Fabeln gab. Wie ein voller Blumenkranz um den Fuß einer weißen Marmor-Pyramide liegt diese zauberische Küste, die in Europa ihres Gleichen nicht hat, um den Riesenberg Aetna, dessen tausendjähriger Schnee ihm die innere Gluth nicht kühlt; denn fortwährend schwebt eine Rauchwolke, zu Zeiten mit feurigen Funken und Blitzen durchwebt, über seinem Gipfel. Und das große weite blaue Meer dehnt sich aus nach Osten zum Libanon, nach Westen zum Felsen von Calpe wie ein immenser Spiegel, in welchem der Riese seine Schönheit beschauen kann. Sicilien war so recht das Fabelland des Polytheismus. Da, unter dem Aetna, seufzte der verwegene Titane, der den Olymp hatte erstürmen wollen; da, bei Catanea auf den Basaltfelsen im Meer, schmiedeten die Cyclopen ihre Werkzeuge im Dienste der höheren Götter; da, bei Syracus, tauchte die Nymphe Arethusa im kristallenen Quell auf, der in Griechenland versiegte, als sie, vor der zudringlichen Liebesbewerbung fliehend, die Heimath verließ; da, auf den blumigen Gefilden von Enna, raubte der Gott der Unterwelt die zarte Proserpina, und durch die ganze Insel irrte Ceres seufzend und klagend, und die geliebte Tochter suchend,

und überall ließ sie dem Erdboden den Segen der Fruchtbarkeit zurück, weil der Fuß einer Göttin ihn betreten hatte. All' diese Citronen- und Olivenhaine, diese Kastanienwälder, diese blumenreichen Schluchten, diese malerisch aufgethürmten Felsen, diese gartenmäßigen Ebenen wimmelten von Nymphen, Oreaden und Halbgöttern, den phantastischen Gebilden der Dichter, welche in die heidnische Einbildungskraft und Vorstellungsart übergegangen waren, und sich der ganzen Natur gleichsam bemächtigt hatten. Aber diese Traumbilder der Seelennacht wichen vor dem Aufgange des wahren Lichtes, verschwanden wie Nebelwölkchen, wenn die Sonne steigt. Der eine, leidende, gekreuzigte Gott war mächtiger als die tausend lachenden, fröhlichen, sinnlichen Göttergebilde, und deren blumengeschmückte Altäre standen auch hier mehr und mehr verlassen trotz der Drangsal, welche der Dienst des Gekreuzigten nach sich zog. Leider hat man keine ganz bewährten Acten der beiden heiligen Martyrer-Jungfrauen Agatha und Lucia, welche im Meßkanon aufgenommen sind, also schon in den ersten Jahrhunderten von den Gläubigen verehrt wurden. Agatha litt zu Catanea in der Decischen Verfolgung; Lucia, — weil sie das Grab dieser heiligen Martyrin besucht hatte, zu Syracus unter Diocletian; beide, weil sie ihr Herz so ganz dem himmlischen Bräutigam zugewendet hatten, daß eine irdische Neigung keinen Platz darin finden konnte. Heiter und freudig gingen sie durch die blutige Marter und die Flamme des Scheiterhaufens zum Brautfest im Himmel.

Von solchen Seelen wurde der Bischof Felix an diesen Gestaden begrüßt und von ihren Gebeten geleitet setzte er seinen Weg fort unter dem Kreuz, das sein Herr ihm auferlegte. Nachdem sie die Meerenge von Messina durchschifft hatten, wurde anders über ihn verfügt, und man gab ihm nicht mehr nach Rom, sondern nach Venusia, einer Stadt in Apulien, die Richtung. Der Präfect ließ ihn entfesseln, empfing ihn freundlich und fragte ihn, vielleicht um ihn zu versuchen, vielleicht aus Mitleid: „Bischof Felix, warum gibst du die heiligen Schriften nicht her? oder hast

du sie etwa nicht?" — „Wohl hab' ich sie, aber ich gebe sie nicht her," erwiederte der Bischof. Da sprach der Präfect kurz und kalt: „Richtet den Felix mit dem Schwerte hin." Und frohlockend rief der heilige Bischof: „Ich danke Dir, o Herr, daß Du mich der Freiheit würdig hältst." Auf der Leidensstätte hob er die Augen zum Himmel auf und betete mit Inbrunst: „O Gott, ich danke Dir für deine überschwengliche Gnade. Sechsundfünfzig Jahre hab' ich auf dieser Welt gelebt, den Glauben und die Wahrheit gepredigt, die Evangelien gerettet, in Keuschheit Dir gedient. Jetzt beuge ich als ein freudiges Opfer meinen Nacken Dir, o Jesus Christus, Du Herr des Himmels und der Erde, dem Ruhm und Ehre gebührt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen." Und sein heiliges Haupt sank unter dem Schwerte. Am Abend dieses Tages wurde die Stadt Venusia durch ein Zeichen am Himmel geschreckt: der Mond schien so blutigroth, als ob er gefärbt sei vom unschuldigen Blut des heiligen Martyrers.

Der heilige Euplus.

Zu Catanea stellten die Behörden, ungefähr ein Jahr später, ebenfalls eine scharfe Nachforschung nach heiligen Schriften an, entdeckten sie bei dem jungen Diakon Euplus und führten ihn sogleich vor den Consular Calvisian, der eben zu Gericht saß. Als Euplus ihn erblickte, sprach er noch in der Ferne mit lauter Stimme: „Ich bin ein Christ und sehne mich, für den Namen Christi zu sterben!" — „Wer das gesagt hat, trete vor!" rief Calvisian. Als Euplus mit dem Evangelium in der Hand sich vor den Richter stellte, sagte der Beisitzer des Gerichts, Maximus: „Es schickt sich nicht, den kaiserlichen Befehlen zuwider diese Schriften bei sich zu haben;" und Calvisian fragte: „Woher sind diese Schriften? Aus deinem Hause?" — „Daß ich kein Haus habe, weiß mein Herr Jesus Christus," antwortete Euplus demüthig. „Aber du brachtest sie her?" fragte Calvisian weiter. — „Wie du siehst; ja! Denn deine Leute drangen bei mir ein,

als ich sie las, und führten mich fort." — „Lies vor!" befahl Calvisian. Euplus schlug auf und las: „Selig sind Diejenigen, welche Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich." Und dann schlug er auf und las: „Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach." Und Anderes noch. „Was aber soll das Alles heißen?" fragte Calvisian, der diese heiligen Aussprüche nicht im mindesten verstand. „Es ist das Gesetz meines Herrn, welches mir gegeben wurde." — „Von wem gegeben?" — „Von Jesus Christus, dem Sohn Gottes." — „Ha!" rief Calvisian ergrimmt, „da sein Bekenntniß offenbar ist, soll er auf der Folter weiter gefragt werden." Als der junge Diakon von den Henkern auf die Folter gespannt war, fragte Calvisian ihn weiter: „Bleibst du bei deinem Eingeständniß?" Euplus hatte noch eine Hand frei; er bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuz und antwortete: „Ich bleibe dabei! Ich bekenne, daß ich ein Christ bin und die göttlichen Schriften lese." — „Warum hast du nicht dem Kaiser gehorcht und sie ausgeliefert?" — „Weil ich ein Christ bin, ist mir das nicht erlaubt. In ihnen ist das ewige Leben. Wer sie ausliefert, verliert das ewige Leben. Um dieses nicht zu verlieren, gebe ich mein irdisches Leben hin." Calvisian befahl, mit der Folter fortzufahren, und Euplus rief: „Ich danke Dir, o Christus! stärke mich, denn ich leide für Dich!" — „Laß ab von deinem Wahnsinn, bete die Götter an und du bist frei." — „O," rief der selige Jüngling „all' diese Martern wünschte ich mir ja längst!" — „Wohlan!" sprach Calvisian, „so werde Euplus denn so lange gefoltert, bis er die allmächtigen Götter Mars, Apollo und Aesculap anbetet." — „Du hast recht gesagt," sprach Euplus; „ich soll anbeten die untheilbare Dreifaltigkeit, die nur ein Gott ist." — „Also du opferst?" rief Calvisian froh. „Ja, ich opfere, denn ich bringe mich selbst zum Opfer dar dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geist. Mehr kann ich nicht thun." Da wurde der heilige Jüngling wilder noch und grausamer gepeinigt; aber in all' den Martern rief er immer inbrünsti-

ger: „Ich danke Dir, o Christus! komm' mir zu Hülfe! Deinetwegen leide ich!“ und als er vor Schmerz und Entkräftung nicht mehr laut sprechen konnte, merkte man an der Bewegung seiner Lippen, daß er diese Worte beständig wiederholte. Calvisian sah nun ein, daß der heilige junge Diakon nicht zum Abfall zu bewegen sei, deshalb verurtheilte er ihn als einen Gotteslästerer, der sich nicht zur Vernunft bringen lassen wolle, zur Hinrichtung durch das Schwert. Man befestigte um seinen Hals das Evangelium, mit dem er ergriffen worden war; der Herold rief: „Euplus, ein Christ! ein Feind der Götter und der Kaiser!“ und fröhlich trat er seinen Todesgang an. Das Volk umwogte ihn und bewunderte seinen Starkmuth; Niemand getraute sich ihn zu beleidigen, zu verhöhnen, wie das oft geschah. Er betete unterwegs: „Ich danke Dir, o Christus, daß Du mich mit Deiner Kraft getröstet, auf Anrufung Deines Namens mir Gnade erwiesen, und nicht geduldet hast, daß meine Seele mit den Gottlosen zu Grunde gehe.“ Dann sprach er zu den Gläubigen: „Liebe Brüder! betet zu Gott und fürchtet ihn von ganzem Herzen; denn Er ist Derer eingedenk, die ihn fürchten.“ Strahlend von Wonne kniete er auf der Richtstatt nieder, betete, bot seinen Nacken dar und mit den Worten: „Ich danke Dir, o Christus, mein Gott!“ fiel sein Haupt unter dem Schwert.

Der heilige Romanus.

Zu Antiochien wüthete Asclepiades, der Statthalter, gegen die Christen und war durch den Abfall einiger Schwachen so siegestrunken, daß er schon wähnte, das Christenthum überwunden und ausgerottet zu haben. Gott ließ das zu, um zu zeigen, mit welchen Streitern Er den Drachen bändigen könne. Ein junger Fremdling, der Romanus hieß, war — Niemand weiß woher — nach Antiochien gekommen. Er konnte nicht dulden, daß der Teufel frohlocke, ging mit der Kühnheit der Auserwählten zum Asclepiades und sprach unter Eingebung des heiligen Geistes: „Mäßige deine Freude, denn du wirst nicht triumphirend von

hinnen gehen. Gott hat noch Streiter, die unüberwindlich sind.“ — „Das wollen wir sehen!“ rief Asclepiades, und ließ sämmtliche Folterwerkzeuge dermaßen gegen den Jüngling in Bewegung setzen, daß dessen ganzer Leib nichts war als eine entsetzliche Wunde. Die Peiniger ermüdeten, der Gepeinigte aber nicht; die Eisenwerkzeuge wurden stumpf und verbogen, der Martyrer blieb freudenvoll und ungebeugt. Der Wüthrich schäumte vor Zorn, als der selige Jüngling heiter zu ihm sprach: „Warum lassen die Qualen nach, du Tyrann? ich wiederhole dir mein Bekenntniß: der wahre König ist Christus.“ Asclepiades gebot, den frechen Reden des Jünglings schnell ein Ende zu machen und ihn zu verbrennen. Von der Stirn bis zur Sohle seinem Heiland ähnlich, im blutigen Ehrenschmuck seiner Wunden wurde Romanus auf den Scheiterhaufen gestellt. Aber urplötzlich fiel ein solcher sündfluthender Regen, daß es unmöglich war, die Flamme zu entzünden; Romanus sollte ein noch vollkommeneres Opfer und Gott noch mehr verherrlicht werden. Asclepiades gab den Befehl, die Zunge auszuschneiden, die Gott nicht verläugnen wollte. Romanus hörte gelassen das unmenschliche Gebot und sprach: „Zwingst du mich zu schweigen, so werden statt meiner unmündige Kinder die Wahrheit verkündigen.“ Asclepiades hohnlachte, ließ ein kleines kaum dreijähriges Knäblein fangen, vor Romanus stellen und gebot diesem spottend, die Weisheit des Kindes an's Tageslicht zu bringen. Romanus fragte also: „Lieber Sohn, was ist vernünftiger, sag' es uns, nur Christus und in Ihm den ewigen Vater anzubeten, oder tausend Göttern zu dienen?“ Das Knäblein antwortete lächelnd und ohne sich zu besinnen: „Gott kann nur Einer sein. Da Christus Gott ist, so ist er der wahre Gott. An viele Götter glauben die Kinder nicht mehr.“ Asclepiades bebte vor Zorn und Beschämung um so mehr, als ein so zartes Kind nach dem Gesetze nicht zu strafen war. „Von wem hast du diese Reden gelernt?“ fuhr er heftig den Kleinen an. „Von der Mutter, und die Mutter von Gott,“ sagte das süße Kind. „So soll denn diese bösgelehrte Mut-

ter kommen und durch die Todesqual ihres bösgelehrigen Söhnchens gestraft werden," befahl der grausame Mann. Die Mutter kam; sie dachte an Abraham, der mit eigener Hand seinen Sohn der Verheißung dem Herrn zum Opfer bringen wollte; sie dachte an die Mutter der Makkabäer, die ihre sieben Söhne für Gott hinwürgen sah; sie dachte an den ewigen Vater, der seinen eingeborenen Sohn am Kreuze in namenlosen Qualen sterben ließ für die Sünden der Welt, den Göttlich-Unschuldigen für die Schuld der Menschen. Sie legte ihr Herz an Sein Herz und war ruhig. Das zarte Kind wurde mit Ruthen so scharf geschlagen, daß sein Blut wie ein klarer rother Thau den Boden besprengte. Alles Volk, die Schreiber, sogar die Folterknechte weinten unwillkürlich über das bittere Leiden des kleinen Geschöpfes, und Frauen im Volke brachen in laute Wehklage aus. Aber die Mutter klagte nicht! sie stand mit der Mutter Gottes unter dem Kreuze und litt für Gott und Er litt in ihr, und mit frommen zärtlichen Worten tröstete sie das Knäblein und sprach zu ihm von den unschuldigen Kindern von Bethlehem und von Isaak, der selbst das Holz zu seinem Opfer nach Moria trug. Plötzlich rief der Kleine, überwältigt vom brennenden Schmerz und dem Verschmachten nahe: „Ach, mich dürstet sehr!" Da sprach die Mutter traurig: „So nahe bist du dem Quell des ewigen Lebens, so bald wirst du Christus den Herrn anschauen und doch verlangst du noch Wasser zu trinken? O mein Sohn, denk' an deinen Heiland und leide mit Ihm und gib Ihm treu dein Leben, wie Er dir das Seine gab." Da schwieg das Kind und lächelte selig und litt. Asclepiades gebot, das zerfleischte Kind durch das Schwert hinzurichten. Da hob die Mutter den hinsterbenden Liebling zärtlich vom Boden auf, schmiegte ihn in ihre Arme, an ihre Brust und trug ihn sorgsam hinaus zur Todesstätte; so mochte einst der fromme Abel das weißeste und auserwählteste Lämmlein seiner Heerde zum Altar Gottes getragen haben. Und als der Henker den Knaben begehrte, da zögerte sie nicht; sie küßte ihn nur Einmal noch und sagte: „Lebe wohl, mein süßes Kind! denk' an mich

im Reiche Jesu Christi! Bald wirst du aus meinem Sohne mein Beschützer werden." Dann betete sie: „Dein ist der Knabe, o Herr, der Sohn Deiner Magd," breitete ihren Mantel aus und empfing darin das kleine blutende Haupt, das wie ein Blümchen unter der Sichel vor dem Schwerte dahinfiel.

Während dies Trauerspiel auf der Richtstatt verlief, kehrte sich Asclepiades mit erneutem Grimm zu Romanus, warf ihm vor, der Stifter dieses Unheils zu sein, und ließ ihn nochmals foltern. Dann wurde ein Arzt herbeigeholt, der Ariston hieß, und der aus Schwäche, nicht aus Bosheit, in den Abfall gerathen war. Jetzt hatte er sich unter die Zuschauer gemischt, um sich an dem Siege der Martyrer zu erfreuen, und wurde nun, da man seine chirurgischen Instrumente bei ihm fand, beauftragt, dem Romanus die Zunge auszuschneiden. Anfangs weigerte er sich; aber um die unaussprechlichen Leiden des Martyrers möglichst bald zu enden, entschloß er sich, die Zunge so tief auszuschneiden, daß nach seiner Erfahrung ein augenblicklicher Tod erfolgen mußte. Statt dessen aber lebte Romanus, ward in den Kerker geführt, vom Gefangenwärter gefragt, wie er heiße, und antwortete mit lauter vernehmlicher Stimme: „Ich heiße Romanus." Der heilige Geist gab ihm Seine Zunge und sprach aus ihm. Und nicht nur Einmal! Er mußte noch mehrere Monate im Kerker dulden, bevor er die Marterkrone errang, und Vieles sprach er zu den Glaubensbrüdern vom Kreuze und Siege Jesu Christi, so daß dies Wunder eine Menge von Augen- und Ohrenzeugen hatte, eben so wie die Gabe der Sprachen am Pfingstfest bei den heiligen Aposteln.

Ariston, der Arzt, gerieth in große Gefahr. Man sagte, er sei ja auch ein Christ; er habe den Glaubensbruder geschont und sei dem Befehle nicht vollständig nachgekommen, und so wurde er von Asclepiades zur Rede gestellt und befragt, wie denn der sprechen könne, dem er doch die Zunge ausgeschnitten habe? das sei ein Betrug gewesen, der Todesstrafe verdiene. Ariston hatte diese Zunge ehrfurchtsvoll aufbewahrt und sprach jetzt zu dem Zürnenden: „Ich bitte dich,

laß Jemand kommen, dem Gott nicht beisteht, und ich will ihm die Zunge genau nach dem Maß der Zunge des Romanus, die ich noch besitze, ausschneiden. Lebt er dann noch fort, so habe ich dich betrogen. Stirbt er, so ist das Leben und Reden des Romanus Gottes Werk.“ Asclepiades ging auf den Vorschlag ein und ließ einen Missethäter, der zum Tode verurtheilt war, vorführen, und Ariston that an ihm, wie er gesagt hatte. Kaum war die Ausschneidung geschehen, so starb der Verbrecher und Gottes Allmacht zeigte sich im hellsten Licht durch Romanus und das heilige Martyrerkind. Jener vollendete sein Leiden im Kerker: er wurde mit dem Strick erwürgt.

Die heilige Agnes.

Wie eine Opferheerde von Lämmern und Tauben ziehen sie vorüber, diese Jungfrauen und Kinder, diese Mütter und Jünglinge! und hat der Tod eine Lücke in dem heiligen Reigen gemacht, so wird sie alsbald ausgefüllt durch einen freudigen Bewerber um die himmlische Marterkrone.

Agnes, diese holde kindliche Martyrin, war die einzige Tochter reicher und vornehmer Eltern in Rom, und wuchs auf im christlichen Glauben. Was ihr Name bedeutet (auf lateinisch Lamm, auf griechisch keusch), das war sie. Mit einer Innigkeit und Entschiedenheit, die weit über ihr zartes Alter und über die Natur hinaus lagen, verlobte sie früh dem Heiland ihre Seele an und beschloß, sich keinem Sterblichen zu vermählen. Sie lebte ganz im Gebet, in der Betrachtung göttlicher Wahrheiten, in Werken der Barmherzigkeit. Viele Jünglinge bewarben sich um ihre Hand, als sie noch ein Kind war, aber ein Kind von solcher Schönheit an Leib und Seele, daß sie ein Inbegriff der Vollkommenheit zu werden versprach. Und was sie versprach, hielt sie! Sie wurde eine Heilige und Martyrin. Aber sie hielt auch dem göttlichen Heiland ihr Versprechen und sagte, wenn man ihr einen Eheantrag mittheilte, oder wenn sie Schmuck, reiche Kleider, Blumenkränze, weltlichen

Tand anlegen sollte: „Es wäre für den Bräutigam eine Schmach, eine Braut zu empfangen, die Anderen gefallen will.“

Es ist bei der heiligen Agnes, wie bei der heiligen Potamiana: Acten ihres Leidens, d. h. Schriften von Augenzeugen abgefaßt, wie die der heiligen Ignatius, Polykarp, Blandina, Perpetua rc., besitzt man nicht; doch sind wenig Heilige höher in der Kirche geehrt, als sie, denn sie gehört zu dem himmlischen Siebengestirn der heiligen Bräute Christi, welche täglich der ganzen katholischen Christenheit im Meßkanon als Fürbitterinnen und Vorbilder aufgestellt werden. Die ersten dieser Sterne sind Felicitas und Perpetua, dann Agatha, Lucia, Agnes, Cäcilia und Anastasia. Ueberdies sprechen die ältesten Kirchenlehrer, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, einstimmig mit begeistertem Lobe von ihrer Tugend, ihrer Anmuth, ihrer Standhaftigkeit, ihrem Leiden, und mit einem Lämmlein auf dem Arme und einem Olivenkranz, diesem Sinnbild des Friedens und des Sieges auf dem Haupt, ward sie zu allen Zeiten als die geliebte Beschützerin jungfräulicher Seelen angerufen. In den Tagen des heiligen Hieronymus war ihr Name so berühmt, daß er von ihr schreibt: „Das Lob ihres Lebens ertönt in allen Zungen und Sprachen der Kirche. Sie hat die Schwäche ihres Alters und die Grausamkeit des Tyrannen besiegt, und den Ruhm der Jungfräulichkeit mit dem Tode der Martyrer gekrönt.“

Agnes lebte in der Zeit der allerheftigsten Christenverfolgung, die eine beabsichtigte Christenvertilgung zu nennen ist. Die Kaiser, welche damals neben einander das Römerreich beherrschten, waren Einer immer roher, tyrannischer, wilder als der Andere. Nur unter solchen Unmenschen konnten Kinder zur Martyrerkrone gelangen; denn kaum dem Kindesalter entwachsen war Agnes, dreizehn Jahre. Da, so erzählt die Ueberlieferung, sah sie der Sohn des Präfecten von Rom und entbrannte in so heftiger Liebe zu ihr, daß er sie sogleich zur Ehe begehrte. Aber Agnes antwortete, sie sei schon einem anderen Bräutigam zugesagt. Der Jüngling kam immer wieder, versprach ihr Reichthum und Herrlichkeit in Fülle, und

wollte sich durchaus nicht abweisen lassen. Da erwiederte Agnes mit hohem Ernst: „Hebe dich weg von mir! ich habe mein Herz schon einem Bräutigam geschenkt, dem ich die Schmach nicht anthun darf, ihn deinetwegen zu verlassen. Von seinen Lippen fließt Milch und Honig; seine Mutter ist eine Jungfrau; die Engel dienen ihm, Sonne und Mond bewundern seine Schönheit. Und diese Schönheit altert nie und seine Schätze nehmen nie ab. Mit seinem Trauringe hat Er sich mir anverlobt. Ihm allein will ich meine Liebe geben und meine Treue bewahren." Der Jüngling erkrankte vor Gram und Herzeleid, aber der Präfect nahm es sehr übel, daß Agnes seinen Sohn abgewiesen habe und suchte ihren Sinn zu ändern, was ganz vergeblich war. Inzwischen ward ihm die Kunde, sie sei eine Christin. Das freute ihn! Konnte er sie nicht beugen, so konnte er sie jetzt doch quälen! Er ließ abermals die zarte Jungfrau rufen und befahl ihr, den Götzen zu opfern. Da rief Agnes: „Deinen Götzen soll ich opfern, ich, eine Dienerin des Allerhöchsten! ich, deinen stummen, tauben, machtlosen Götzen, ohne Sinn und Verstand?" Der Präfect sagte zornig: „Wärest du nicht so jung, so dürftest du nicht ungestraft die Götter lästern." — „Auf das Alter kommt es nicht an," entgegnete Agnes; „Gott der Herr ist stark auch in schwachen Kindern, und nur Er, der Allmächtige, kann mir Stärke geben; das Alter nicht. Und sind denn deine Götzen stark? Laß sie doch mir befehlen, daß ich sie anbeten und ihnen opfern soll! Aber sie schweigen und auch du vermagst nichts über mich." Da ließ der Präfect drohend ein gewaltiges Feuer anzünden und die gräßlichsten Folterwerkzeuge herbeibringen, um ihr Entsetzen einzuflößen. Aber Agnes dachte an die Peinen ihres himmlischen Bräutigams in seinem bitteren Leiden und lächelte. Und als sie vor die Götzenbilder geschleppt und Weihrauch zum Opfer in ihre Hand gezwängt wurde, da erhob sie zwar diese reine Hand, doch nur um das heilige Zeichen des Kreuzes zu machen. Ruhig stand sie zwischen dem Hin- und Herziehen, unerschrocken unter den blutigen Henkern. Sie war so jung, daß sie noch nicht wußte,

was das ist, sterben; aber sie war ganz bereit zum Tode. Der Präfect sprach nun mit kaltem Grimme: „Wähle jetzt zwischen dem Opfer und der Schande! Bete die Götter an, sonst erwartet dich die äußerste Schmach.“ Immer ruhig und lächelnd antwortete Agnes: „Du würdest nicht so reden, wenn du wüßtest, Wer mein Gott ist. Ich kenne die Kraft meines Herrn Jesu Christi und weiß, wie Er die Reinheit seiner Bräute liebt. Er ist meine Schutzwehr, Er weicht nicht von mir und mein Schutzengel schläft nicht.“ Hohnlachend ließ der Präfect die selige Jungfrau an einen Ort führen, welcher der Rachen der Hölle auf Erden war. Aber kein ungeziemender Blick traf die Braut Christi, kein ungeziemendes Wort berührte ihr Ohr! Zitternd flohen Alle hinweg und nur der Sohn des Präfecten wagte seine Augen zu ihr zu erheben. Aber geblendet und betäubt stürzte er zu Boden. Nun gerieth das Volk in Wuth und begehrte den Tod der Zauberin, der Gottesläugnerin, der Verfluchten. Sie wurde zur Hinrichtung durch das Schwert verurtheilt. Da sagte sie: „Zu Grunde gehe der Leib, der mit Augen geliebt werden kann, von denen ich nicht geliebt sein will; und Er, der mich zuerst für Sich auserkoren hat, empfange meine Seele.“ Die Henker wollten ihr Ketten anlegen, um sie zur Richtstatt zu führen. Aber auch die engsten Fesseln waren viel zu weit für ihre schmale Hand und glitten ab. Ungefesselt und freiwillig ging sie den Weg durch den Tod zum ewigen Leben. Auf der Richtstatt hob sie die Hände zum Himmel auf, betete, pries Gott, der sie mit unbeflecktem Fuß durch die Nachstellungen der Bösen und die Schlingen des Teufels geführt habe, kniete nieder und bog ihr kindliches Haupt vor dem Schwert des Henkers. Er zitterte, nicht sie, bevor der Streich fiel, der ihre unschuldige Seele zum ewigen Brautfest führte. Ihre Eltern erkauften die entseelte Hülle und beerdigten sie in der Katakombe einer Villa, die ihnen nicht fern von der Stadt am Nomentanischen Wege gehörte. Das Grab der jungfräulichen Martyrin war ein Lieblings=Wallfahrtsort der Gläubigen, die sich zu eifrigem Gebet an der Ruhestätte einer so herr=

lichen Tochter der Gnade angetrieben fühlten. Die Nähe der Stadt machte aber, daß die Heiden ihnen leicht auf die Spur kamen und sie mit vielerlei Schmach verfolgten, wenn sie sich dahin begaben. Ja, die heilige Emerentiana, eine Katechumene, die in einem Alter mit der heiligen Agnes war, wurde in dieser Katakombe entdeckt und beim Gebet gesteinigt, so daß sie keine andere Taufe, als die in ihrem eigenen unschuldigen Blute empfing. Nun lagen zwei Lilien neben einander, und das verringerte die Liebe und Andacht zu diesem Grabe nicht. Später, so erzählt die Ueberlieferung, begab sich Kaiser Constantins kranke und ungläubige Tochter Constantia einmal dahin, von dem dunkeln Drang nach Gnade getrieben, der so manche Heiden von ihren Götzen abwendete. Eine Erscheinung der heiligen Agnes gab ihr die Gesundheit des Leibes und der Seele. Constantia ward gläubig und ließ sich taufen; und ihr erfreuter Vater, der Kaiser, baute über diesem gesegneten Grabe eine schöne Kirche, die noch jetzt zu Roms ältesten Kirchen, den sogenannten Constantinischen Basiliken gehört. Am Feste der heiligen Agnes (21. Januar) werden alljährlich zwei weiße Lämmer am Vatican vorübergeführt, wo der heilige Vater sie vom Fenster aus segnet, dann in diese Kirche gebracht, während des Hochamtes nochmals gesegnet und bis zur Zeit der Schur irgend einem Nonnenkloster zur Pflege übergeben. Aus ihrer Wolle werden die Pallien gewebt, diese Auszeichnung für Erzbischöfe, gleichsam ein Ordensband der Demuth; denn das Pallium ist nur ein schmaler Streif von weißer Wolle mit schwarzen Kreuzen, der um die Schultern liegt und über dem Rücken und der Brust herabfällt, des göttlichen Lammes leichtes Joch, das sanft auf den reinen Herzen ruht, und ein liebliches Andenken an die heilige Agnes in ihrer Demuth und Reinheit bildet.

Die heilige Eulalia.

Es waren entsetzliche Zeiten! Zu dämonischer Wuth entbrannte der Haß des Heidenthums und die Kämpfer der Fin-

sterniß boten alle Mittel auf, um die Streiter Christi zu überwinden, zu zermalmen, zu entmuthigen. Ein Meer von Qualen an Leib und Seele, ein Strom von Drohungen und Verwünschungen ward über sie ergossen. Sie sollten begraben werden in Marter und Schmach. Aber zwischen all' dem heidnischen Dräuen und Toben „ward die Stimme der Turteltaube gehört im Lande" (Hohel. II.), und Tausende von bräutlichen Seelen seufzten nach Vereinigung mit dem himmlischen Bräutigam, als ob der Weg zu Ihm über Blumen ginge. Zu Merida in Spanien lebte eine angesehene christliche Familie von altem Geschlecht, großem Vermögen und ausgezeichneter Tugend. Die Tochter dieses edlen Hauses hieß Eulalia. Ihr Sinn war ganz auf himmlische Dinge gewendet. Die Spiele der Kindheit gefielen ihr nicht und die Freuden der Erde zogen sie nicht an. Früh erklärte sie, ihr Bräutigam sei Christus. Nie trug sie Blumenkränze, nie den mindesten Schmuck. Still und einfach, freundlich und ernst war sie in ihrem ganzen Benehmen und Wesen, eine Seelenschwester der heiligen Agnes, und auch wie diese auf der Gränze zwischen Kind und Jungfrau, erst zwölf Jahre alt. Ueber Spanien gebot derselbe Tyrann Maximian Herculeus wie über Italien; deshalb wüthete die Verfolgung dort auch mit größter Heftigkeit. Eulalia's stiller Ernst war, wie das oft der Fall ist, das Zeichen und der Schleier einer glühenden Seele. In ruhigen Verhältnissen hätte diese innere Glut ihr ganzes Leben erwärmt und gehoben; jetzt brach sie in einer hellen Flamme aus und Eulalia wünschte nichts, als zu leiden und zu sterben für ihren geliebten gekreuzigten Herrn. Ihre Eltern waren sehr für sie besorgt und schickten sie deshalb auf eine Villa in der Umgegend von Merida, wo sie in der Verborgenheit leben sollte. Eulalia begab sich nach diesem Landhause, aber mit tiefer Betrübniß. Sie hörte von den Siegespalmen, welche Andere durch das Marterthum erwarben und konnte sich nicht trösten, daß sie leer ausgehen, daß sie fern bleiben sollte vom Brautfest der sich opfernden Liebe. Die Stimme des himmlischen Bräutigams rief ihr unablässig zu: „Stehe auf, eile, meine Freundin, meine Taube,

und komm!" (Hohel. II, 10.) Da stand sie auf „und suchte Denjenigen, den ihre Seele liebte." (Ebend. III, 2.) Sie verließ das Landhaus zur Nachtzeit, zu Fuß und ganz allein, um Niemand in Gefahr zu verwickeln, und eilte nach Merida. Aber nicht in das Haus ihrer Eltern, sondern vor den Richterstuhl. „Ihr sucht Christen?" rief sie; „da bin ich!" Der Richter wunderte sich über die zarte Jugend und Schönheit Eulaliens und fragte, ob sie gekommen sei, um zu opfern und des Kaisers Gottheit anzubeten? „O nein!" antwortete Eulalia; „ich verachte die Götzen, weil sie Nichts sind, und Maximian, weil er sie anbetet." — „Dann mußt du sterben," sagte der Prätor. „Ich weiß es!" entgegnete sie. — „Besinne dich," fuhr er fort, „du bist noch sehr jung, du wirst Eltern haben, die dich lieben. Bricht der Gedanke, von Löwen zerrissen oder von Flammen verbrannt zu werden, nicht deinen Trotz? Du brauchst ja nur mit der Fingerspitze ein Körnchen Weihrauch zu berühren." — Eulalia schwieg; aber sie stieß vom Altar ein Götzenbild und das geweihte Mehl des Opfers herab und trat es mit Füßen. Da fielen die Henker über sie her und rissen mit eisernen Krallen blutige Furchen in ihre Seiten. Kein Seufzer kam über ihre Lippen, keine Thräne in ihr Auge. Ruhig blickte sie auf die Wunden und sprach: „So gräbt man deinen heiligen Namen, o mein Herr Jesu, und deinen Sieg auf mich ein." Nachdem sie bis auf die Rippen zerfleischt war, wurden diese Wunden mit Pechfackeln gebrannt. Eulalia hatte ihr langes Haar aufgelöst, damit es statt eines Schleiers züchtig Brust und Schultern verhülle. Es entzündete sich an den Fackeln und sie stand einen Augenblick in ihren eigenen brennenden Locken wie in einer Glorie. Dann öffnete sie den Mund, als wolle sie die Flammen auch einathmen, senkte ihr Haupt und gab ihren Geist auf. Eine weiße Taube, die plötzlich über sie hinweg gen Himmel flog, tröstete die Christen und schreckte ihre Peiniger. Als nun ihr zarter, so grausam mißhandelter Körper auf dem Erdboden lag und vielleicht neuen Mißhandlungen ausgesetzt und unbegraben bleiben sollte, trat ein liebliches Ereigniß ein. Es

war im December und sehr kalt. Plötzlich fiel eine so ungeheuere Menge Schnee, daß der ganze Platz damit bedeckt und Eulalia wie von einem Leichentuch verhüllt ward. Der Himmel schien die jungfräuliche Martyrin bestatten zu wollen. Die Henker legten nicht mehr Hand an sie und die Glaubensgenossen kamen später und beerdigten die heiligen Reliquien.

Die heil. Theodora und der heil. Didymus.

In Alexandrien saß der Statthalter Proculus zu Gericht, als ihm eine schöne Jungfrau, Namens Theodora, vorgeführt ward. Er fragte sie nach ihrem Stande, und sie antwortete: „Ich bin eine Christin.“ Proculus verstand das ganz und gar nicht und fragte nochmals, ob sie Freie oder Sklavin sei. „Ich sagte es dir schon,“ antwortete sie wieder, „ich bin eine Christin! Jesus Christus, der Herr, hat mich frei gemacht. Uebrigens aber bin ich, auch der Welt nach, frei und von freien Eltern geboren.“ Proculus ließ Jemand von der Stadtobrigkeit rufen und fragte: „Was kannst du mir über diese Jungfrau Theodora sagen?“ — „Daß sie frei und von hoher Geburt ist,“ lautete die Antwort. „Warum hast du dich denn nicht verheirathet?“ sprach Proculus zu der Jungfrau. — „Wegen meines Herrn Jesus Christus! Er ward Mensch und kam in die Welt, um uns vom Verderben zu erlösen und das ewige Leben zu verheißen. Deshalb soll dieser König des Lebens allein mein Bräutigam sein.“ — Der Statthalter sagte, die Kaiser hätten befohlen, daß Jedermann ohne Ausnahme den Göttern opfern müsse; also auch sie. Weigere sie sich, so werde er sie an einen Ort führen lassen, wo die äußerste Schmach sie beflecken werde. „Weißt du nicht,“ entgegnete Theodora, „daß uns nichts vor Gott befleckt, als unser böser Wille? Muß ich Schmach leiden, so ist das nicht meine Sünde.“ — „Besinne dich anders,“ sprach der Statthalter; „ich bedaure

dich wegen deiner edlen Geburt und deiner Schönheit, und warne dich, mich nicht zu zwingen, meine Drohung auszuführen.“ — Aber Theodora blieb bei ihrer Antwort und setzte hinzu: „Keine Gewalt, die du an mir ausüben läßt, erniedrigt mich! Ich habe mich Gott anverlobt und ich will in Gott verbleiben. Er ist der Herr und Er wird schon das Gnadengeschenk, das Er mir gemacht hat, zu behüten wissen.“ Proculus sprach wieder von ihrem edlen Geschlecht und ihrer Familie; aber Theodora unterbrach ihn und sprach: „Christus ist mein Herr, dem ich Freiheit, Ansehen und Adel verdanke. Ich bin Sein und ich bin sicher, daß Er seine Taube beschirmt.“ Auf seine Drohung, sie foltern zu lassen, erwiderte sie: „Du hast Gewalt über meinen Leib; Gott allein über meine Seele.“ Proculus ließ ihr nun Backenstreiche geben und dabei zurufen: „Sei nicht unsinnig! Komm her und opfere den Göttern!“ — „Ich opfere nicht und bete nicht die Dämonen an,“ sagte sie; „der Herr ist mein Helfer.“ Da Theodora so ganz ungerührt durch diese schimpfliche Behandlung blieb, gebot Proculus den Schergen, von ihr abzulassen und sagte: „Dein Trotz hat mich gezwungen, dich ohne Rücksicht auf deine edle Geburt so schmachvoll zu behandeln vor dem ganzen Volk, das auf deine Verurtheilung wartet. Jetzt hör' mich an: ich gebe dir drei Tage Zeit, um dich zu bedenken; sind die verflossen, so mußt du dich entscheiden.“ — „Sie sind gleichsam schon verflossen und ich bin entschieden, nicht zu opfern,“ entgegnete Theodora, „aber thue, was du willst und befiehl nur, daß vor meiner Verurtheilung keine Beleidigung mir zugefügt werde.“ — Dies that er, doch immer nur im Hinblick auf ihre hohe Geburt, so daß eine Sclavin oder eine Jungfrau minder edlen Standes nicht mit solcher Nachsicht von ihm behandelt worden wäre. Theodora brachte drei Tage unbelästigt im Gefängniß und ganz versenkt in Gebet zu. Dann nahm Proculus den Richterstuhl wieder ein, ließ sie vorführen und hörte mit Erstaunen, daß sie bei ihrer Weigerung beharre. Da die Kaiser nachsichtige und schonungsvolle Beamte mit harten Strafen bedrohten

und ausdrücklich ihnen befahlen, jedes Zwangsmittel zu ergreifen, das zum Abfall führe: so blieb denn auch Proculus bei seinem ersten Ausspruch und sagte: „Du selbst, Theodora, nicht ich, bringst dich an einen verrufenen Ort. Nun wollen wir sehen, ob dein Christus dich daraus befreien wird.“ — „Gott, der in's Verborgene schaut und das Zukünftige weiß, und der seine Magd fleckenlos bewahrt hat bis zu dieser Stunde, wird sie nicht zu Schanden werden lassen durch frevelnde Menschen,“ antwortete Theodora ruhig und würdevoll. Als ginge sie zwischen ihren Dienern, folgte sie den Schergen und betete, indem sie über die unreine Schwelle schritt: „Vater meines Herrn Jesus Christus, hilf mir und rette mich! Du hast den Petrus aus dem Kerker befreit, ohne daß ihm Leid zugefügt worden wäre; übe auch an mir diese Barmherzigkeit und zeige Allen, daß ich deine Magd bin.“ Das Volk, das ihr Gebet gehört hatte, sammelte sich haufenweise um das Haus und blieb voll Neugier und Erwartung stehen, ob vielleicht Feuer vom Himmel fallen oder sonst ein Wunder geschehen werde. Ein christlicher Jüngling, Namens Didymus, beschloß aber die edle Jungfrau zu retten. Er wickelte sich von Kopf bis zu Fuß in einen Soldatenmantel, drückte seinen Helm tief über die Stirn herab, eilte in's Haus und in Theodorens Gemach und sagte eilig: „Ich bin dein Bruder im Glauben und komme dich zu befreien. Verkleide dich mit diesem Mantel und Helm, verstecke dein Antlitz so viel wie möglich, schlage die Augen nieder, sprich mit Niemand und fliehe. Ich bleibe hier an deiner Stelle, denn Gott schickt mich zu deiner Rettung her.“ Theodora hob ihr Herz zu Gott auf, that wie Didymus ihr geheißen hatte, und entkam glücklich durch die gaffende Volksmenge. Da sich aber weder Zeichen noch Wunder ereigneten, so drang man in's Haus, um zu sehen, was aus Theodora geworden sei. Nun war die Bestürzung groß, denn sie war verschwunden und an ihrer Stelle ein Fremdling, der sehr freudig erzählte, daß er und wie er sie befreit habe. Das Volk tobte und wüthete wider ihn und führte ihn zum Statthalter, da-

mit er bekenne, wo Theodora sei. „Bei Jesus Christus, dem Sohn des lebendigen Gottes, das weiß ich nicht!" sagte Didymus. „Ich weiß nur, daß die Magd Gottes ungekränkt entflohen ist und daß der Herr an ihr gethan hat nach ihrem Glauben." Da er nicht bekennen wollte, sollte er wenigstens opfern. Allein, wie sich von selbst versteht, keine Marter vermochte ihn dazu, denn durch Theodora's Befreiung hatte er sich ja schon den Tod erwählt. Proculus ließ ihn enthaupten und seine Leiche verbrennen. Ueber das fernere Schicksal der edlen Jungfrau weiß man nichts Bestimmtes. Nach einer Ueberlieferung soll auch sie durch das Schwert umgekommen sein.

Leider gibt es keine Acten von dem Martertode der heiligen Catharina von Alexandrien, die zu derselben Zeit unter Maximin Daja gelitten hat! Gerade damals wurden so viel derartige Schriften von den Heiden vernichtet, daß nur die Legende das Andenken an diese wunderschöne Blume der Jungfrauen und Martyrinnen aufbewahrt hat.

Die heilige Afra.

Die göttliche Liebe, mit welcher der Sohn Gottes gekommen war, „um die Sünder zur Buße zu rufen, nicht die Gerechten" — den Kranken Genesung zu bringen, nicht den Gesunden — rettete tausend und tausend Seelen, welche in die irdische Liebe versunken waren, weil sie von der heiligen Liebe nie etwas gehört, nie deren Gegenstand gekannt hatten. Denn lieben muß der Mensch! Seine Bestimmung für die Ewigkeit ist ja lieben: Gott lieben. Liebt er Gott, so vergöttlicht sich seine Natur in dem Maß, als er dem Zug nach Oben, dem Geiste, folgt — und er heiligt sich. Liebt er Irdisches, folgt er dem Zug der Sinne zur Tiefe, so vererdet seine Natur und er wird jenen Geschöpfen gleich, die nur der Erde, nicht dem Himmel angehören: dem Thier. Die Liebe zum unendlichen Gut macht gut und glücklich; die Liebe zu endlichen Gütern

macht gemein und elend. Eines von Beiden ist das Loos des Menschen. Er steht nicht im Leben wie auf einer grauen, ebenen Fläche ohne Aussicht und ohne Reiz, wo nichts ihn lockt rechts oder links, rück- oder vorwärts zu gehen und wo es auch gar nicht darauf ankommt, ob er überhaupt geht oder stillstehen bleibt. O nein! Er befindet sich auf einem Abhang, der steil abwärts und steil aufwärts führt und auf dem er sich nicht stillstehend halten kann. In der Tiefe wie in der Höhe zeigen sich liebliche Bilder; dort unten zauberische Luftspiegelungen, täuschendes Blendwerk; droben Visionen einer Schönheit, einer Seligkeit, die wahrhaft, unvergänglich, ewig ist. Je lebhafter und mächtiger diese vor seiner Seele schweben, um so entschiedener wird er sich von den Trugbildern abwenden und den steilen Abhang hinauf klimmen. Aber damit er es könne, muß ihm die göttliche Offenbarung den Himmel, muß ihm der Glaube das übernatürliche Auge geöffnet haben, muß er etwas gehört haben von der göttlichen Liebe.

So war Afra gerettet! Die Gnade hatte sie wie Maria Magdalena zu den Füßen des göttlichen Heilandes hingeworfen und sie erlöst aus den bunten bethörenden Schlingen eines elenden Lebens. Sie war von edlem griechischen Geschlecht aus der Insel Cypern, aber zu Augsburg geboren, welches eine bedeutende Stadt des Römerreichs war. Hilaria, ihre Mutter, war eine eifrige Götzendienerin und hatte ihre schöne Tochter zum Dienst der Welt erzogen.

Die christlichen Marterzeiten sind immer zugleich Zeiten der Gnade und der Wunder. Ein frommer Bischof, Narcissus, floh vor der Verfolgung, kam nach Augsburg, gerieth von Gott geführt in das Haus der Hilaria und ward der gute Hirt, der fünf verlorene Schäflein auf den Weg des ewigen Lebens zurückbrachte, nämlich Hilaria selbst, ihre Tochter Afra und drei junge Griechinnen, Eunomia, Digna und Eutropia, die bis jetzt ihre Sklavinnen gewesen waren. Dann setzte Narcissus seinen Pilgerstab weiter und soll zu Girona in Spanien den Martertod gefunden haben.

Der Würgengel der Verfolgung ging aber nicht ohne Opfer an Augsburg vorüber, und da Afra's Bekehrung durch die Umwandlung ihres ganzen Lebenswandels allgemein bekannt worden war, so sollte auch sie gezwungen werden, den Götzen zu opfern. Die Verfolger ergriffen sie und führten sie vor Gajus, den Richter, der sie gleich erkannte und mit Hohn sagte: „Du, Afra, wirst gewiß lieber den Göttern opfern und leben, als in Qualen sterben.“ — „O nein!“ antwortete Afra. „Mir genügt an meinen Sünden, die ich begangen habe, ehe ich Gott kannte. Was du mir befiehlst, thue ich nicht.“ — „Gehe nur in den Tempel und opfere,“ sprach Gajus weiter, als ob sie gar nichts gesagt hätte. Aber Afra erwiederte: „Mein Tempel ist Christus. Ich habe ihn immer vor Augen; ich bekenne ihm immer meine Sünden. Da ich unwürdig bin, ihm ein Opfer zu bringen, so verlange ich sehnlichst um seines heiligen Namens willen mich selbst zu opfern, damit ich durch Peinen entsündigt und reingewaschen werde.“ — „Ich weiß, wer du bist und welchen Wandel du geführt hast,“ sagte Gajus; „also opfere nur, denn der Gott der Christen kann dich unmöglich kennen.“ — Afra antwortete demüthig: „Mein Herr Jesus Christus sprach, Er sei für die Sünder vom Himmel auf die Erde herabgestiegen und seine Evangelien bezeugen, daß eine öffentliche Sünderin seine Füße mit ihren Thränen gewaschen und Verzeihung erhalten habe. Und andere große Sünderinnen hat Er auch nie verachtet.“ — Gajus sagte hämisch: „Opfere und setze nur dein früheres Leben fort, das dir so große Reichthümer eingebracht hat.“ — „Das war ein fluchwürdiger Reichthum, der mir das Gewissen beschwerte und den ich wie Gassenkoth verworfen habe. Ja, sogar meine armen Glaubensbrüder, die ich dringend anflehte, mein Gold zu nehmen und für meine Sünden zu beten, weigerten sich dessen. Wie könnte ich also je wünschen, solche Reichthümer wieder zu gewinnen?“ — „Opfere!“ wiederholte Gajus, „du nennst Christus umsonst deinen Gott! Du bist nicht die Seinige, denn eine Sünderin wie du ist nicht würdig, Christin genannt zu werden.“ — „Das ist wahr! Ich bin's

nicht würdig, eine Christin genannt zu werden! Aber der barmherzige Gott, der nicht nach unserem Verdienst, sondern nach Seiner Milde richtet, hat zu diesem Namen mich zugelassen.“ — „Und woher weißt du das?“ fragte Gajus. — „Daß ich vor dem Angesicht meines Gottes nicht verworfen bin, erkenne ich daraus, daß es mir gestattet ist, hinzu zu treten zu seines heiligen Namens glorreichem Bekenntniß, durch welches ich die Nachlassung aller meiner Sünden zu empfangen hoffe.“ — „Welche Possen!“ rief Gajus; „opfere den Göttern! Durch sie wirst du das Heil erlangen.“ — „Mein Heil ist Christus, der, am Kreuze hängend, dem reuigen Schächer die Wonnen des Paradieses versprochen hat.“ — „Opfere!“ rief Gajus zürnend, sonst lasse ich dich vor Aller Augen beschämen und mit Ruthen streichen.“ — „Mich beschämt nur die Erinnerung an meine Sünden,“ sagte die edle demüthige Afra. — „Opfere!“ rief Gajus immer heftiger. „Wahrlich, es gereicht mir zur Schmach mit einem Geschöpf, wie du bist, so lange zu streiten! Willst du aber nicht opfern, so mußt du sterben!“ — „Dahin steht mein Verlangen: durch ein solches Bekenntniß würdig zu werden, die Ruhe bei Gott zu finden.“ — „Opfere!“ schrie Gajus, „sonst lasse ich dich foltern und dann lebendig verbrennen.“ — „Möge mein elender Leib tausend Martern leiden, meine Seele wird unbefleckt bleiben, denn ich opfere nicht den Dämonen.“ — Nun sprach der Richter Gajus ihr Urtheil: „Wir befehlen, daß die öffentliche Sünderin Afra, welche sich eine Christin nennt und sich weigert, am Opfer Theil zu nehmen, lebendig verbrannt werde.“ — Mit großer Freude pries sie diese unverdiente Gnade Gottes, ward von Schergen umringt, auf eine kleine Insel im Lech gebracht und dort an einen starken Baumstamm gefesselt. Während man sie mit Holz und Reisig umbaute, betete sie unter heißen Thränen und die Augen zum Himmel gewendet: „O mein Herr Jesus Christus, allmächtiger Gott! Der Du gekommen bist nicht die Gerechten, sondern die Sünder zur Buße zu rufen, der Du in Deiner Barmherzigkeit verheißen hast, zu welcher Stunde der Sünder von seinen Missethaten sich

bekehre, würdest Du seiner Sünden nicht mehr gedenken; o nimm in dieser Stunde meines Leidens meine Schmerzen als Buße auf und befreie mich durch das zeitliche Feuer, das meinem Leibe bestimmt ist, von dem ewigen Feuer, das Leib und Seele peinigt in Ewigkeit." Das Feuer loderte nun hell auf, und mitten aus der Flamme heraus betete sie noch laut und freudig, die selige Afra: „Ich sage Dir Dank, mein Herr Jesus Christus, daß Du mich würdigest, zu einem Opfer Deines Namens mich anzunehmen! Dir, der Du das Opfer am Kreuze dargebracht hast, der Gerechte für die Ungerechten, der Gute für die Bösen, der Gebenedeite für die Verfluchten, der Sündenlose für die Sünder allesammt, Dir opfere ich mich ganz und gar, der Du mit dem Vater und dem heiligen Geiste lebest und herrschest von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen." Und mit diesem Gebet gab sie ihren Geist auf.

So starben sie Alle, diese Kinder der Gnade, Alle! Gleichviel ob sie Perpetua oder Agnes oder Afra hießen! Gleichviel ob sie aus dem Frieden oder aus den Stürmen des Lebens kamen! Mit der stillen Zuversicht und Einfachheit der vollkommenen Liebe legten sie ihre Seele an das für sie durchwundete Herz ihres Heilandes und gingen hinüber.

Als sich Afra durch die Palme des Marterthums zu den Freuden des Himmels erschwungen hatte, ließen die Henker ihre entseelte Hülle zwischen Kohlen und Asche unter freiem Himmel auf der einsamen Insel liegen und kehrten nach Augsburg zurück. Eunomia aber, Digna und Eutropia waren vom Ufer aus Zeuginnen der Marter gewesen und baten Schiffer, die den Fluß hinab fuhren, sie nach der Insel überzusetzen, was diese auch mitleidig thaten. Die drei Mädchen fanden dort den Leichnam ihrer theuren Herrin, die ihnen mehr eine Schwester als eine Gebieterin gewesen war; aber sie wußten nicht, wie sie wieder zum Festlande kommen sollten. Ein Knabe, der auch zu Afra's Dienern gehörte und ihr sehr zugethan war, hatte die drei Mädchen begleitet, und erbot sich nun zurückzuschwimmen und Hilaria zu benachrichtigen, daß Afras Leiden geendet hätten. Eunomia und ihre Gefährtinnen be-

wachten also die heilige Leiche, bis in stiller Nacht Hilaria mit einem Priester Gottes und einigen Dienern im Nachen kam, und die Leiche ihrer geliebten Tochter nach ihrem Landgut, zwei Meilen von der Stadt Augsburg, brachte. Dort hatte Hilaria für sich und die Ihrigen eine Gruft gebaut; dort wurde Afra bestattet, und Hilaria und ihr ganzes Haus verharrten mit inbrünstigem Gebet am Grabe der seligen Martyrin.

Dies ward dem Richter Gajus hinterbracht. Sogleich schickte er einen Trupp Kriegsleute nach dem Landgute ab und gab ihnen folgenden Befehl: „Alle, die ihr in der Gruft findet, haltet eingeschlossen und fordert sie auf zu opfern; erst freundlich, dann ernst, endlich drohend. Willigen sie ein, so bringt sie mit großen Ehrenbezeugungen zu mir und ich will sie herrlich belohnen. Weigern sie sich aber, so füllet die Gruft mit trockenem Dorngesträuch und Reisig, zündet es an, schließt und bewacht die Thüre, damit Niemand entkomme, und läßt sie Alle im Rauche ersticken."

Die Kriegsleute fanden in der Gruft Hilaria und ihre drei Dienerinnen, und stellten ihnen die Forderung des Richters mit den freundlichsten Schmeichelworten vor. Als diese kaum Gehör, viel weniger Erfolg fanden, gingen sie zu Drohungen über, die gleichfalls nichts fruchteten; und endlich zu der gräßlichen That. Sie erfüllten genau den Befehl des Gajus und erstickten die vier Frauen mit Rauch in der Gruft. Am Abend des Tages, da Afra bestattet worden war, umschloß die Grabstätte nicht eine, sondern fünf Martyrinnen.

Der heilige Irenäus,

Bischof von Sirmium.

Es kam damals nicht selten vor, daß verheirathete Männer die priesterlichen Weihen empfingen, sowohl solche, die sich vom Heidenthume zum christlichen Glauben bekehrten, als auch solche, die bereits Christen waren, aber dem Rufe des heiligen Geistes folgten, wenn er sie zum ausschließlichen Dienste Gottes berief. Es war keine leere Weissagung, als der Prophet des Alten Bundes für den Neuen Bund verkündete

einen „Wein, aus dem die Jungfäulichen sprossen“ (Zacharias 11, 17.). Der Kelch des Opfers und der Leib des Herrn bedingen ein von der Irdischkeit abgelöstes Priesterthum. Denn wer täglich das allerheiligste Fleisch und das allerheiligste Blut des göttlichen Erlösers im geheimnißvollen Opfer darbringt; und täglich das lebendige Brod, welches vom Himmel gekommen ist und das ewige Leben gibt, und das göttliche Blut, welches zur Vergebung der Sünden vergossen ist, genießt; und vom ewigen Hohenpriester Selbst zu Seinem Stellvertreter am Altar berufen ist: der muß seinerseits den natürlichen Menschen zu einer vollkommenen Hingabe an Gott machen, und Opfer um Opfer zu bringen verstehen, wenn's für solchen Begnadeten noch ein Opfer ist, Irdisches für Himmlisches hinzugeben. Selbstverständlich hörte damals für solche neugeweihte Priester jede ausschließliche Gemeinschaft mit ihren Frauen und Kindern auf und ihre besondere Familie trat für sie in die große, allgemeine, zärtlich geliebte Familie Gottes hinein, deren geistliche Väter die Priester ohne Zersplitterung in Besonderheiten sein mußten und sein müssen. Auf dem Provinzial-Concil zu Elvira in Spanien im Jahre 305 wurde diese Bestimmung zur kanonischen Vorschrift gemacht. Eine Schwester oder eine Tochter, wenn dies gottverlobte Jungfrauen waren, durften die Kleriker in ihrem Hause behalten; aber sonst kein weibliches Wesen.

Ein solcher Mann, der seine irdischen Verhältnisse gelöst hatte, um sich vollkommener dem Dienste Gottes und des Nächsten zu widmen, war Irenäus. Seine Demuth, Gottesfurcht und Tugend waren so groß, daß er in ganz jungen Jahren (denn die Acten nennen ihn Jüngling) zum Bischof von Sirmium geweiht wurde. Dies war eine große und sehr berühmte Stadt am Fluß Save in Pannonien, die seitdem untergegangen ist. Die Diocletianische Verfolgung wurde in Pannonien durch den Präfecten Probus mit Eifer betrieben, der auch alsbald den Irenäus vorführen ließ und ihm ankündigte, er müsse den kaiserlichen Befehlen gehorchen und opfern. Irenäus antwortete: „Wer den Göttern opfert und nicht Gott, geht zu Grunde.“ — „Die gütigsten Fürsten haben befohlen,

man solle entweder opfern oder in Qualen den Geist aufgeben.“ — „Mir aber ist befohlen, lieber mich zu Tode peinigen zu lassen, als Gott zu verläugnen und den Dämonen zu opfern.“ — „Gehorchst du nicht, so lasse ich dich foltern.“ — „Das wird mich freuen; dann nehme ich Theil an dem Leiden meines Herrn.“ Probus ließ ihn also schwer foltern und fragte dann: „Was sagst du jetzt, Irenäus? Wirst du nicht opfern?“ Der Martyrer Christi antwortete: „Durch ein treues Bekenntniß opfere ich meinem Gott, dem ich zu aller Zeit geopfert habe.“ Da ließ Probus ihn von Neuem auf die Folter spannen.

Während Irenäus mit unerschütterlicher Freudigkeit litt, ward die Standhaftigkeit der Seinen durch seine Qualen erschüttert und seine Eltern baten ihn flehentlich, denselben ein Ende zu machen. Seine Frau weinte und jammerte, seine kleinen Kinder umfaßten seine Knie und riefen: „O Vater, erbarme dich über dich und über uns!“ Seine Freunde wehklagten, seine Dienstboten gingen betrübt umher. Alle trauerten und riefen ihm mit Thränen zu: „Habe Mitleid mit dir selbst und deinem blühenden Alter.“ Aber ihn beseelte ein heiliges Verlangen, seinen Gott bald zu schauen, und er sprach zu ihnen statt aller Antwort: „Dies ist der Ausspruch meines Herrn Jesus Christus: Wer mich vor den Menschen verläugnet, den werde auch ich vor meinem himmlischen Vater verläugnen. Das glaube ich und danach handele ich.“ Und weitere Rücksicht nahm er auf sie und ihre Klagen nicht mehr. Da ermahnte ihn Probus: „Laß doch deinen Starrsinn durch so viel Thränen beugen, opfere und erhalte dein junges Leben.“ — „Ein ewiges Leben habe ich zu erwarten, wenn ich nicht opfere,“ erwiederte Irenäus und Probus ließ ihn in den Kerker führen, um seine Geduld und seine Kräfte langsam aufzureiben.

Geraume Zeit verging und mannichfaltige Qual, bis der selige Martyrer Irenäus mitten in der Nacht vor Probus gebracht wurde, der noch so spät zu Gericht saß und zu ihm sagte: „Wenn du jetzt nicht opferst, sollst du ernstlich gestraft werden.“ — „Erwarte kein Opfer von mir, sondern thue, was dir geboten ist,“ antwortete Irenäus mit großer Gelassenheit.

Der zornige Präfect ließ ihn mit knotigen Stöcken bis zur Zermalmung schlagen; aber mitten in der Pein sprach Irenäus: „Seit meiner frühesten Kindheit habe ich Gott angebetet. Er ist meine Stärke, Ihm diene ich, Ihm opfere ich; nicht den Göttern, die von Menschenhänden gemacht sind.“ — „So empfange dafür den Tod zum Lohn!“ rief Probus. „Wohl empfange ich den Tod als einen Lohn, denn er bringt mir das ewige Leben und die kurze Qual achte ich für nichts um Gottes Willen.“ — „Hast du nicht ein Weib, für welches du zu leben wünschest?“ — „Nein.“ — „Auch keine Kinder?“ — „Nein.“ — „Doch Eltern?“ — „Nein.“ — „Wer waren denn aber Jene, welche bei dem früheren Verhöre um dich weinten?“ — „Ich habe das Wort meines Herrn Jesus Christus, der da sagt: Wer seinen Vater oder seine Mutter oder seine Gattin, oder Söhne, Brüder, Eltern mehr liebt als mich, ist meiner nicht werth.“ So fest richtete der heilige Held seinen Blick auf den Himmel, daß er außer Gott Niemand kennen, Niemand haben wollte. „Wirst du nicht um deiner Söhne willen opfern?“ fragte Probus nochmals, und Irenäus antwortete: „Meine Söhne haben Gott zum Vater, wie auch ich ihn habe, und Er kann sie beschützen.“ — „Jüngling, sei auf dein Leben bedacht! die Folter erwartet dich wieder.“ — „Christus der Herr wird mir auch wieder Standhaftigkeit verleihen.“ — „Ich werde sogleich dein Todesurtheil aussprechen!“ — „Dazu wünsche ich mir Glück.“ Probus verurtheilte ihn, in die Save gestürzt zu werden. „Wie?“ rief Irenäus, „ist das Alles? ich erwartete vielfache Qualen und dann die Hinrichtung durch das Schwert! O befiehl das und erkenne, wie die Christen daran gewöhnt sind, wegen des Glaubens an Gott den grausamsten Tod zu verachten.“ Da zürnte Probus über die heilige Zuversicht des Martyrers und befahl wirklich, ihn zu enthaupten, und Irenäus betete dankbar: „Preis dir, mein Herr Jesus Christus, der du mir in so vielen Qualen Standhaftigkeit verliehen hast und mich deiner ewigen Glorie theilhaft zu machen würdigest.“ Die Schergen führten ihn auf die Brücke, wo er seine Kleider ablegte und betete: „Herr Jesus Christus,

der du für das Heil der Welt freiwillig gelitten hast, mögen mir deine Himmel offen stehen und mögen deine Engel die Seele deines Dieners Irenäus in Empfang nehmen. Denn deines Namens wegen und deines Volkes wegen, das ich der katholischen Kirche von Sirmium erwarb, erdulde ich dies. Zu deiner Barmherzigkeit flehe ich, bestärke Jene in deinem Glauben und nimm mich gnädig auf." Nun wurde ihm sein heiliges Haupt abgeschlagen und der Leib in die Save geworfen.

Der heilige Phokas.

Die mütterliche Weisheit der Kirche, welche in ihren Kindern wohl die Macht der Gnade Gottes, aber auch die außerordentliche Hinfälligkeit der sündigen Natur kannte, hatte demzufolge für die Tage der Gefahr und Verfolgung angeordnet, daß kein Christ sich selbst angeben dürfe, und hatte den Rath gegeben, dem Wort des Heilandes an seine Apostel zu folgen: „Verfolgt man euch in der einen Stadt, so fliehet in die andere," um der Gefahr auszuweichen. Für das Durchschnittsmaß der Menschen fand sie es genug, daß sie die Prüfung im Glauben bestanden, wenn sie zur Verantwortung gezogen wurden, und daß sie sich durch keine Marter zum Abfall bewegen ließen. Im Allgemeinen befolgten die Gläubigen diese Anordnung der Kirche und nahmen die Flucht oder verbargen sich, wenn die Wetterwolken heraufzogen; und wenn Einzelne dies nicht thaten, sondern sich sogar selbst auslieferten, so entspricht der Heiligkeit ihres Lebens und Sterbens die Annahme, daß der Geist Gottes sie auf diesem ungewöhnlichen Wege zu Seiner Verherrlichung und zu ihrer Vollendung habe führen wollen; denn das ist schon durch verschiedene Beispiele gezeigt worden, wie nur gottesfürchtige Seelen und reine Herzen zur Ehre des Marterthums gelangten, und wie Hochmuth und Selbstsucht dazu unfähig machten.

Zu Synope am schwarzen Meer lebte ein gar frommer Christ, seines Gewerbes ein Gärtner, der Phokas hieß. Vor den Thoren der Stadt lag sein Garten, den er mit Liebe

und Sorgfalt bebaute, theils weil er ein fleißiger, arbeitsamer Mann war, der mit großer Freude etwas zu erübrigen suchte, um dürftigen und kranken Brüdern mittheilen zu können; theils aber auch, weil die Gärtnerei ihn daran mahnte, das Erdreich seines Herzens noch sorgfältiger zu bebauen und mit allen Blumen christlicher Tugenden zu bepflanzen. Unter diesen zahlreichen und schönen Blumen zeichnete sich eine durch seltene Vollkommenheit aus, und das war die Tugend der Gastfreiheit, welche bei den ersten Christen in so hohem Ansehen stand, — weil sie immer Christi, des himmlischen Fremdlings auf Erden, eingedenk waren, — daß der Apostel Paulus an die Hebräer 13, 2. schrieb: „Die Gastfreundschaft vergesset nicht; denn durch diese haben Einige, ohne es zu wissen, Engel beherbergt.“ Phokas, obwohl er nur ein armer und geringer Mann war, betrachtete sein Häuschen als die Herberge Gottes für alle arme Reisende, Fremdlinge, Wanderer, welche ohne Zuflucht und Obdach in der großen Stadt gewesen wären. Darum hielt er sein armes kleines Haus, das vor dem Thore an der großen Straße lag, immer offen, und wer hineintrat, den bewillkommnete er als einen lieben Gast, und bot ihm freundlich und dienstfertig Alles an, was irgend zur Hand war. Diese heilige Gastfreiheit brachte ihm dann auch reichen Gewinn, nämlich die Marterkrone.

In der Diocletianischen Verfolgung wurde jeder Christ wie ein Missethäter betrachtet und behandelt. Es genügte Christ zu sein, um aufgesucht, eingezogen, umgebracht zu werden. Kein Stand, keine Tugend, keine Unscheinbarkeit, keine Würde gewährte Sicherheit. Auch Phokas in seinem unbedeutenden Gewerbe war nicht vergessen worden. Nun hatte er aber durch seine Gastfreiheit überdies eine Art von Berühmtheit bekommen; Jedermann kannte ihn, sprach von ihm, lobte ihn. Als daher die Verfolgung wild und immer wilder wurde, und der gottselige Mann seinen Glauben durch seine Werke verrieth, da ward den Machthabern der Gärtner Phokas zu Synope als ein höchst gefährlicher Jünger Christi angegeben, der unerschöpflich in Rathschlägen sei, um seine Glaubensbrüder zu verbergen, zu retten, zu kräftigen und

den Göttern ihre Anbeter zu entziehen. Mit diesem höchst boshaften und geringen Menschen wollte man gar keine Umstände machen, sondern man schickte ohne alle gerichtliche Form ein Paar Schergen nach Synope, welche Phokas, den Gärtner, erkundschaften und ihm ohne Weiteres das Leben nehmen sollten.

Er stand Abends vor seiner Thüre und schaute die Straße hinauf und hinab nach Fremden, die er etwa beherbergen könne. Da gewahrte er in der Ferne jene Schergen, die er als fremde Reisende erkannte, eilte ihnen entgegen und ersuchte sie Einkehr bei ihm zu nehmen, da es schon spät sei und sie in der Stadt vielleicht nicht sogleich ein Unterkommen finden dürften. Die Männer waren sehr froh und traten bei ihm ein, und Phokas sorgte auf's Beste für ihre Bedürfnisse. Bei der Abendmahlzeit, wo, wie Isaias sagt „das Lamm mit dem Wolf weidete," wurde man gegenseitig gesprächig und Phokas fragte seine Gäste, ob sie etwa ein Geschäft nach Synope führe, wobei er ihnen behülflich sein könne? O ja, sagten sie, er könne ihnen sehr behülflich sein und zum Dank für seine Gastfreundschaft wollten sie ihm die Absicht anvertrauen, welche sie nach Synope geführt habe; nur müsse er das Geheimniß streng bewahren. Sie wären ausgesendet, einen gewissen Gärtner Phokas zu fangen und zu strafen für seine Feindseligkeit gegen die Götter und die Kaiser, und er möge doch seine Gastfreundschaft damit krönen, daß er ihnen helfe, dieses schädlichen Menschen habhaft zu werden. Der gottselige Mann hörte mit unerschüttertem Herzen diese Reden an, verrieth weder Schreck, noch Verlegenheit, noch Furcht, noch Ungewißheit, dachte auch nicht im mindesten daran, heimlich die Flucht zu ergreifen oder sich zu verbergen, und sagte ruhig: „In dieser Sache kann ich euch allerdings behülflich sein, da ich den Mann kenne und ihn leicht auffinden werde. Ihr werdet nicht lange zu warten und euch gar nicht zu bemühen brauchen, denn morgen schon bringe ich ihn zu euch. Ruhet nur diese Nacht friedlich in meinem armen Hause." Und damit sprach er nicht weiter von dieser Angelegenheit, sondern fuhr fort, seine Mörder mit größter Freundlichkeit zu

bewirthen. Dann bereitete er ihnen das Nachtlager, und als sie schliefen, sorgte er auch für sich, nämlich für sein Grab und für Alles, was zum Begräbniß erforderlich war. Am nächsten Morgen kam er zu ihnen und sprach: „Der Phokas ist für euch gefunden! Ihr könnt die Beute ergreifen, wann es euch gefällt.“ Sie waren ungemein erfreut, so schnell und leicht zum Ziel zu gelangen und fragten, wo der Mann sei? „Nicht fern, denn er steht vor euch. Ich selbst bin Phokas, der Gärtner. Vollbringt nur euren Auftrag und den Zweck eurer Reise, ich bin bereit.“ Da wunderten sich diese Menschen von ganzem Herzen, und als sie voll Schreck dieser Gastfreundschaft und dieser liebreichen Aufnahme bei solcher Armuth gedachten, erstarrten sie fast über seine Worte. Und noch mehr, als er ihnen starkmüthig zusprach und sie aufforderte, ihn zu tödten, wie es ihnen befohlen sei. Sie zauderten noch immer; er aber versicherte, daß er den Tod für seinen Glauben nicht fürchte und sagte endlich gebietend, dieser Mord sei nicht ihnen zur Last zu legen, sondern Denjenigen, die ihn befohlen hätten. Dadurch und aus Furcht vor der Strafe, die sie erwartete, wenn sie nicht gehorchten und den Phokas am Leben ließen, entschlossen sie sich wirklich zu der rohen That und schlugen ihrem liebevollen Wirth das Haupt ab.

Die Schiffer und Seefahrer, besonders auf dem ägeischen und schwarzen Meer, wählten sich zu ihrem Schutzpatron den heiligen Martyrer Phokas, den gastfreien Mann, damit er die stürmische Fahrt und die gefährlichen ungastlichen Gestade des schwarzen Meeres durch liebreiche Fürbitte ihnen gastlich mache. „Sie wandeln die gewohnten Schifferlieder, womit sie bei der schweren Arbeit sich erheitern, in Loblieder auf den Martyrer um,“ schreibt der selige Asterius, Erzbischof zu Amasea in Pontus, zu dessen Metropole Synope gehörte, „und oft gibt er ihnen augenscheinliche Beweise seiner Hülfe. Man hat ihn gesehen, bald wie er Nachts bei aufsteigendem Sturm den Steuermann weckte, der am Steuerruder entschlummert war, bald wie er die Seile spannte oder die Segel

bei hoher Brandung einzog. Dagegen ward von den Schiffern durch ein Gesetz bestimmt, daß Phokas ihr täglicher Gast sei, und da dies körperlicher Weise nicht geschehen kann, so wird es durch einen frommen Gedanken ausgeführt. Täglich spenden sie dem Martyrer dieselbe kleine Summe, die auf die Beköstigung eines Jeden verwendet wird, und täglich legt der, welchen der Reihe nach die Zahlung trifft, das Geld in ein besonderes Kästchen nieder. Läuft dann das Schiff wohlbehalten in den Hafen ein, so wird das Geld unter die Dürftigen des Ortes vertheilt, und so ist „der Antheil des Phokas" eine Wohlthat für die Armen." — Aber wie lieblich ist dieser innige Lebensverband in der Kirche, der die himmlischen Fürbitter und die irdischen Bittsteller umschließt! Der gottesfürchtige Mensch überträgt die Dankbarkeit, die er den Lieblingen Jesu im Himmel, den Heiligen, schuldig ist, auf die Lieblinge Jesu auf Erden, die Armen, und theilt diesen an Gaben mit, was er durch jene an Gnaden empfing — und Alle schlingen sich in der Liebe, wie Ringe einer Goldkette, zart und fest zusammen. Das ist die Frucht der Verehrung der Heiligen.

Die heilige Julitta und ihr Sohn Quiricus.

Aus der Wiege sproßten schon kleine Martyrer hervor zu Ehren des göttlichen Kindes, welches in der Krippe statt in der Wiege sein Marterthum begonnen hatte. Zu der ersten Blüthe der vornehmsten Geschlechter von Lycaonien gehörte Julitta's Familie. Sie selbst war reich, edel und schön, und von einem unbeschreiblich heiligen Lebenswandel. Wer sie kannte, mußte sie verehren. Sie ward Wittwe in ganz jungen Jahren und lebte in tiefster Zurückgezogenheit mit ihrem kleinen Sohn, ihrer Dienerschaft und einigen Verwandten. Als die Christenverfolgung mit unmenschlicher Grausamkeit in Lycaonien ausbrach, wußte Julitta sehr wohl, welche Gefahren einer reichen, jungen, schutzlosen Frau drohten. Der Tod war ihr, wie Allen, die zum Marterthum bestimmt

waren, von Herzen willkommen; aber ihr Sohn — was sollte aus ihm werden, wenn er sie verlor? Auch ein Martyrer? Aber daran dachte ihr Mutterherz noch nicht für das dreijährige Knäblein. Die Verfolgung stieg wie Meereswellen im Sturme. Julitta suchte vor Allem ihr Kind in Sicherheit zu bringen, denn das Christenblut floß in Strömen. Sie ließ Vermögen und Güter im Stiche, wählte aus ihrer zahlreichen Dienerschaft nur zwei treue Mägde aus und in dieser ärmlichen Reisebegleitung floh die erlauchte Frau mit dem kleinen Quiricus nach Seleucia, wo sie still zu leben hoffte, weil sie dort unbekannt war. Statt dessen war es da fast noch schlimmer, denn der Statthalter Alexander befolgte pünktlich den Befehl des Kaisers Diocletian, Alle mit den grausamsten Qualen zu peinigen, die sich weigerten, den Götzen zu opfern. Fremd oder einheimisch, bekannt oder unbekannt, vornehm oder gering, jung oder alt, arm oder reich, das war dem Statthalter höchst gleichgültig, wenn nur von Allen das Opfer dargebracht ward. Wo nicht, so verhängte er über Alle mit derselben grausamen Gleichgültigkeit eine Marter, welche nur mit dem Tode endete.

Julitta erkannte bald, daß sie sich mit ihrem Knäblein recht eigentlich in die Höhle des Löwen stürze, wenn sie in Seleucia bliebe, und zog weiter nach Tarsus in Cilicien. Gerade zur nämlichen Zeit begab sich aber auch Alexander dahin, um dort, wie in Seleucia, die Christen in den Abfall oder in den Tod zu jagen. Die edle Julitta wurde von Spähern bemerkt und schnell ward erkundschaftet, daß sie sich zu den Christen und fern von allem Götzendienst hielt. Eines Tages drang eine wilde Rotte in ihre Wohnung, fand sie mit ihrem Sohn auf dem Arm, und nahm Mutter und Kind gefangen. Die beiden Mägde flohen, als ihre Herrin fortgeführt wurde, und sahen später ihrer Marter und ihrem Tode zu. Alexander ließ sie sogleich vor dem Richterstuhl erscheinen und fragte sie nach Vaterland, Vermögen und Namen. Julitta sagte einfach: „Ich bin eine Christin,“ und hatte somit im übernatürlichen Sinn seine Fragen beantwortet und Heimath, Reichthum und Namen ihm genannt. Diese

Unerschrockenheit mißfiel dem Wüthrich auf's Höchste. Julitta hatte Quiricus auf dem Arm, der gar schön und holdselig aussah und ebenso lieblich war, als seine Mutter würdevoll. Alexander überlegte, wie er die edle Frau wohl am demüthigendsten peinigen könne. Zuerst ließ er ihr das Kind entreißen, welches sie mit zärtlicher Gewalt fest in ihre Arme schloß; dann bis zum Gürtel sie entkleiden, zu Boden werfen, ausstrecken und Schultern, Rücken und Seiten in unmenschlicher Weise mit Ochsensehnen schlagen. Im Nu war sie mit gräßlichen Wunden bedeckt und bis auf die Rippen zerfleischt; aber sie litt wie eine Bildsäule und antwortete auf alle Drohungen ihrer Peiniger nur das Eine: „Ich bin eine Christin und werde nimmermehr den Dämonen opfern.“ Während dem hatten die Henker den kleinen Quiricus dem Statthalter übergeben, der ihn auf seine Kniee setzte, ihn liebkoste, schmeichelnd mit ihm sprach und ihn zu zerstreuen suchte, damit er nicht weine. Aber des Kindes thränenvolle Augen hingen unabwendbar an seiner Mutter, von deren Schicksal es nichts weiter begriff, als daß man ihr ein Leid anthue. Und als der Statthalter versuchte, den Kleinen zu küssen, wehrte er sich aus allen Kräften, zerkratzte dem Mörder seiner Mutter mit seinen kleinen Nägeln das Gesicht, rang wider ihn die Hände, stieß ihn mit seinen Füßchen in die Seite, und als ob eine höhere Macht ihn dränge, das Loos seiner Mutter zu theilen, rief er wie eine kleine zwitschernde Schwalbe, welche sich in den Tönen übt, die sie hört, indem er der Stimme seiner Mutter nacheiferte: „Ich bin ein Christ! ich bin ein Christ!“ Hierüber gerieth der Statthalter in eine so unglaubliche Wuth, daß er den dreijährigen Quiricus beim Fuß ergriff und ihn vom hohen Richterstuhl herab mit aller Gewalt zu Boden warf. Der Kopf des zarten Martyrers zerschmetterte auf den steinernen Stufen und der Platz rings umher ward besprengt mit seinem unschuldigen Blut. Die Henker hielten inne Julitta zu schlagen, damit sie diesen Anblick habe, der herzzerreißender war, als jede Marter. Aber Julitta freute sich mit übernatürlicher Freude, daß sich ihr Kind so früh als göttlichen Geschlechtes erwiesen und seine

reine Seele in die Hand Gottes gegeben habe. Darum rief sie wie überströmend von Wonne: „Dank Dir, o Herr, daß es Dir huldreich gefiel, meinen Sohn früher als mich zur unverwelklichen Siegeskrone gelangen zu lassen.“ Der Statthalter war so ergriffen von der Lieblichkeit des Kindes, daß er laut seine That bejammerte und seinen Jähzorn verwünschte; und da sein wildes Gemüth durch die Trauer nur noch wilder wurde, mußte Julitta, deren Verstocktheit den Tod des Knaben nach seiner Meinung veranlaßt hatte, schwer seinen Grimm empfinden. Auf der Folter ausgespannt wurden ihre Seiten mit eisernen Krallen zerwühlt und ihre Füße mit siedendem Pech begossen. Der Herold rief ihr einmal gebieterisch zu: „Laß es genug sein, Julitta, erbarme dich deiner, opfere den Göttern und sei frei, sonst mußt du den bösen Tod deines Kindes theilen.“ Julitta aber rief: „Ich opfere nicht den Bildsäulen und den Dämonen! Ich bete Christus an, den eingeborenen Sohn Gottes! Ich eile zu meinem Sohn! Möge mein Kampf mich würdig machen, im Himmelreich seine Genossin zu werden.“ Der Statthalter war es überdrüssig, länger das Schauspiel ihrer Standhaftigkeit vor Augen zu haben; darum gebot er ihre Hinrichtung durch das Schwert und daß sowohl ihr entseelter Körper, als auch der ihres Sohnes ohne Beerdigung auf den Anger der Verbrecher zu werfen wären. Geknebelt ward Julitta zur Richtstätte geführt. Dort bat sie um einen Augenblick Frist zum Gebet, kniete nieder und sprach: „Ich danke dir, Herr, daß du meinem Sohn die Gnade erwiesen hast, um deines heiligen Namens willen das gegenwärtige Leben zu verlassen und im ewigen mit deinen Heiligen vereinigt zu werden. Nimm nun auch mich auf, deine unwürdige Magd, und verleihe mir das unaussprechliche Glück, mit den klugen Jungfrauen einzugehen in das himmlische und ewige Brautgemach.“ Und mit dem Amen auf den Lippen fiel ihr Haupt vor dem Schwert.

In der Nacht schlichen ihre Dienerinnen auf den Anger der Verbrecher, wo zwischen den Ueberresten von Menschen und Thieren der edlen Julitta und ihres Kindes entseelte Hüllen lagen. Die Mägde sammelten die heiligen Reliquien

in Tüchern von weißer Leinwand und bestatteten sie in der Gegend von Tarsus an einem sicheren Ort. Eine der Mägde lebte noch zu Constantins Zeiten und bezeichnete diesen Ort den Gläubigen zur frommen, nunmehr öffentlich gestatteten Verehrung.

Die heiligen Nicander und Marcianus und die heilige Daria.

Bei dem römischen Heer in Mösien (Bulgarei) standen zwei Freunde im Dienst, Nicander und Marcian, edle und tapfere, allgemein geachtete Männer. Sie lernten das Christenthum kennen und wendeten sich mit so ganzem Herzen dem Dienste Gottes zu, daß sie dem des Kaisers entsagten und daher denn auch bald in die himmlische Miliz berufen wurden. Der Statthalter von Mösien, Maximus, verhalf ihnen dazu. Er ließ sie zu sich entbieten und sprach: „Die Befehle der Imperatoren können euch nicht unbekannt sein; gehorcht also und opfert den Göttern." — „Diese Befehle sind nicht für uns gegeben," antwortete Nicander, „denn wir sind Christen." — „Weshalb," fragte der Statthalter, „habt ihr den Sold ausgeschlagen, der eurer Würde zukam?" — „Weil diese Gelder eine Befleckung für Männer sein würden, die Gott zu dienen verlangen." — „Man dienet den Göttern nur durch Opfer," entgegnete der Statthalter. „Wie kann ein christlicher Mensch," rief Nicander, „für Stein und Holz den unsterblichen Gott verlassen, der alle Dinge aus Nichts erschaffen hat und den wir allein anbeten? Gott kann mich und Alle erhalten, die auf Ihn hoffen." Nicander hatte eine Gattin voll starkem und freudigem Glaubensmuth; sie hieß Daria und hatte zehn Jahre getrennt von ihm in ihrer Heimath gelebt, weil er sie auf seinen vielfachen Kriegszügen nicht mit sich herumführen mochte. Nun aber, da er dem Kriegsdienst entsagt hatte, war sie seit Kurzem zu ihm gekommen. Sie war bei dem Verhör gegenwärtig und ließ nicht ab, ihren Mann zu ermuthigen: „Hüte dich vor dem Opfer, Herr! Hüte

dich, unseren Herrn Jesus Christus zu verläugnen! Blick auf zum Himmel und du wirst Den sehen, dem du Treue und Gewissen schuldig bist. Er ist dein Helfer." Der Statthalter Maximus rief ihr zu: „Du böses Weib! warum wünschest du, daß dein Mann sterbe?" — „Damit er ewig bei Gott lebe!" antwortete sie, ohne über den Vorwurf zu erschrecken. — „O nein," sprach Maximus, „so verhält es sich nicht; sondern du wünschest einen anderen Mann zu heirathen und deshalb diesen je eher je lieber des Lebens beraubt zu sehen." — „Wenn du das von mir glaubst," entgegnete Daria ruhig, „so tödte mich zuerst um Christi willen." — „Nein," sagte der Statthalter, „das werde ich nicht thun, wohl aber im Kerker dich schmachten lassen." Und alsbald wurde Daria in's Gefängniß gesetzt.

Der Statthalter wendete sich nun wieder zu Nicander und sprach: „Höre nicht auf die Worte deines Weibes und lasse dich von Niemand zu thörichtem Eigensinn überreden. Willst du aber, so nimm Bedenkzeit und überlege, ob es nicht besser sei zu leben, als zu sterben." — „So nimm denn an," erwiederte Nicander, „daß die Bedenkzeit verflossen und ich auf nichts Anderes, als auf mein Heil bedacht gewesen sei." — „Gott sei Dank!" rief der Statthalter freudig, denn er wähnte, Nicander denke an sein zeitliches Heil und sei bereit zum Opfer. Nicander aber sagte auch: „Gott sei Dank!" ward im Geiste entzückt und betete laut und dringend, daß er möge von der Versuchung der Welt befreit werden. Als Maximus, der sich inzwischen ganz froh mit Leuco, seinem Rath, besprochen hatte, dies Gebet vernahm, rief er: „Was thust du, Nicander? Hast du deinen Sinn geändert? Willst du nicht leben?" — „Eines ewigen Lebens verlange ich zu leben," antwortete Nicander, „nicht eines zeitlichen in dieser Welt. Darum gebe ich dir Gewalt über meinen Leib; thue an ihm, was du willst: ich bin ein Christ." — „Und was sagst du, Marcianus?" fragte der Statthalter. „Genau dasselbe, was mein Waffenbruder sagt." — „So werdet ihr denn Beide in den Kerker geworfen werden und dieselbe Strafe erleiden."

Nach zwanzig Tagen in schwerer grausamer Haft mußten sie abermals vor dem Statthalter erscheinen. „Nun, hat diese Zeit euch gehorsam gemacht gegen die kaiserlichen Befehle?“ redete er sie an. „Laß die Reden und Fragen bei Seite,“ gab Marcian ihm zur Antwort. „Uns ist Gott gegenwärtig und wir wissen schon, wohin Er uns ruft. Heute wird unser Glaube an Christum vollendet: halte uns also nicht auf, sondern sende uns bald zur Anschauung des Gekreuzigten.“ — „Wohlan! ihr sollt sterben, wie ihr es verlangt!“ — „Und glaube nicht, daß wir aus Furcht vor langen Qualen dich anflehen, uns nicht aufzuhalten; nein! wir wünschen nur, daß unsere Sehnsucht bald gestillt werde.“ — „Ich bin ganz rein und unschuldig an eurem Blut,“ sprach der Statthalter, „denn nicht mir seid ihr ungehorsam, sondern den Imperatoren; und nicht ich verdamme euch, sondern der Befehl der Imperatoren. Wisset ihr aber vorher, daß es euch nach diesem Leben gut gehen werde, so wünsche ich euch Glück dazu.“ Und er sprach ihr Todesurtheil. Da antworteten Beide aus einem Munde: „Der Friede sei mit dir, du gütiger Statthalter.“

Freudig gingen sie den Gang des letzten Leidens und priesen Gott; und freudig begleitete Daria ihren Gatten und ihr Bruder Papianus trug ihr ganz junges Kindlein, das kaum einige Monate alt war, und wünschte seinem Schwager Glück zur Marterkrone. Dem Marcian aber folgten seine heidnischen Verwandten, seine Frau und sein kleiner Sohn, alle in zerrissenen Kleidern, weinend, klagend, trostlos vor Schmerz, denn das Licht des Glaubens erleuchtet ihnen nicht den Weg, den er ging zu Christus: „O Marcian!“ wehklagte die unglückliche Frau, die nur den Tod sah, aber nicht das Leben, das hinter demselben lag: „sieh, jetzt geschieht das, was ich im Kerker mit Thränen dir vorhersagte: du bringst Herzeleid über mich Aermste. O habe doch Erbarmen mit mir! O blicke doch deinen süßen Sohn an! Verstoße uns nicht, antworte mir, sieh mich an! Warum läßt du dich gleich einem Lamm zur Schlachtbank führen?“ Da wendete sich Marcian

zu seinem Weibe und sprach mit strengem Blick und ernster Stimme: „Wie fest hält Satan Herz und Sinn dir verblendet! Trenne dich von uns und gestatte mir, daß ich Gott mein Opfer bringe.“ Zoticus, ein Glaubensbruder, stand neben ihm und sprach, Marcian's Hand ergreifend; „Du kannst wohlgemuth sein, denn du hast einen guten Kampf gekämpft, Bruder. Woher nehmen aber wir Schwachen einen solchen Glauben? Du und Nicander, ihr seid vollkommene Christen und wahrlich selig. Mögen alle Verheißungen, die der Herr huldreich gegeben hat, sich an euch erfüllen.“ Marcian's Gattin aber drängte den Zoticus zurück, umfaßte weinend ihren Mann und hielt ihn so fest, daß er nicht von der Stelle konnte. Da sprach Marcian zu Zoticus: „Halte mein Weib!“ Und Beide lösten nun ihre Hände und Marcian wurde frei und konnte ungehemmt seinen Weg mit Nicander fortsetzen. Die Menge aber wogte ihnen nach bis zur Leidensstätte, der letzten Stufe vor dem Himmelsthore. Als Marcian dort stand, fühlte er sich geborgen und fest, schaute um sich, winkte aus der Menschenmasse den Zoticus herbei und bat ihn, sein Weib zu ihm zu führen. Da sie nun kam, vergehend in Thränen und Schmerzen, fast ohnmächtig von einer Trübsal, die sie nicht mit Gott theilte, umarmte er sie zärtlich, küßte sie und sprach zu ihr: „Kehre zurück im Herrn! Du bist zu schwach, um zu sehen, wie ich die Marter vollbringe, denn dein innerster Sinn ist vom Feind eingenommen. Deshalb gehe heim.“ Und auch seinen kleinen Sohn küßte er herzinniglich, blickte zum Himmel auf und sprach: „Herr, allmächtiger Gott, trage du Sorge für ihn.“ Und nochmals schloß er Weib und Kind in die Arme, bat dann, daß man sie nach Hause führe und bewies durch seine liebevolle Zärtlichkeit, daß er nicht aus Härte des Herzens auf dem Wege zum Richtplatz streng zu der Gattin gesprochen habe, sondern nur, weil sie sich drängen wollte zwischen ihn und Gott. Plötzlich sah er in der Volksmenge Daria, die zu Nicander zu gelangen suchte. Marcian, der ein gar großer stattlicher Mann war, ging ihr entgegen, bot ihr die Hand, schaffte

ihr Platz und führte sie ihrem Manne zu. Freudig sagte Nicander zu ihr: „Gott sei mit dir!" Und ebenso froh erwiederte Daria: „Sei getrost, mein Herr, und kämpfe deinen Kampf zu Ende. Sieh, zehn Jahre habe ich im Vaterland gelebt ohne dich und in jedem Augenblick habe ich Gott gebeten, dich wiederzusehen. Nun habe ich dich eine Zeit lang wiedergesehen; und nun wünsche ich dir Glück, daß du aus diesem Leben scheidest und mir selbst, daß ich die Gattin eines Martyrers bin. Sei getrost, mein lieber Herr, und bringe die Marter Gott zum Opfer! und hilf mir, daß auch ich vom ewigen Tode befreit werde." Da blitzte das Schwert über dem Haupte der Krieger Christi und sie sanken in ihrem Blut dahin. Und abermals blitzte es über dem Haupte des heldenhaften Weibes, und Daria wurde mit ihrem Gatten, den sie so himmlisch liebte, im Himmel vereint.

So ist die Liebe der christlichen und so der heidnischen Frau beschaffen.

Der heilige Philippus,

Bischof von Heraklea.

Als dieser fromme und eifrige Priester einstimmig zum Bischof gewählt wurde, wunderten sich Viele, warum das nicht schon früher geschehen sei: so würdig hielt man ihn dieser Ehre. Schon als Diakon und Priester liebte er über Alles die göttlichen Gebote und lebte nach ihnen. Zu noch höherer Vollkommenheit strebte er als Bischof und leitete sein Volk mit der Liebe und Treue eines guten Hirten. „Haltet die göttlichen Gebote;" das war die Ermahnung, die Belehrung, welche er am liebsten gab. Zwei seiner Schüler, den Priester Severus und den Diakon Hermes, bildete er seinem Geist und seiner Tugend am ähnlichsten.

Da scheuchte Diocletians Verfolgung alle Christen auf und seine Freunde und Schüler riethen ihm zu fliehen. Aber der heilige Greis entgegnete ruhig, er werde seinen Bischofs-

sitz zu Heraklea nicht freiwillig verlassen, denn es sei besser Drangsale zu erwarten, als sie zu fliehen. Die Glaubensbrüder ermahnte er inniger denn je, die göttlichen Gebote zu erfüllen und vor keinem Leiden zurückzuschrecken. „Glaubet mir," sprach er, „diese Zeiten sind uns vorhergesagt und unserem Widersacher ist die Gewalt gegeben, durch Drohungen, Martern und Qualen die Diener Christi nicht zu verderben, sondern zu versuchen. Christus gibt seinen Streitern zuerst Geduld, um auszuharren, und dann den Lohn der Beharrlichkeit." Die heilige Zuversicht des Hirten erfüllte die Heerde mit Vertrauen und Muth. Während sie noch Alle beisammen waren, erschien Aristemach, der Befehlshaber der Stadtwache, und verkündigte ihnen, der Präses Bassus schicke ihn, um die Kirchen der Christen zu versiegeln. „O thörichter Mensch, der nicht weiß, daß Gott auch in den Herzen wohnt!" sprach lächelnd Philippus, und der nicht kennt die Worte des Isaias: „Der Himmel ist mein Sitz und die Erde der Schemel meiner Füße." Aristemach versiegelte die Thüren der Kirche und alle Gläubigen verfielen darüber in Angst und Betrübniß. Um sie zu ermuthigen beschloß Philippus am nächsten Tage die Versammlung, welche sie täglich hielten und in welcher er sie im Glauben zu belehren und zu kräftigen pflegte, vor der Thüre des Gotteshauses zu halten. Das geschah und einige Tage vergingen in Ruhe. Nachdem aber Bassus davon unterrichtet worden war und seinen Gang zum Gerichtshof an ihnen vorüber genommen hatte, bestieg er seinen Richterstuhl und ließ eine Menge Christen, besonders den Bischof, gefangen nehmen und vorführen. „Wer von euch ist der Lehrer der Christen?" fragte Bassus. — „Ich bin der, den du suchest," antwortete Philippus. — „Wohlan!" sagte Bassus, „ihr kennt das Gesetz des Kaisers, welches alle Zusammenkünfte der Christen untersagt und zugleich ihnen gebietet, ihr Opfergeräth und die Schriften, nach denen sie lehren und die sie lesen, auszuliefern. Gehorchet also gleich, damit ihr es nicht erst nach der Folter thut." Philippus erwiederte: „Nimm die Gefäße, wo du sie findest. Wir ent-

behren sie leicht, denn wir werden ja überall von euch beraubt, und gewiß hat Christus der Herr größeres Wohlgefallen an dem Schmuck unserer Herzen, als an dem unserer Kirchen. Was aber die Schriften betrifft, so geziemt es weder dir, sie zu empfangen, noch mir, sie dir zu geben." Da ließ Bassus den heiligen Bischof von den Henkersknechten grausam geißeln; Hermes, der Diakon, rief aber empört aus: „Und wenn du auch all' unsere Schriften besäßest und spurlos vertilgtest, du grausamer Richter, so würden unsere Nachkommen doch das Andenken der Väter ehren, doch für das Heil der Seelen sorgen, noch mehr Bücher schreiben und noch eifriger die Gottesverehrung lehren, die unserem Christus zu zollen ist." Da befahl Bassus, auch den Hermes zu geißeln, die Kirchengefäße wegzunehmen und die heiligen Schriften aufzusuchen. Ein Beisitzer des Gerichtes, Namens Publius, ein habgieriger roher Mensch, eilte, die heiligen Geräthe zu holen und Hermes, der inzwischen seine Strafe überstanden hatte, folgte ihm und bemerkte, wie Publius einige kleine kostbare Gefäße zu entwenden und still zu verbergen suchte. Dies warf Hermes ihm vor und Publius schlug ihn dafür so heftig in's Gesicht, daß das Blut herabfloß. Bassus erfuhr es, befahl, den Hermes zu heilen und zürnte dem Publius; die Christen zu berauben war dem Bassus erlaubt, daß aber Publius ihn beraube, mißfiel ihm. Nachdem die Gotteshäuser ausgeplündert waren, ließ er von der Hauptkirche das Dach abtragen, um sie einer sicheren Zerstörung preiszugeben. Die Leute, welche diesen Befehl erfüllen sollten, hatten keine Lust zu dem Werk; da wurden sie denn mit Schlägen dazu angetrieben; Philippus und die Seinen aber auf das Forum geführt, wo ein ungeheuerer Scheiterhaufen loderte und das ganze heidnische Volk von Heraklea erwartungsvoll versammelt war. Endlich erschien auch Bassus. Soldaten trugen ihm nach, was sie von heiligen Schriften gefunden hatten und warfen sie auf seinen Wink mitten in's Feuer. Da schlugen die Flammen mit solcher Gewalt gen Himmel, daß die Umstehenden flohen; Philippus, von den Seinen umringt, blieb aber ruhig sitzen und

sprach die Worte des Apostel Paulus (Röm. 1, 18.): „Es offenbart sich der Zorn Gottes vom Himmel über alle Gottlosigkeit der Menschen, welche die Wahrheit Gottes durch Ungerechtigkeit aufhalten.“ Daran knüpfte er eine warnende Ermahnung und sagte zum Schluß: „Durch Feuer wird der Gerechte geprüft und der Ungerechte bestraft: darum ist es den Guten keine verzehrende Flamme, sondern ein strahlendes Licht.“

Während der Zeit verrichtete der Priester Cataphronius mit anderen unglücklichen Abgefallenen den unheiligen Dienst und brachte Speisen zu Ehren der Götter dar, und Bassus sprach endlich zu Philippus: „Jetzt bringe du dein Opfer.“ — „Wie kann ich das, da ich ein Christ bin?“ entgegnete der Greis. — „Sind wir denn nicht unseren Kaisern Opfer schuldig?“ — „Gehorsam sind wir ihnen schuldig; nicht Anbetung. So habe ich es von meinen Vorfahren gelernt.“ Der milden Ruhe des heiligen Bischofs konnte Bassus im Stillen seine Bewunderung nicht versagen. Er wendete sich an den Diakon und fragte ihn: „Wirst denn du opfern?“ — „Nein,“ sagte Hermes, „denn ich bin ein Christ.“ — „Was ist dein Stand?“ — „Ich bin ein Diener der Kirche, der in Allem seinem Meister folgt.“ — „Wenn also Philippus opfert, so folgst du ihm?“ — „Darin würde ich ihm nicht folgen! Aber wir haben einen Sinn und eine Kraft, er opfert nicht!“ — „Opfere wenigstens unserem Kaiser und sprich: „O Herr, du sollst leben!“ — „Wir eilen zum Leben!“ rief Hermes freudig.

Einige unter den Heiden wurden im Herzen bewegt durch das freie und frohe Bekenntniß dieser Diener Gottes; Andere entflammte nur noch mehr die Wuth. Heftiger als alle Uebrigen geberdeten sich die Juden und schrieen am lautesten, man müsse die ganze Rotte zum Opfer zwingen. Bassus ließ den Bischof und seinen Diakon in's Gefängniß führen. Auf dem Wege dahin stießen einige rohe Menschen mit frecher Hand den gottseligen Greis zu Boden; aber lächelnd und mit liebreichem Blick auf seine Peiniger stand er immer wieder

auf, und dies rührte abermals manches Herz. Die Bekenner sangen einen Psalm, der sie wunderbar stärkte und begaben sich in den Kerker. Bassus war kein böser Mann und gab vernünftigen Gründen Gehör, vielleicht hauptsächlich deshalb, weil seine Gemahlin seit einiger Zeit zur Erkenntniß des wahren Glaubens gekommen war. So wurde es den Christen nicht schwer zu bewirken, daß Philippus in ein Privathaus zu einem gewissen Pancratius gebracht wurde, wo man ihn freilich bewachte, jedoch die Glaubensbrüder zu ihm ließ. Diese kamen so zahlreich und wurden so gekräftigt durch den Zuspruch ihres heiligen Bischofs, daß Bassus mit Schrecken wahrnahm, wie selten und immer seltener der Abfall wurde. Da mußte Philippus wieder in den Kerker zurück und unter eine strengere Bewachung. Es war aber eine Fügung Gottes, daß dieser Kerker durch unterirdische Gänge Zusammenhang mit dem Theater und einen Ausgang in dessen Gewölbe hatte. Abends, wenn das Schauspiel vorüber war, schlichen sich die Christen hinein, Philippus kam seinerseits durch den geheimen Gang; und so saßen sie bisweilen die ganze Nacht, er lehrend und sie lauschend auf jedes Wort. Dämmerte der Morgen, so zogen sich Alle zurück und die Brüder küßten mit tiefer Ehrfurcht die Fußstapfen des seligen Greises, den Gott der Herr mit so großen Gnaden überschüttete.

Mittlerweile ging das Jahr des Bassus zu Ende. Sein Nachfolger, der neue Präses, hieß Justinus und war ein Mann von verkehrtem Sinn und bösem Gemüth. Er ließ sogleich den Bischof vor Gericht führen und als er ihn standhaft im Glauben fand, mit gebundenen Füßen durch die Stadt schleifen. Aus unzähligen Wunden blutend und mit zerschmetterten Gliedern wurde der selige Greis auf den Armen der Brüder lebend in den Kerker zurückgetragen. Bisher war alle Mühe umsonst gewesen, Severus, den Priester, ausfindig zu machen. Als er in seinem Schlupfwinkel erfuhr, daß sein geliebter Meister der Marterkrone ganz nahe sei, gab der heilige Geist ihm in den Sinn, daß jetzt die Reihe an ihm sei, nach der Palme zu ringen, und er trat in die

Mitte der Soldaten, die ihn suchten und ihn jetzt triumphirend dem Justinus vorführten. Dieser hatte so eben den Diakon Hermes verhört und unerschütterlich gefunden. Mit Severus ging es nicht anders. „Ich muß in Ewigkeit halten, was ich in der Kindheit von meinem Meister anzubeten gelernt habe," sprach er. Alle Drei wurden nun in einen scheußlichen Kerker voll Unflat und ohne Licht und Luft geworfen, in dem sie volle sieben Monate schmachteten. Dann fiel es dem Justinus ein, den heiligen Philippus von seinem Bischofsitz Heraklea, der Hauptstadt Thraciens, zu verbannen und ihn nach Adrianopel zu schicken, wohin er ihm folgen und dort das letzte Verhör mit ihm anstellen wollte. Die Christen in Heraklea waren außer sich vor Schmerz, der Lehren und des Anblicks ihres heiligen Bischofs beraubt zu werden. Wie verlassene Kinder ihrem Vater, jammerten und weinten sie ihm nach. Er wurde zu Adrianopel in dem Hause eines gewissen Semporus gefangen gehalten, bis Justinus kam und sich zu Gericht setzte. Den heiligen Bischof suchte er zum Abfall zu bewegen, indem er dessen zartgebauten, von früheren Wunden fürchterlich zerfurchten Körper dermaßen geißeln ließ, daß Rippen und Eingeweide blos lagen. Hermes aber, der in früheren Zeiten selbst eine obrigkeitliche Stelle bekleidet hatte und sehr beliebt war, auch bei dem Gefolge des Justinus, sollte durch Schmeichelreden gewonnen werden. Beides war vergeblich. Die Helden Christi zogen sich in ihren Kerker, wie in einen ruhigen Hafen zurück, aus welchem sie bald an der lieblichen und heiteren Küste der Ewigkeit zu landen hofften; denn ihr Urtheil war gesprochen: der Tod auf dem Scheiterhaufen. Während sie sich freuten, grämte sich Severus, nicht um sie, sondern seinetwegen. Der Richter schien ihn vergessen zu haben! Er warf sich auf die Knie und betete mit unaussprechlicher Sehnsucht und Inbrunst: „Vater unseres Herrn und Erlösers Jesus Christus, der Du uns das Zeichen Christi und des Kreuzes gabst und uns aus den Finsternissen zum ewigen Lichte führest! O halte mich nicht für unwürdig jener Leidenskrone, welche meine Genossen er-

halten. Gib mir Theil daran, auf daß ich die Verherrlichung wie den Kerker mit ihnen theile. Lasse mich mit Denen eingehen in die Ruhe, mit welchen ich furchtlos Deinen heiligen Namen bekannte.“ Solch Vertrauen und solch Verlangen wurden nicht getäuscht! Der folgende Tag brachte ihm dasselbe Todesurtheil: er durfte sterben mit seinen Brüdern. Er war wonnevoll.

Philippus, der gottselige Greis, mußte von den Seinen zum Richtplatz getragen werden, so wund und entkräftet war sein schwacher Leib. Langsam und mühsam folgte ihm Hermes, der vor Schmerz in den wunden Füßen kaum gehen konnte. Unterwegs sprach er froh zu Philippus: „Geliebter Meister, wir eilen zum Herrn! Was kümmern uns die Wunden unserer Füße! Wie bald, und wir brauchen sie nicht mehr! Aller irdische Dienst hört auf im Himmelreich.“ Auf der Richtstätte wurden sie in Gruben gestellt, die ihnen bis an's Knie reichten und die dann mit Erde zugeschüttet wurden. Die Hände band man ihnen auf den Rücken und nagelte die Bande an einen Pfahl; dann thürmte man Holz und Reisig um sie auf und steckte es in Brand. Während dies Alles geschah, rief Hermes einen Glaubensbruder, Namens Velogius, heran und gab ihm den Auftrag, seinem Sohne, der in Heraklea geblieben war, recht einzuschärfen, daß er das viele und verschiedenartige Gut, welches ihm, dem Hermes, zur Aufbewahrung während der Verfolgung anvertraut sei, pünktlich einem Jeden zurückgeben möge. Dann versenkte er sich in die Flammen und alle Drei dankten Gott, so lange sie reden konnten. Endlich hörte man nur noch ein sanftes Amen, und die seligen Martyrer hatten ihr Bekenntniß erfüllt und die himmlische Heimath, gereinigt von irdischem Makel, erreicht. Auf Befehl des Justinus wurden freilich die Leichname in den reißenden Fluß Hebrus geworfen; aber in stiller Nacht bestiegen die Glaubensbrüder Nachen, warfen Netze aus und waren so glücklich, die theueren Ueberreste unversehrt herauszuziehen und ihnen eine Ruhestatt geben zu können.

Die heilige Julia.

Daß die Christen für rechtlos erklärt worden waren, wußten manche Ungläubige trefflich zu benutzen; unter anderen auch ein reicher und angesehener Mann, der zu Cäsarea in Cappadocien lebte. Neben seiner Besitzung lag die der christlichen Wittwe Julia, einer Frau von großem Vermögen und großer Tugend. Sie lebte äußerst einfach, ja arm; doch nicht um Schätze für die Erde, sondern für den Himmel zu sammeln; denn Alles, was sie hatte, spendete sie liebevoll den Armen. Ihr geldgieriger Nachbar sah das längst mit scheelem Auge an. Die Verfolgung gab seiner Habsucht die gehörige Frechheit und er fing an, sich Julia's Ländereien anzueignen. Die Zeiten waren von der Art, daß Christen gewöhnt waren, sich viel Unbill gefallen zu lassen. Das that auch Julia; sie schränkte ihren eigenen Bedarf mehr und mehr auf das Nothwendigste ein, um nur für ihre lieben Armen sorgen zu können. Ihr geduldiges Schweigen machte ihren Nachbar nur um so dreister, und eines Tages trieb er die Unverschämtheit so weit, Julia's Viehheerde von ihrer Wiese auf die seine führen und ihr erklären zu lassen, dieselbe gehöre nunmehr ihm. Julia sah ein, daß er sie aus ihrem eigenen Hause verdrängen würde, wenn sie ihn schalten ließe, und verklagte ihn bei dem Richter. Der Verklagte eilte aber sogleich, den Richter und einige falsche Zeugen durch Bestechung zu gewinnen und wartete ruhig den Ausgang ab. An einem bestimmten Tage sollte die Sache entschieden werden; Richter und Advokaten waren beisammen; da rief der Herold Julia's Namen und sie trat mit großer Würde vor die Schranken. Kaum hatte sie angefangen, das Recht ihres Besitzes zu beweisen und in Anspruch zu nehmen, so stand der Angeklagte auf, trat ebenfalls vor die Schranken und erklärte: ein römischer Bürger könne unmöglich irgend eine Sache mit Jemand verhandeln, der die Götter der Imperatoren noch nicht angebetet

habe; Julia solle ihren Glauben abschwören, dann könne man sich verständigen Der Richter fand diesen Vorschlag in der Ordnung und dem Recht gemäß, ließ Weihrauch und glühende Kohlen bringen und erklärte den streitenden Parteien höchst gelassen, sie könnten ihr Recht erlangen und der Wohlthaten der Gesetze genießen; nur dürfe sich Niemand zum christlichen Glauben bekennen. Wer bei demselben beharre, werde vom Gericht abgewiesen und habe keinen Anspruch weder auf die Gesetze, noch auf die übrigen Rechte des Staates, weil er als Christ, zufolge dem neuen Gesetz der Imperatoren, ehrlos sei. „So fahre das Gut und das Leben dahin," gab die herrliche Julia unerschrocken dem Richter zur Antwort. „Viel lieber sterben, als meine Lippen mit einem Wort gegen meinen Gott beflecken!" Der Richter ergrimmte über Julia's Ruhe und überhäufte sie mit Droh- und Schmähworten, während sie laut frohlockte, daß Gott ihr den vergänglichen Reichthum entziehe, um ihr unvergängliche Güter zu sichern; ihr die Erde nehme, um sie in's Paradies zu führen; sie vor der Welt für ehrlos gelten lasse, um ihr die Krone der Glorie zu reichen; sie in Schmach und Qual sterben lasse, um sie triumphirend in den jubelnden Chören der Heiligen aufzunehmen. Alle Fragen und Aufforderungen, die man noch an sie richtete, beantwortete sie mit der einfachen Betheuerung: „Ich bin eine Magd Christi," und mit seliger Freude in Blick und Haltung und Wort vernahm sie das ungerechte Urtheil, das sie zum Feuertode verdammte. „Ertragt alle Drangsal für den Glauben," sprach sie zu den Weibern, welche sie dicht umdrängten. „Klagt nie! beruft euch nie auf die Schwäche der weiblichen Natur, um zu weinen und zu jammern! Das Weib ist, wie der Mann, nach dem Bilde Gottes erschaffen; ist, wie der Mann, fähig der Tugend. Darum sind wir, gerade so wie die Männer, dem Herrn Festigkeit des Glaubens und Geduld und Standhaftigkeit in der Trübsal schuldig." Und gleich einer freudestrahlenden Braut bestieg sie den Scheiterhaufen, dessen Flammen ihren heiligen Leib nicht zerstörten, sondern nur ihre

Seele befreiten, welche zur Ruhe eilte in das himmlische Land.

Die heiligen Firmus und Rusticus.

Einen Gott mehr hätte sich der Polytheismus schon gefallen lassen. Er, der alle erdenkbaren Zustände, Eigenschaften, Verhältnisse, Dinge in den Schutz selbsterfundener Gottheiten stellte, würde nichts dawider gehabt haben, die Zahl der Tempel und Altäre durch die eines gekreuzigten Gottes vermehrt zu sehen. Aber daß dieser Gekreuzigte den wunderbaren Anspruch machte, der alleinige Gott zu sein, und daß die Christen stets ihren Glauben an den Einen Gott ganz besonders hervorhoben: dies regte den höchsten Zorn und Groll des Heidenthums auf.

Mitten in den gesegneten, städtereichen Fluren der Lombardei liegt das herrliche und anmuthige Mailand, damals Residenz eines der vier Imperatoren des Römerreiches. Der rohe, grausame Maximian Herculeus hatte dort seinen Sitz aufgeschlagen und die Christen hatten unsäglich viel von ihm zu leiden, besonders die Reichen; denn er war äußerst geldgierig. In der Stadt Bergamo lebte ein sehr geachteter Mann von adligem Geschlecht, von außerordentlich großem Vermögen und der dem Kaiser sehr wohl bekannt war. Er hieß Firmus. Mit Gebet und Liebeswerken verbrachte er seine Tage. Er war überaus streng gegen sich selbst, fastete beinahe täglich, lag während der halben Nacht dem Gebet ob und hatte seine Reichthümer, wie es schien, nur für die Armen, denen er tägliche Spenden zukommen ließ, und für die Verfolgten, die er auf seinen Landgütern beherbergte und versteckte. Von diesem edlen Mann sprachen die Angeber zum Kaiser Maximian Herculeus: „Mildester Imperator, Firmus ist ein Christ geworden; er lästert unsere Götter und nennt sie Dämonen.“ Sogleich sendete der Kaiser eine Rotte Kriegs-

leute nach Bergamo, um den Firmus gefangen zu nehmen. Er war aber nicht in der Stadt, sondern in seinem nahen Landhause. Da saß er gegen Abend im Garten, hatte alle die Seinigen um sich versammelt und las ihnen vor aus dem heiligen Evangelium des Matthäus 19, 29., wo es heißt: „Und wer immer sein Haus, oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater, oder Mutter, oder Kinder, oder Weib, oder Aecker um meines Namens willen verläßt, der wird Hundertfältiges dafür erhalten und das ewige Leben besitzen.“ Gerade bei dieser trostvollen Verheißung traten die Kriegsleute in den Garten, fielen mit tausend Schmähworten über ihn her, fesselten ihn hart und führten ihn nach Bergamo. Unterwegs begegnete ihnen Rusticus, ein ebenfalls sehr frommer Christ und angesehener reicher Mann, aus der Verwandtschaft des Firmus, der sich eben nach dessen Landhaus begeben wollte. Als Rusticus den Firmus mit Ketten um den Hals und um die Hände sah, brach er in Thränen aus und rief: „O ich möchte mit dir sterben!“ und er ging neben dem Gefangenen nach Bergamo zurück. „Betreibst du auch die Zauberkünste dieser Gottlosen?“ fragten ihn die Soldaten; „und warum weinest du?“— „Zaubereien, wie ihr saget, betreibe ich nicht,“ antwortete Rusticus; „aber ich bin ein Christ und wünschte gefesselt zu werden und zu leiden für Den, der für uns gelitten hat.“ — „Wer hat denn für uns gelitten?“ — „Unser Herr Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, dem wir dienen.“ — „Nun wir wollen sehen, ob euer Christus euch aus den Händen des Imperators befreien wird!“ Beide Bekenner wurden jetzt an einander gefesselt und mit Lasten beschwert. Da sagte Firmus freudig: „Bekräftige, o Gott, was Du in uns wirkest;“ und Rusticus: „Führe uns, Herr, auf Deinem Wege, auf daß wir in der Wahrheit wandeln;“ und Psalmen singend wandelten sie fröhlich dahin, kamen zur Nacht nach Bergamo und am anderen Tage nach Mailand. Dort ward dem Kaiser sogleich die Anzeige gemacht, daß statt eines Gefangenen zwei angekommen wären. Er ließ sie zum Richter Anolinus in Gewahrsam bringen und für sich

selbst zum nächsten Morgen in der großen Rennbahn einen Richterstuhl setzen, um in eigener Person die Schuldigen in Verhör zu nehmen.

Als nun das Volk von Mailand im großen Circus beisammen war, erschien Kaiser Maximian Herculeus in aller Pracht, nahm den erhöhten Sitz ein, ließ die Gefangenen vor sein Angesicht treten und fragte sie: „Wie viel Götter habt ihr?“ — „Wir haben nicht viele Götter,“ lautete die Antwort, „denn es ist nur Ein wahrer Gott, der Himmel und Erde, und Meer und Alles, was darin ist, erschaffen hat; Ihm allein dienen wir Christen.“ — „Ihr werdet euch aber zu mir bekehren,“ erwiederte der Imperator, „und dem Gott Saturnus und dem Gott Apollo opfern, um befreit zu sein von Martern und um ein adliges Leben zu führen, wie eure edlen Verwandten. Denn das schwöre ich euch bei den Göttern, bei meinem Heil und bei dem römischen Reich: ich werde euch allen Menschen zum warnenden Beispiel aufstellen, wenn ihr nicht opfern wollt.“ — „Thue, was du beschlossen hast, o Kaiser! wir beten nimmer die Götzenbilder an. Wir zittern auch nicht vor deinen Drohungen, denn sie sind irdisch und vergänglich wie dein Reich. Aber wir fürchten unseren Herrn und Heiland Jesus Christus, der im Himmel ist. Ihn beten wir an. Ihm wollen wir zum Lobopfer uns darbringen.“ Höchst entrüstet über diese Antwort ließ der Imperator sie entkleiden, ausstrecken und mit dreifachen Stricken zweimal geißeln. Während dem sprach er: „Opfert den Göttern, die der Imperator anbetet.“ Die Martyrer aber flehten in ihren Peinen: „Stehe uns bei, o Gott unser Heiland! um der Ehre Deines Namens willen befreie uns, Herr, auf daß die Heiden nicht sagen: Wo ist ihr Gott!“ Nachdem sie mit großem Gleichmuth die furchtbare Geißelung ertragen hatten, sagte der Kaiser: „Seht! was ihr von mir verlangen werdet, will ich euch geben und ihr sollt die Ersten in meinem Reich sein. Aber verlaßt euren Aberglauben und opfert den unsterblichen Göttern, wie das von Anbeginn geschehen ist.“ Die Martyrer erwiederten: „Wir verlangen keine Belohnungen.

Wir erbitten nur von unserem Herrn Jesus Christus Schutz und Stärke; und wüßtest du, o Imperator, wer Christus ist, so würdest du nicht so zu uns sprechen, sondern selbst an Ihn glauben. Denn die Götter, an welche du glaubst, sind Dämonen, und Alle, die ihnen opfern, werden mit ihnen in das ewige Feuer gehen." Mehr und mehr aufgebracht befahl der Kaiser, sie in den härtesten Kerker zu werfen und ihre Füße in den Folterstock zu sperren, so daß sie in qualvoller Stellung nur auf ihrem wund gegeißelten Rücken liegen konnten. Der Richter Anolinus schickte heimlich Boten zu ihnen und ließ ihnen sagen: „O ihr unsinnigen Menschen, gedenkt doch eurer Herkunft, eures Standes, und werft nicht im Eigensinn euer glückliches Leben fort. Denn ich sage euch bei den Göttern und bei dem Heil des Imperators: Qualen, denen ihr unterliegen müßt, werden euch treffen, wenn ihr nicht opfert." Die Martyrer erwiederten darauf den Boten: „Geht heim und sagt dem Anolinus, wir fürchteten eure kurzen irdischen Qualen nicht. Euch aber werden längere bereitet vom Herrn Jesus Christus am Tage des gerechten Gerichtes Gottes." Zornentbrannt bat Anolinus den Kaiser, daß die Martyrer ganz seiner Gewalt übergeben würden; er wolle sie gewiß dahin bringen, den unsterblichen Göttern zu opfern. Maximian ließ sie aus dem Kerker holen und fragte sie: „Wohlan! habt ihr euer Heil bedacht? Seid ihr gewillt, euer Leben zu retten?" — „Unser Heil und unser Leben ist Christus!" riefen die seligen Martyrer, „und von seinem Geist werden wir gestärkt." Da übergab der Kaiser sie dem Anolinus und sagte zu ihm: „Opfern sie meinen Göttern nicht, so tödte sie durch tausend Martern."

Anolinus war im Begriff, von Mailand in die Gegend von Venedig zu reisen. Da wollte er sie denn überall wie Verbrecher mitschleppen und behandeln, damit sie matt und müde würden und den Trotz fallen ließen. Firmus und Rusticus wurden zusammengefesselt und mußten zwei Tage, sie, die edlen angesehenen Männer! wie Troßbuben zu Fuß dem Anolinus folgen. Am dritten Tage übergab er sie seinen

Dienern mit dem Auftrage, sie an den Kriegsobersten Cangarius zu Verona auszuliefern, der ihnen weder Wasser noch Brod geben dürfe, bis er selbst, Anolinus, nach Verona komme. Der Befehl ward vollzogen; Cangarius setzte die beiden Martyrer in ein enges Kämmerlein seines Hauses, das ein Fenster in einen inneren Hof hatte, und reichte ihnen weder Speise noch Trank. Um Mitternacht wankte das Haus wie bei Erdbeben. Cangarius lief zum Fenster, welches dem der Gefangenen gegenüber lag, und hörte sie beten: „Wirke, o Herr, ein Zeichen zum Guten mit uns, auf daß Diejenigen, die uns hassen, sehend und zu Schanden werden.“ Und ein großes Licht strahlte aus dem Kämmerlein und ein reichbesetzter Tisch stand vor den Gefangenen. Cangarius aber sank vor Entsetzen und geblendet von dem Glanz wie todt zu Boden. Alle seine Leute liefen zusammen und wehklagten. Firmus trat mitten in das Getümmel hinein, rührte den Cangarius an und sprach: „Stehe auf und fürchte dich nicht.“ Nun erhob er sich und fragte sie, wie es denn eigentlich mit ihnen und ihrem Glauben stehe? Da erzählten sie ihm die Drangsale, welche die Christen für ihren Gott zu leiden hätten; und das ergriff den Cangarius so innig, daß er mit seinem ganzen Hause gläubig wurde.

Nach sechs Tagen zog der Richter Anolinus mit großem Pomp und Gefolge in Verona ein und ließ durch einen Herold das Volk auffordern, sich am anderen Tage bei dem peinlichen Verhör einzufinden, das er mit Firmus und Rusticus zu halten gedenke. Das Gerücht ihrer Gefangenschaft zu Verona hatte sich schon längst verbreitet, denn durch das Ansehen ihres berühmten Geschlechtes und durch ihre großen Reichthümer waren sie wohlbekannt in ganz Lombardien. Um so mehr freute sich das Heidenvolk auf das Schauspiel, welches Anolinus verhieß. Die Kunde erreichte auch den ehrwürdigen Greis Proculus, Bischof von Verona, der sich vor der Verfolgung in eine abgelegene Höhle des Monte Baldo zurückgezogen hatte, wo er Tag und Nacht dem Gebet oblag. Nun flehte er zum Herrn um die Gnade, mit diesen Bekennern zum

Marterthum sich vereinigen zu dürfen, zeigte dann seinen Gefährten an, er sei entschlossen, die Gefangenen zu besuchen, und eilte mit jugendlicher Kraft nach Verona und in das Haus des Cangarius. Da begrüßte er freudig die heiligen Bekenner, küßte sie und sprach: „Willkommen, Brüder! kräftigt euch in unserem Herrn Jesus Christus und nehmet mich zum Kampfgenossen an. Wir wollen einen Willen haben und einen Todeskampf bestehen, um würdig zu werden, in die Herrlichkeit des Herrn einzugehen und seinen Namen zu preisen.“ Sie antworteten: „Amen.“

Inzwischen kamen Abgesandte des Anolinus in das Haus des Cangarius, um Firmus und Rusticus zum Verhör zu holen, fanden daselbst auch den ehrwürdigen Proculus und sprachen: „Was will dieser Greis bei Männern, die verurtheilt werden sollen?“ Der selige Greis erwiederte: „Nicht verurtheilt, sondern gekrönt sollen sie werden von unserem Herrn Jesus Christus, und wollte Gott, daß ich es verdiente, mit ihnen vereinigt zu werden, denn auch ich bin ein Christ.“ Und mit der Bitte, ihn zu fesseln, reichte er ihnen seine Hände hin. Das geschah, und sie wurden nun in das Amphitheater vor Anolinus und eine große Volksmasse geführt. Als der Richter den unbekannten Greis Proculus sah, fragte er: wer das sei? und als man ihm Auskunft gegeben, sprach er höhnend: „Seht ihr denn nicht, daß er vor Alter kindisch geworden ist und Unsinn gesprochen hat? jagt ihn von hinnen.“ Da lösten die Schergen die Fesseln des seligen Bischofs, schmähten ihn, schlugen sein ehrwürdiges Antlitz und warfen ihn zur Stadt hinaus. Traurig kehrte der heilige Greis zu den Seinen in die Einsamkeit zurück und erzählte ihnen, was sich zugetragen und daß Gott sein Opfer nicht angenommen habe. Während dem sprach Anolinus zu Firmus und Rusticus: „Opfert nun den unsterblichen Göttern, dem Jupiter, Saturn, Apollo, der Juno und Allen, die wir verehren und vor welchen der Imperator das Haupt neigt.“ Die Martyrer aber sprachen: „O nein! nicht den Dämonen opfern wir, denn es steht geschrieben: Aehnlich sollen ihnen Alle werden, die solches thun und die auf

sie vertrauen.“ Da wurden sie entkleidet und auf glühenden Glasscherben hin und her gewälzt, die ihr Fleisch zugleich zerschneiden und verbrennen sollten, und die wie feurige Kohlen glühten. Während der Marter senkte sich ein Wölkchen von frischem Thau auf sie herab und unverwundet standen die beiden Diener Gottes auf, hoben die Hände zum Himmel empor und beteten: „Wir sagen Dir Dank, o Herr, daß Du Deinen heiligen Engel uns gesendet, uns mit dem Oel Deiner Barmherzigkeit gesalbt und uns den Peinen entrissen hast, welche Diener des Teufels an uns übten.“ Alles Volk war von Staunen ergriffen, ein Theil rief: „Wahrlich, groß ist der Gott der Christen!“ ein anderer Theil rief: „Hinweg mit den Missethätern, den Zauberern, damit sie nicht unsere Kinder wider die Götter verführen!“ — „Wir wollen sehen, ob eure Zauberkünste von Neuem siegen werden,“ sprach Anolinus, ließ ein gewaltiges Feuer anzünden und die Martyrer mitten in die Flamme werfen. Sie bezeichneten sich mit dem heiligen Kreuz Christi, die Flamme theilte sich nach allen vier Winden, ergriff und verbrannte die, welche das Feuer schürten, versengte aber kein Haar auf dem Haupte der Heiligen Gottes. Sie beteten: „Gepriesen sei der Herr, der Gott Israels, der sein Volk heimsuchte und erlösete.“ Das Volk aber schrie zu Anolinus: „Weshalb hast du diese Zauberer zu uns geführt? Nimm sie hinweg, denn es drohet Verderben unserer Stadt Verona!“ — Da befahl Anolinus, sie außerhalb der Stadt mit knotigen Stöcken halbtodt zu schlagen und dann am Ufer der Etsch zu enthaupten, was auch geschah. Und dann befahl er weiter, alle Acten der Christen ihm zu überbringen und vor seinen Augen sie zu verbrennen; denn er sagte: „Wer diese Acten lieset, geräth in Irrthum und verehrt die Grabstätten dieser Thoren mehr, als die Tempel der ewigen Götter.“ Mit solcher Sorgfalt suchten die heidnischen Obrigkeiten die Acten der Martyrer zu vertilgen, welche die Gläubigen mit ebenso großer Sorgfalt aufzubewahren sich bemühten, da beide Theile wohl wußten, wie kräftigend und hinreißend solche Beispiele wirken.

Der heilige Bonifacius.

Die Geschichte der Kirche ist immer die Geschichte der Erbarmungen Gottes und des Elendes des Menschen; und je dunkler dieses, um so heller jene.

Im Abendland ruhte die Verfolgung, im Morgenland nicht. Zu Tarsus, der Hauptstadt von Cilicien, wüthete Simplicius als ein ächter Stellvertreter der Kaiser Maximin Daja und Galerius. Rom war ruhig bei seinen Festen und Spielen. Es umschloß außerordentlich viel Christen und unter diesen auch gar Manche, die wohl äußerliche Werke der Liebe thaten, aber nicht die Kraft hatten, ein wahrhaft gottgefälliges Leben zu führen. Zu diesen gehörte Aglaë, die Tochter des Proconsuls Acacius, eine sehr schöne und sehr reiche Frau aus einem alten Senatorengeschlecht. Sie hatte früher als Ungläubige dreimal öffentliche Spiele auf ihre Kosten dem römischen Volk gegeben und ihre Besitzungen waren so ungeheuer groß, daß sie für deren Verwaltung drei und siebenzig Intendanten hielt und über diesen Allen den Bonifacius, der ihr ganzes Vermögen zu verwalten hatte. Er war ein junger Mann von manchen guten Eigenschaften, sehr mildthätig, gastfrei und freigebig. Begegnete er fremden Reisenden, so führte er sie in sein Haus, verpflegte sie und erwies ihnen tausend Dienste; und in späten Stunden ging er zu den Armen, suchte die Dürftigen auf und gab ihnen reichlich, was sie bedurften. Uebrigens aber war sein Leben ebenso wenig gottgefällig als das der Aglaë. So vergingen Jahre. Doch wenn sie auch Beide Gott vergaßen, Er vergaß ihrer nicht! Er klopfte an Aglaës Herz an und schickte ihr Gewissensunruhe. Da ließ sie eines Tages Bonifacius rufen und sprach zu ihm: „Wir leben in Sünden, Bonifaz, und denken nicht daran, daß wir dereinst vor Gott treten und ihm Rechenschaft ablegen müssen von allem Bösen, was wir verübt haben. Das ängstigt mich! Nun habe ich aber etwas Tröstliches gehört, nämlich: die Heiligen, welche für das Bekenntniß des

Namens Jesu Christi Marter und Tod gelitten und die Siegeskrone erlangt haben, würden an jenem schrecklichen Tage des Gerichtes unsere milden Fürsprecher, wenn wir sie recht ehrfurchtsvoll darum anflehten. Jetzt müssen ja die Diener Christi im Orient gegen den Satan kämpfen und ihre Leiber den Henkern dargeben, um Christus nicht zu verläugnen; also nimm, was du brauchst, Bonifaz, reise nach jenen Gegenden und bringe uns Reliquien zurück; bringe uns Leiber der heiligen Martyrer, damit wir sie anrufen und verehren, ihnen Kapellen erbauen und um ihre Fürbitte flehen." Der junge Mann nahm ein beträchtliches Reisegeld zu sich, sowohl um die Reliquien von den Heiden zu erkaufen, als um unterwegs die Dürftigen zu unterstützen. Ferner köstliche Salben und Spezereien, um die Reliquien würdig aufzubewahren. Mit einem Reisegeleit von zwölf Reitpferden und drei Tragsesseln hoffte er ganz bequem und stattlich zu seinem Ziel zu gelangen. Als er sich bei Aglaë verabschiedete, sagte er scherzend, aber doch schon ahnungsvoll: „Meine Herrin, ich werde mir Mühe geben, Reliquien zu kaufen und dir zu bringen; sollte aber statt dessen mein eigener Leib kommen, so nimm ihn auf als den eines Martyrers." Da Bonifaz sehr den Wein liebte, so entgegnete Aglaë: „O laß doch jetzt ab von Trunkenheit und thörichten Possen, und denke daran, daß du Reliquien der Heiligen mir bringen sollst! Der Herr der Welt, der zu unserem Heil Knechtsgestalt angenommen und sein Blut vergossen hat, sende seinen Engel vor dir her, leite deine Schritte nach seiner Gnade und erfülle das Verlangen meiner armen sündigen Seele. Ich erwarte dich bald zurück." Ganz erschüttert reiste Bonifaz ab und dachte, daß es allerdings nur in der Ordnung sei, wenn er, ein so unwürdiger Sünder, der die Leiber der heiligen Martyrer, diese Tempel des heiligen Geistes, berühren und tragen solle, sich durch Fasten und Abtödtung darauf vorbereite. Und er beschloß, unterwegs weder Fleisch zu essen, noch Wein zu trinken. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, hob er seine Augen gen Himmel auf und sagte: „Allmächtiger Gott, Vater

Deines eingeborenen Sohnes, stehe mir, deinem armseligen Diener, bei und leite den Weg auf dem ich wandele so, daß dein Name verherrlicht werde in Ewigkeit. Amen." Dies Gebet goß ihm eine ungewohnte Freudigkeit in's Herz, und getrost setzte er seinen Weg fort. Aber Gott sah, daß er begann als ein frommer Knecht über Wenigem getreu zu sein, und darum sollte er zur Freude seines Herrn eingehen.

Bonifacius legte die Reise nach Tarsus schnell und glücklich zurück. Gerade als er dort anlangte, saß der grausame Simplicius zu Gericht über standhafte Bekenner; darum sprach Bonifacius zu seiner Begleitung: „Geht, liebe Brüder, und sucht eine Herberge für uns Alle; sorgt dann für die Lastthiere, ruhet euch aus und wartet auf mich. Ich gehe Diejenigen aufzusuchen, nach denen mich so sehr verlangt." Und er begab sich nach dem Platze, wo die Christen, zwanzig an der Zahl, vor dem Richter und dem versammelten Volke furchtbare Martern ausstanden. Bonifacius sah einen Martyrer mit dem Kopfe abwärts über einem Feuer aufgehängt; einen an vier Pflöcke gefesselt und mit Kettengeißeln zerschlagen; einen, dem das Angesicht, und einen anderen, dem der Leib von Krallen zerfleischt war; dort lag einer mit abgehackten Händen und Füßen; und da einer, der mit einem Spieß durch den Hals an die Erde genagelt war; und hier wurde einer, dem Hände und Füße auf dem Rücken zusammengebunden waren, mit Ruthen zergeißelt. Alle Erfindungen der unmenschlichsten Grausamkeit waren auf dem Platze vereinigt; und war es entsetzlich, diese Martern zu sehen, so war es doch noch viel herrlicher zu sehen, wie die Martyrer sie ertrugen und im Namen Jesu den Satan überwanden. Bonifacius trat zu ihnen heran, küßte ihre Fesseln und ihre gepeinigten Glieder, und rief mit lauter Stimme, allem Volke hörbar: „Groß ist der Gott der Christen, der Gott der heiligen Martyrer! Ich beschwöre euch, ihr Diener Christi, betet für mich, damit ich als euer Kampfgenosse erfunden werde." Dann setzte er sich zu ihren Füßen nieder, küßte mit Thränen ihre Ketten und Bande, und sagte tröstend: „Kämpfet mu-

thig, ihr Helden Christi! Harret nur noch ein wenig aus, ihr heiligen Athleten, und der Teufel ist zermalmt! Die Arbeit ist schwer, aber die Ruhe süß; die Marter erschrecklich, aber der Lohn unaussprechlich. Die Knechte des Satans quälen euren Leib auf Erden, aber im Himmel werden die Engel ihm dienen."

Simplicius sah zornig auf diesen verwegenen Jüngling herab, der sich so furchtlos zu den Martyrern gesellte und so unerschrocken zu ihnen sprach. „Wer ist dieser Mensch," fragte er seine Umgebung, „der sich mir zum Hohn und den Göttern zur Schmach so benimmt?" Da Niemand den Bonifacius kannte, wurde er vor Simplicius geführt, und dieser fragte: „Sprich, wer bist du? und warum verachtest du mein gerechtes Urtheil?" — „Ich bin ein Christ," sagte Bonifacius, „und da Jesus Christus mein Gott und Herr ist, so verachte ich durch seine Gnade dein Gericht und Urtheil. Uebrigens heiße ich mit meinem gewöhnlichen Namen Bonifacius." — „Gut!" sagte Simplicius, höchst aufgebracht durch diese große Gelassenheit; „ich werde dich gleich foltern lassen, aber zuvor fordere ich dich auf, den Göttern zu opfern." — „Ich bin ein Christ und opfere nicht dem Teufel und den abscheulichen Götzen. Spare deine Worte, gehe an's Werk: sieh', hier lege ich meinen Leib vor dir nieder." Simplicius war außer sich vor Zorn und ließ ihn foltern. Die Wunden waren so gräßlich, daß man seine Eingeweide und seine Gebeine sah. Nach einer Stunde sprach Simplicius: „Wirst du jetzt opfern, du Elender!" — „Schämst du dich nicht, o du Elender, einen Befehl zu wiederholen, dem ich nicht gehorchen will!" rief Bonifacius. Jetzt wurden ihm scharfe Rohrsplitter unter die Nägel der Finger eingebohrt, eine ganz unerträgliche Pein. Der Martyrer blickte lächelnd zum Himmel auf und ertrug den Schmerz ohne zu zucken. Als ihm geschmolzenes Blei in den Mund gegossen werden sollte, betete Bonifacius: „Ich preise dich, Herr Jesus Christus, Sohn Gottes! stehe bei deinem Diener, laß nicht zu, daß ich besiegt werde von diesen Heiden, denn du weißt ja, daß ich um deines Namens willen

dies Alles leide." Dann rief er den übrigen Martyrern zu: „Ich beschwöre euch, ihr Diener Christi, betet für mich, euren unwürdigen Knecht!" Und sie antworteten ihm: „Unser Herr Jesus Christus sende dir seinen Engel! Er erlöse dich von diesem unbarmherzigen Richter! Er lasse dich schnell deinen Lauf vollenden! Er schreibe deinen Namen auf zwischen den Erstgeborenen. Amen." Dieser Zuruf der sterbenden heiligen Martyrer an den gefolterten Jüngling klang so erhaben und so erschütternd, daß unter dem Volke ein lautes Weinen anhub, Wehklage und Geschrei: „Groß ist der Gott der Christen und der heiligen Martyrer! O Christus, Sohn Gottes, errette uns! Wir wollen Alle an dich glauben und zu dir fliehen und die Götzen zu Grunde richten." Und von einer unerklärlichen Gewalt ergriffen stand das Volk auf, rannte zum Opferaltar, stürzte ihn zu Boden und warf mit Steinen nach Simplicius. Bestürzt über diesen Aufstand ließ er die Martyrer in Haft bringen und zog sich schleunig zurück.

Am anderen Morgen setzte sich Simplicius in aller Frühe wieder zu Gericht, ließ Bonifacius rufen und sprach zu ihm: „O du Unsinniger! wie kannst du nur deine Hoffnung auf einen Menschen setzen, der wegen seiner Nichtswürdigkeit gekreuzigt worden ist?" — „O schweige," rief Bonifacius ihm zu, „schweige, du Schlange; öffne nicht deinen Mund, um den Namen meines Herrn Jesu zu nennen, der ja nur die Schmach des Todes am Kreuze gelitten hat, weil Er das ganze Menschengeschlecht selig machen wollte." Nun wurde Pech in einem großen Kessel siedend gemacht, um Bonifacius hinein zu stürzen. Der selige Martyrer machte das Kreuzzeichen über sich, bevor er in die feurige brodelnde Masse getaucht wurde, und blieb unverletzt; allein Manche von Denen, die das Feuer schürten, verbrannten sich. Jetzt erschrack sogar Simplicius vor diesen Zeichen einer übernatürlichen Kraft, sagte ganz kurz: „Wer dem Befehl des Kaisers nicht Folge leistet, ist nach dem Gesetz mit dem Tode zu bestrafen," und verhängte die Hinrichtung durch das Schwert über den seligen Jüngling. Dieser hörte mit Freuden sein Urtheil an,

bat den Scharfrichter um eine kurze Frist, wendete sich dem Aufgange der Sonne zu und betete: „Allmächtiger Gott! Vater unseres Herrn Jesu Christi! komm' zu Hülfe deinem armen Knechte! sende mir deinen Engel, damit der giftige Drache mir nicht schade, und nimm meine Seele in deinen Frieden und in der Vereinigung mit all' deinen heiligen Martyrern in die Ruhe auf. O Herr, rette dein Volk von den Drangsalen der Gottlosen! Preis und Ehre dir, in Ewigkeit." Kaum hatte er den Todesstreich empfangen, so ward die Stadt Tarsus von einem heftigen Erdbeben erschüttert. Die Heiden riefen: „Groß ist der Gott der Christen!" und Viele bekehrten sich zum Herrn.

Das Gefolge des seligen Bonifacius hatte sich am vergangenen Tage nicht weiter um ihn bekümmert, sondern gemeint, er ginge seinem Vergnügen nach. Allmälig wurden sie doch über sein langes Ausbleiben beunruhigt und fingen an, ihn in der fremden Stadt zu suchen; fanden ihn aber nicht. Da wurden sie unmuthig und sprachen untereinander: „Wir sorgen um ihn und er ergötzt sich gewiß beim Wein und in der Trunkenheit." Eben ging ein Mann vorüber, welcher der Bruder eines Gerichtsbeamten war. Sie fragten ihn, wie sie schon so Viele gefragt hatten: „Hast du nicht einen Fremdling, einen Römer irgendwo gesehen?" — „Gestern ist ein Fremdling für Christus gemartert und heute früh enthauptet worden," lautete die Antwort. „Und wo das?" — „Auf dem Richtplatze! Aber sagt mir, wie der ungefähr aussieht, den ihr sucht?" — „Ein kräftiger junger Mann von mittlerer Größe und blondem Haar mit einem Scharlachmantel."

„Richtig! der ist's! er hat als Martyrer geendet." Sie sagten höchst ungläubig: „Der Mann, den wir suchen, ist gewiß eher bei einem Lustgelage, als zwischen den Martyrern zu finden." — „Kommt auf den Richtplatz und überzeugt euch selbst." Sie folgten dem Mann nach der Arena, und er zeigte ihnen den Leib des heiligen Bonifacius. Sie zweifelten noch immer und wollten gern dessen Haupt sehen.

Es mußte gesucht werden zwischen anderen Leichnamen. Endlich fand man es, und als die Diener es erblickten, war es ihnen als lächle der blasse Mund überirdisch freundlich sie an. Sie brachen in Thränen aus und wehklagten bitterlich: „O du Diener Christi, rechne uns das nicht als Sünde zu, was wir von dir gesagt haben.“ Dann mußten sie dem Mann fünfhundert Goldstücke für die theure Leiche zahlen, nahmen sie mit Ehrfurcht, salbten sie mit Balsam und kostbaren wohlriechenden Essenzen, hüllten sie in die feinste Leinwand, legten sie in eine der Sänften und traten den Rückweg an, indem sie Gott den Herrn für diesen so seligen Tod benedeiten.

Inzwischen erschien ein Engel Gottes der Aglaë und sprach zu ihr: „Er, der einst dein Diener war, ist jetzt unser Bruder; nimm ihn also auf als deinen Herrn und bestatte ihn. Durch seine Fürbitte werden dir alle deine Sünden nachgelassen werden.“ Aglaë versammelte sogleich Priester und andere fromme Männer, nahm Weihrauch und Kerzen mit, und zog unter Gebet und heiligem Hymnengesang ehrfurchtsvoll Demjenigen entgegen, dessen scherzhafte Aeußerung in so wunderbarer Weise zur Wahrheit geworden war. Außerhalb Roms, an der Via latina, bestattete sie ihn und ließ ein Oratorium ihm erbauen, das seines glorreichen Todes würdig war. Sie selbst entsagte der Welt und ihrer Pracht, gab allen ihren Sklaven, Männern und Frauen, jungen und alten, die Freiheit, vertheilte ihr ungeheures Vermögen an die Armen, und begann ein äußerst armseliges und zurückgezogenes Leben zu führen. Niemand war bei ihr, als einige freigelassene Dienerinnen, die auch Allem entsagten, um sich nicht von ihrer geliebten Herrin zu trennen. Dreizehn Jahre lebte die selige Aglaë wie die Büßer und dann starb sie wie die Heiligen. Neben dem Martyrer St. Bonifacius wurde sie zur Ruhe bestattet.

Der heilige Arcadius.

Das Verlangen der Heiden, die Gläubigen durch langsame Marter zum Abfall hinzudrängen, machte sie gräßlich erfindungsreich und bot dem standhaften Martyrer eine zehnfache Krone. Der heilige Arcadius feierte einen solchen Triumph über die Widersacher seines Heiles und Christi Reich. Es war zu Cäsarea in Mauritanien, wo dieser erlauchte Mann, gleich edel durch seine Herkunft, wie durch seine Tugend, ein heiliges Leben führte. Als der grimmige Satan eine wilde Verfolgung gegen die Heerde Christi anhub, da wurde jedes christliche Haus der Schauplatz heidnischer Missethat, denn rücksichtslos tobte das Volk einher, drang bei den Christen ein und schleppte jeden Einzelnen unter den gröbsten Mißhandlungen zur Feier des Götzendienstes fort. Bald sollten sie mit Blumen und Kränzen geschmückte Opferthiere zum Altar führen, bald duftenden Weihrauch anzünden und streuen, bald bacchantische Gesänge singen, bald Opferfleisch — Idolothyt — verzehren, damit durch Darbringung oder Beiwohnung solcher sündlicher Opfer der heilige Glaube und die Gnade aus ihrem Gemüth vertrieben würden. Um diesem Unheil zu entgehen, verließ Arcadius die Stadt mit Hab' und Gut und flüchtete sich nach einer verborgenen Stätte, wo er in großer Armuth und Bedürftigkeit, mit Gebet und Thränen, mit Nachtwachen und vielen Strengheiten seinem Herrn eifrig diente. Volk und Obrigkeit bemerkten aber bald, daß Arcadius noch nicht bei dem Opfer erschienen sei und eine wüthende Schaar drang in sein Haus, fand ihn aber nicht. Statt seiner ergriff man seinen Vetter, der eben zufällig in das Haus gekommen war, und riß ihn zum grausamen Richter der Provinz hin. Dieser befahl, den Jüngling so lange in enger Haft zu halten, bis er den Ort verriethe, wohin Arcadius sich geflüchtet habe. Die Verbindung zwischen den Flüchtlingen und Denen, welche nicht fliehen konnten oder wollten, war aber nie so ganz abgerissen, daß

keine Kunde hinüber und herüber gekommen wäre. Die brüderliche Liebe erweckte immer Einzelne, welche Mittel und Wege fanden, um die Verbindung zwischen draußen und drinnen nicht ganz abreißen zu lassen. Und so erfuhr denn Arcadius die Kerkerhaft seines Vetters. Da klopfte ihm das Herz hochauf vor Freude, denn er glühte ja längst aus Sehnsucht nach dem Martertum und hatte sich nur aus Demuth nicht getraut, es stehenden Fußes zu erwarten, weil er sich nicht für ein gottgefälliges Opfer hielt. Jetzt aber durfte er seinen Verwandten nicht seinetwegen in der Trübsal lassen und somit war der glückselige Augenblick gekommen, da er das Bekenntniß Christi nicht länger zu verschieben brauchte. Er verließ also seinen Zufluchtsort, stellte sich dem Richter und sprach: „Gib den Schuldlosen frei, den du meinetwegen in Bande schlugest. Ich bin gekommen, um dir die Dinge zu sagen, die er dir nicht von mir sagen konnte, sowie auch, um dir Rede zu stehen auf alle deine Fragen.“ Der Statthalter erwiederte sehr erfreut: „Ich verzeihe dir gern deine Flucht und daß du so spät erscheinst, wenn du kommst, um zu opfern.“ — „Was fällt dir ein!“ rief Arcadius. „Glaubst du, die Furcht, dies armselige Leben zu verlieren, könne mich dazu bewegen? Ich weiß, was geschrieben steht: Mein Leben ist Christus und der Tod ist mein Gewinn. Nein! ersinne nur Martern, die alle Martern übertreffen: du vermagst nicht mich vom wahren Gott zu trennen.“

Und der Statthalter begann wirklich eine Marter zu ersinnen, die noch an keinem Verbrecher war geübt worden und durch die er wähnte, Gott in einem gläubigen Gemüth zu überwinden. Er theilte den Schergen seine Befehle mit und übergab ihnen dann den Martyrer. Sie führten ihn zur Leidensstätte, zu diesem Orte, der den Liebhabern des ewigen Lebens so lieblich und so ersehnt war. Dort betete Arcadius, richtete seine Augen auf den Himmel, seine Seele auf Gott und erwartete den Todesstreich. Statt dessen befahlen ihm die Henker, die rechte Hand auszustrecken, und nun begannen sie, jedes Gelenk eines Fingers, dann die Finger und endlich

die Hand aus ihren Fügungen zu schneiden und auszulösen. Nach der rechten Hand kam die linke an die Reihe. Als beide gliedweise zerschnitten waren, betete Arcadius: „Deine Hände, Herr, haben mich gemacht und gestaltet; gib mir Einsicht!" Dann wurden die Vorarme aus den Elnbogen und die Oberarme aus den Achseln gelöset. Arcadius verharrte im Lobe Gottes und pries Christus als den wahren Herrn und den Sieger. Nachdem er so gräßlich und unter namenlosen Peinen verstümmelt war, legte man ihn auf den Rücken, um das unmenschliche Werk an den Füßen fortzusetzen. Da pries der selige Martyrer die Gnade Gottes, weil er nun bei seiner Marter in den Himmel blicken könne, von wannen ihm Hülfe komme; und fröhlich reichte er seine Füße den Henkern dar, die nun fortfuhren, mit der größten Langsamkeit Glied um Glied bis zu den Hüften hinauf abzulösen. Die Umstehenden, auch die Heiden, zerflossen in Thränen über die himmlische Tugend, die eine so große Geduld bewirkte. Endlich war nichts mehr übrig, als Haupt und Rumpf des Martyrers, schwimmend in Strömen von Blut. Aber sein Geist war unbesiegt. Er betrachtete die abgelösten Glieder seines Körpers, die auf dem Boden umherlagen, als seine eigene Leiche und er schickte sie gleichsam voran in den Himmel und sprach: „O ihr glückseligen Glieder, die ihr gewürdigt seid, eurem Gott zu dienen, nie habe ich euch so sehr geliebt als jetzt, da ihr von mir getrennt seid. Auf eine kurze Zeit sind wir getrennt, um unserem König in die Glorie entgegen zu gehen, und dort werdet ihr mir als unsterbliche Glieder zurückgegeben. Ihr seid jetzt Glieder Christi und auch ich fühle, daß ich Christo angehöre und das habe ich immer über Alles gewünscht. Ihr aber, ihr Männer, die ihr diesem Schauspiel beiwohnt, glaubet mir: leicht ist dies Leiden zu tragen, wenn man der künftigen Unsterblichkeit gedenkt. Verlasset eure eitlen Götter, die euch nicht helfen können! Erkennet meinen Gott, der mich stärkt, für welchen zu leiden Wonne ist; für welchen zu sterben leben heißt; dessen Liebe nie erkaltet, dessen Herrlichkeit nie abnimmt; zu dem ich nach

so geringer kurzer Qual hingehe, um unzertrennlich und ewig bei Ihm zu leben." Und mit diesen Worten gab er ohne Kampf und Angst seine glorreiche Seele zurück in die Hände Jesu Christi, der seinen Martyrern die Kraft verleiht, alles Leid zu überwinden.

Der heilige Lucian.

Ein Priester der Kirche von Antiochien, gleich ausgezeichnet durch Gottesfurcht und Gelehrsamkeit, sehr berühmt durch seine Kenntniß der heiligen Schriften und sehr verehrt wegen seines hohen ascetischen Lebens, war Lucian. Er veranstaltete eine berühmte Ausgabe der heiligen Schrift. Die erste war die egyptische durch Hesychius. Die zweite die palästinische durch Pamphilius. Die dritte war die von Antiochien durch Lucian. Aber die uralte Schlange wagt sich mit ihren Vorspiegelungen ebenso frech an große Asceten und heilige Martyrer, wie an unwissende und unbedeutende Leute, und es ist gewiß ein recht merkwürdiges Beispiel von der Hinfälligkeit des menschlichen Geistes, daß dieser Mann eine Zeit lang durch die Erzketzerei der Arianer verblendet und nicht ganz fest im christlichen Glauben war. Möge er indessen auch eine Weile nicht richtig gedacht haben, so kam er doch zur guten Stunde, nämlich zur Stunde der Gefahr und der Verfolgung, zum reinen Licht zurück. Wegen des Einflusses, den er durch Predigten, Reden und Belehrung hatte, schien er den Feinden des Christenthums ein besonders gefährlicher Mann und Maximin Daja, der Imperator, ließ ihn deshalb von Antiochien fort- und nach Nicomedien hinführen, wo er selbst sich damals aufhielt. Aber uneingeschüchtert durch die Gegenwart des Kaisers hielt Lucian, als er zur Verantwortung seiner Opferweigerung gezogen ward, eine so feurige und hinreißende Schutzrede des himmlischen Reiches Christi, daß eine ungeheure Erregung unter dem zuhörenden Volke entstand, so daß der Kaiser fürchtete, es werde eine massenweise Bekehrung

zum Christenthum stattfinden oder ein Aufstand ausbrechen und ließ deshalb den Lucian schleunigst in den Kerker schleppen. Da Lucian seinen Glauben nun nicht mehr durch Worte darlegen durfte, so vertheidigte er ihn durch die That. Dem boshaften Imperator lag der Abfall der christlichen Priester besonders am Herzen, darum ging er mehr darauf aus, den Lucian durch langsame und entsetzliche Agonie zu überwinden, als ihn zu tödten. Der Hunger sollte seine Folter werden und ihn mürbe machen. Aber Lucian ertrug die bitteren unaussprechlichen Qualen des Hungers mit standhaftem Muth. Als er dem Verscheiden nahe war, pflegte man seiner so weit, daß er wieder zu Kräften kam; doch nicht aus Mitleid, sondern aus verschärfter Bosheit, um ihn zu neuem Leiden aufzubewahren. Aber keine Drohung schüchterte ihn ein, kein Marterwerkzeug schreckte ihn. Man zeigte ihm ein Rad mit Messern und Stacheln, einen Scheiterhaufen, ein Grab, das ihn lebendig aufnehmen sollte: er war zu Allem bereit. Da sann der Tyrann auf eine unerträglich scharfe und langsame Qual, und Lucian wurde in seinen einsamen Kerker zurückgebracht. Man kündigte ihm an, er müsse des Hungertodes sterben für seinen frevelhaften Starrsinn. Während man ihm nicht ein Krümchen Brod, nicht einen Tropfen Wasser gab, trug man täglich einen Tisch mit den köstlichsten Speisen, die aber sämmtlich den Götzen geopfert waren, in sein Gefängniß und erlaubte ihm hiervon zu essen, wenn er sein Leben um diesen Preis retten wolle. Allein diese unerhörte Versuchung war nicht im Stande, die Kraft seines Gemüthes zu brechen. Während die gewaltige Stimme des Hungers der Sinnlichkeit befahl, die vorgesetzten Götzenspeisen zu kosten, hielt die Furcht Gottes seine Hand zurück und bewirkte, daß er seine Natur überwand; und während sein Auge gereizt wurde durch den lockenden Anblick der entweihten Speisen, dachte er an das Brod des Lebens und an die Früchte des Geistes, die in der Ewigkeit seine Nahrung sein sollten, und ward von so heiligem Verlangen entflammt, daß dies Feuer die sinnliche Begierlichkeit auslöschte und ihm endlich einen solchen Wider-

willen gegen die Speisen einflößte, daß der Abscheu vor ihnen größer war als sein Hunger.

Die Peiniger erkannten endlich, bei dem Streiter Gottes sei nichts auszurichten und führten ihn zu einem abermaligen Verhör mit Folterung. Aber kein Schmerz, keine Wunde, keine Frage entlockte ihm eine andere Antwort als die: „Ich bin ein Christ." Er besaß zwar große Kenntnisse und Rednergaben, allein er wußte auch, daß es bei dem Kampf des Glaubens nicht auf die Waffen fließender Beredsamkeit, sondern starkmüthiger Liebe ankomme, und deshalb sagte er: „Ein Wort genügt, um alle Schaaren des Teufels in die Flucht zu schlagen." Fragte man ihn: „Wo bist du zu Hause?" so antwortete er: „Ich bin ein Christ" und wollte damit sagen, der Christ habe auf Erden keine bleibende Stätte, sondern seine Stadt sei das Jerusalem, das droben ist, und frei ist und unsere Mutter ist, wie der heilige Apostel Paulus den Galatern schreibt. Und fragte man ihn nach seiner Familie? so entgegnete er: „Ich bin ein Christ;" denn alle Heiligen und Seligen sind die Familie des Christen, wie geschrieben steht: „Wir sind Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes." Und fragte man ihn nach seinen Geschäften? so erwiederte Lucian: „Ich bin ein Christ;" weil das Hauptgeschäft des Christen seine Heiligung, und seine wichtigste Angelegenheit ein himmlischer Wandel ist; wie der Apostel Paulus den Philippern schreibt: „Unser Wandel ist im Himmel."

Endlich ermüdete Lucians Standhaftigkeit im Leiden und im Bekenntniß die Grausamkeit der Tyrannen und der Tod durch das Schwert brachte seiner gebenedeiten Seele die Krone der Martyrer.

Der heilige Barlaam.

In dieser blutigen Schlacht des Glaubens stritten die verschiedensten Kämpfer, Hohe und Geringe, Alte und Junge,

Gelehrte und Einfältige, mit demselben Sinn und derselben Kraft: neben dem durch Wissenschaft und Geistesbildung ausgezeichneten und berühmten Lucian ein unbekannter, ungebildeter, unwissender Mann, Barlaam. Man weiß eigentlich nichts von ihm, als seinen Namen und seinen Triumph; denn auch er blickte nicht auf die Gefahren der Zeit, sondern auf die Belohnungen der Ewigkeit; nicht auf die Schergen, die ihn folterten, sondern auf die Engel, die ihm freundlich zuwinkten. Es war zu Cäsarea in Cappadocien. Leicht wurde Barlaam gefangen, denn er dachte in seiner Unscheinbarkeit nicht an Versteck oder Flucht. Der Richter, dem er vorgestellt wurde, verlachte ihn sehr wegen seiner ländlichen und ungebildeten Sprache und seiner unbeholfenen Zunge; doch bald staunte und ergrimmte er über die unbegreifliche Freudigkeit, mit welcher Barlaam sich zergeißeln und zerkrallen ließ, den erbosten Henkern in's Gesicht lachte und die Qualen unter die Füße trat, als ob sie ihn gar nicht beträfen. Er benahm sich, wie wenn die Hand der Schergen von weichem Sammt und die Folterbank ein bequemes Bett sei; und als er, aus tausend Wunden blutend, in den Kerker geführt wurde, wandelte er so fröhlich dahin, als ginge er bei einem Festzuge über lauter Rosen; denn er gehörte zu Jenen, von denen die Apostelgeschichte erzählt, daß sie mit Freuden aus dem hohen Rath der Juden gegangen, weil sie gewürdigt worden wären, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden.

Wie war nun dieser unbeugsame Sinn zu brechen? darauf sann und sann der Feind. Endlich hoffte man das Mittel gefunden zu haben. Auf dem Altar der Götzen ward dem Gebrauch gemäß ein Feuer angezündet und Barlaam herbeigeführt. Man befahl ihm, die Rechte über dem Feuer auszustrecken: er that es bereitwillig. Und nun behandelten die Schergen seine Hand, als sei sie selbst ein Altar von Erz, und legten brennenden Weihrauch auf ihre innere Fläche. Dabei sprachen sie: „Konnten wir seinen Sinn nicht bewegen, so soll jetzt das Feuer seine Rechte bewegen;“ denn sie hoff-

ten, Barlaam werde ganz nothwendig den brennenden Weihrauch in die Flamme auf dem Altar werfen und dadurch scheinbar den Göttern opfern. Aber sie irrten sich. Die Flamme leckte von unten an seine Hand; der Weihrauch brannte sich tief und tiefer in die innere Fläche ein; aber Barlaam stand ruhig wie eine Bildsäule und gab durch keine Bewegung und durch keine Miene irgend einen Schmerz zu erkennen. Als der Weihrauch sich durch die Hand durchgebrannt hatte, da brach er in die Worte des Psalmes 143. aus: „Gepriesen sei der Herr mein Gott, der meine Hände lehret den Kampf und meine Finger den Krieg;" und als an dem immer ausgestreckten Arm endlich die ganze Hand verbrannt war, rief er zu Gott empor: „Du faßtest mich bei der rechten Hand, und führtest mich nach Deinem Willen und nahmest mich auf mit Ehren." Und nicht lange brauchte Barlaam dieser Aufnahme zu harren! Der Tod durch das Schwert erwartete ihn, wie so viele tausend Martyrer.

Die heiligen vierzig Martyrer.

Aus Abneigung gegen den Kaiser Constantin, der die Christen beschützte und begünstigte, hegte dessen Schwager Licinius, Kaiser im Morgenlande, einen bitteren Groll gegen sie. Oeffentlich wagte er freilich nicht, sie zu verfolgen und seinen Worten nach ließ er sie in Ruhe; aber heimlich verhängte er schwere Drangsale über sie, so daß die Verfolgung der That nach nicht zu läugnen war. Durch ein Edict, welches verbot, daß den Gefangenen im Kerker von ihren Freunden und Verwandten Speise und Trank gereicht werde, kamen viele Christen elend um, denn die Gefängnißwärter gaben ihnen so wenig Nahrung, daß der Hunger sie tödtete. Aber vorzugsweise drangsalte Licinius die Bischöfe und Priester, als Hirten der Heerde Christi und weil Constantin sie hoch ehrte; und nach ihnen die Kriegsleute des Heeres, obschon sie die besten Soldaten waren. Vielleicht gerade darum wollte er

nicht leiden, daß sie seinen Götzendienst verschmäheten. Genug, es erging ein Edict für sein Heer des Inhaltes: wer den Götzen nicht opfere, solle des Dienstes und der kriegerischen Würden und Ehren entsetzt werden. Die Statthalter der Provinzen, wohl wissend, daß sie sich dadurch bei ihm beliebt machten, verschärften dann noch die Strafen, je nachdem sie selbst mehr oder minder ungerecht und gewaltthätig waren. Nach der Stadt Sebaste in Armenien verlegt die Tradition das Martertbum des heiligen Bischofs Blasius und der sieben Frauen und zwei Knaben, welche bei seinem Leiden gegenwärtig waren, um sein Blut aufzufangen, zu der Zeit, als Agricolaus daselbst Statthalter war. Dieser hatte dann auch das Edict bekannt zu machen, Niemand im Heer dürfe bei Verlust seiner Ehre zum Glauben der Christen sich bekennen. Als er das Schreiben des Imperators Licinius veröffentlichte und Gehorsam verlangte, war sein Schreck und Erstaunen nicht gering, als vierzig Kriegsmänner aus den Reihen hervortraten und sich als Christen angaben; denn diese Vierzig waren sämmtlich in der Blüthe der Jahre, ausgezeichnet durch Kraft und Schönheit des Körpers, durch einen Lebenswandel von seltener Tugend; waren edle Vorbilder ihrer Waffengefährten, der Vorgesetzten wie der Untergebenen, und durch Erfahrung im Kriegswesen, wie durch persönliche Tapferkeit von den Imperatoren vorgezogen, befördert und in großen Ehren gehalten. Und diese vierzig Männer aus den verschiedensten Ländern, von der verschiedensten Abstammung wurden jetzt durch willige Aufnahme des heiligen Geistes zu einer Schaar von Brüdern nach der Ordnung der Gnade, standen auf wie Ein Mann und sprachen: „Sieh, ich bin ein Christ." Der Statthalter sagte ganz betroffen: „Ihr Jünglinge, vertauschet doch nicht euer herrliches Leben mit einem frühzeitigen Tode. Es ist ja ganz widersinnig, daß Krieger und Helden, wie ihr, gleich Verbrechern umkommen sollten." Dann versprach er ihnen Ehrenstellen, Würden, Reichthümer, denen er dann auch Drohungen gegenüberstellte. Die vierzig Martyrer blieben für diese so unempfindlich wie für jene und lehnten mit gro-

ßer Ruhe seine Anerbietungen ab. „Ich nehme keine Ehre an, aus welcher mir Schmach erwächst.“ — „Ich verschmähe Gaben, die mir Verderben bringen.“ — „Gib mir Gold, das immer währt und Ehre, die ewig blüht.“ — „Du willst mich zu einem vertrauten Freund des Kaisers machen und suchest dem wahren König mich zu entfremden?“ — „Was verheißest du uns Kleinigkeiten dieser Welt, die du groß nennest, da wir die ganze Welt verschmähen.“ — „Wähnest du, du könntest uns so viel geben, als du bemüht bist, uns zu entreißen?“ — „Alles, was das Auge sieht, kommt der Hoffnung nicht gleich, die wir im Herzen tragen. Denn die schöne, wunderreiche Erde hat nichts, was mit den Wonnen der Gerechten im ewigen Leben verglichen werden könnte, weil sie unvergänglich sind.“ — „Nur um eine Herrlichkeit bin ich besorgt, und die ist im Himmel; und nur um eine Pein und die ist in der Hölle.“ — „Weil euch gewaltthätigen Richtern Macht über den Körper gegeben ward, maßet ihr euch auch Macht über die Seelen an und betrachtet es als eine Beschimpfung, wenn wir euch nicht unserem Gott vorziehen.“ — „Es stehen Männer hier, die keine Furcht kennen und die sich nicht leicht erschüttern lassen, weil sie kein Verlangen nach dem Leben dieser Zeit tragen.“ — „Wir sind bereit, um des Glaubens und der Liebe Gottes willen uns auf jede Weise peinigen und tödten zu lassen.“ — Mit dieser kühnen Freiheit sprachen die Helden Christi zum Statthalter Agricolaus, der, zur Wuth gereizt, zuerst ihnen den Mund mit Steinen zerschlagen ließ und dann bei sich selbst überlegte, wie er ihnen den Tod am bittersten machen könne. Es war eben eine entsetzliche Winterkälte; starrer Frost lag auf der ganzen Natur, dickes Eis auf Flüssen und Seen; ein schneidender Nordsturm fegte brausend über die schneebedeckten asiatischen Steppen, über den rauhen Kaukasus und das schwarze Meer daher. Der Statthalter wartete eine bitterkalte Nacht ab und befahl dann den vierzig Martyrern, auf einem zugefrorenen See vor den Mauern von Sebaste unter freiem Himmel und jeder Kleidung beraubt zu übernachten. Im Wachthause am Ufer

ließ er ein laues Bad und Erquickungen aller Art für Diejenigen in Bereitschaft halten, welche sich nicht standhaft erweisen würden.

Froh und kühn, wie zum Siege, eilten die vierzig Helden zur Todesmarter und ermunterten sich untereinander, die Beute der ewigen Glorie zu erringen. „Ausgezogen haben wir nicht das Gewand, sondern den alten Menschen, der durch irdische Begierden verderbt war." — „Wir danken Dir, o Herr, daß Du uns vergönnest, mit dem Kleide zugleich die Sünde von uns zu thun! Der Schlange wegen zogen wir es an, Christi wegen legten wir es ab." — „Um des Paradieses willen, dessen wir beraubt waren, berauben wir uns des Gewandes." — „Auch unser Herr ward entblößt! Was ist es Großes, wenn der Knecht leidet, was der Herr gelitten hat? Ja, wir selbst haben den Herrn entblößt; denn dies war das Verbrechen der Soldaten: sie haben ihm die Kleider ausgezogen! Jetzt tilgen wir unsere Schuld durch uns selbst." — „Rauh ist die Winternacht, aber lieblich das Paradies; die kalte Finsterniß vertauschen wir mit dem ewigen glückseligen Licht." — „Der Fuß erstarrt: dafür wird er wandeln in den Chören der Engel; die Hand stirbt ab: dafür wird sie unablässig anbetend zu Gott sich erheben." — „Wie viele Waffengenossen fielen in Schlachten aus Treue gegen einen sterblichen König; und wir sollten unser Leben nicht hinopfern aus Treue gegen den wahren Gott?" — „Da wir doch einmal sterben müssen, so wollen wir denn sterben, um zu leben." — Mit diesen und ähnlichen Reden ermahnten sie sich gegenseitig, um mit tapferer, heilig kriegerischer Gesinnung die Nachtwache zu halten, auf welche ein ewiger Tag folgen sollte. In dieser lebendigen Hoffnung erfreuten sie sich und verlachten die Grausamkeit des Feindes. Wohl stockte ihr Blut, wohl zogen ihre Adern sich krampfhaft zusammen, wohl drang ein schneidender Schmerz tief und tiefer in ihr Mark, wohl starben ihre äußeren Glieder nach und nach ab, wie treue Vorposten, welche zuerst erliegen; sie beharrten in einem Gebet: „Vierzig haben den Kampfplatz betreten; laß, o Herr, alle Vierzig als Sieger

gekrönt werden und es fehle nicht Einer bei dem himmlischen Siegesfest. Ehrwürdig ist diese Zahl, durch welche nach dem Zug durch die Wüste das göttliche Gesetz in die Welt einging und welche Du durch Deine Faste von vierzig Tagen geschmückt hast." So beteten sie inbrünstig.

Es stand aber der wachthabende Offizier wohlbeschützt und gewärmt in dem Wachthause, um den Ausgang der Sache zu erwarten, erwog bei sich selbst, welch eine ungeheuere Standhaftigkeit dazu gehöre, stehenden Fußes auf dem Eise sich todtfrieren zu lassen, wenn ein ganz leichtes Mittel zur Rettung in der Nähe sei, und konnte sich einer großen Bewunderung dieser Helden nicht erwehren. Da ward er einer lieblichen Erscheinung gewürdigt: ein großes Licht senkte sich vom Himmel herab und trug himmlische Boten, welche, wie Gesandte eines Königs, Kronen an die tapferen Krieger vertheilten; aber nur an neun und dreißig. Einen ließen sie unbegabt, als ob er diese hohe Ehre nicht verdiene. Und während der Offizier nachsann, welche Bedeutung diese Uebergehung wohl habe, sah er zu seinem größten Erstaunen jenen Einzigen, der leer ausgegangen war, seinen Posten auf dem See verlassen und im schnellsten Lauf dem Wachthause zurennen. Dort angelangt begehrte er nichts, als sich zu erwärmen und stürzte sich in das warme Bad. Mit tiefem Schmerz sahen die Neun und dreißig diesem Waffenbruder nach, der aus der Schlacht des Glaubens floh; diesem Ueberläufer vom Heere Christi in das Feldlager Belials; sie vereinigten sich für ihn im heißen Gebet. Und ganz vergeblich fiel dieser Liebhaber des irdischen Lebens vom himmlischen Leben ab: kaum berührte sein erstarrter Körper das warme Wasser, so traf ihn der Tod. Dies zweite Schauspiel, ebenso außerordentlich als das erste, machte einen solchen Eindruck auf den wachthabenden Offizier, daß er seine Kleider von sich warf, das Wachthaus verließ und mit dem freudigen Ruf: „Ich bin ein Christ!" zu den Martyrern auf dem See eilte, deren Trauer sich nun in Frohlocken verwandelte. Er bewunderte die Gläubigen und ihre Tugend: da sah er die

himmlischen Wunder, da erkannte er die Wahrheit, da floh er zum Herrn; er ward mit den übrigen neun und dreißig in den Himmel berufen.

Als die lange Winternacht vorüber war, hatten auch die tapferen Helden ihre Nacht der Pein überstanden und lagen entseelt oder in ohnmächtiger Erstarrung auf dem Eise. Nur Einer von ihnen, Melithon, ein Jüngling von ungewöhnlicher Schönheit und Körperkraft, lebte noch. Am Ufer ward ein Scheiterhaufen errichtet, welcher all' die Helden aufnehmen sollte, und dann sollte das Eis aufgehauen und ihre Asche in's Wasser geschüttet werden, damit sie sagen könnten, wie es im fünf und sechzigsten Psalm heißt: „Durch Feuer und Wasser sind wir gegangen und Du hast uns an einen Ort der Erquickung geführt." Es kamen die Schergen, luden die Körper auf Karren und brachten sie zum Scheiterhaufen; jenen schönen starken Jüngling aber, der noch athmete, ließen sie zurück und warfen ihm einen Mantel über, hoffend, daß er in diesem hinfälligen Zustand zum Abfall sich bequemen werde. Viele Christen waren zugegen; unter ihnen auch die Mutter des Jünglings. Was that sie? — Diese ächte Mutter eines Martyrers eilte zu ihrem Sohne, hob ihn auf mit eigenen Händen und trug ihn in ihren Armen dem Karren nach. Ehe sie denselben erreichte, verschied Melithon. Da legte sie ihn zu den Uebrigen auf den Scheiterhaufen und sprach, ohne sich trostlos zu zeigen oder Thränen zu vergießen: „O mein geliebter Sohn, vollende mit deinen Gefährten die glückselige Reise, damit du nicht der Einzige seiest, der in ihren Reihen fehle, und der später als die Uebrigen dem Herrn vorgestellt werde." Und so gingen sie Alle hinüber, die heiligen Vierzig und bildeten eine Siegestrophäe des Glaubens an unseren Herrn Jesus Christus, den König der Martyrer.

„Siege durch dieses."

Kaiser Maxentius, Sohn des Maximian Herculeus, hauste in Rom als ein grausamer Tyrann. Geldgierig und abergläubisch wie er war, verübte er eine Frevelthat nach der anderen. Reiche Senatoren ließ er unter leichten Vorwänden einkerkern und tödten, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen; ebenso auch das Volk durch die Prätorianer niedermetzeln. Um die Gunst der Götter zu erlangen, ließ er auf ihren Altären Löwen als Opfer schlachten und nach der Zukunft spähen in den Eingeweiden neugeborener Kinder. Das Volk von Rom verabscheute ihn und rief den Constantin um Hülfe an. Maxentius war der stärkere, hatte ein größeres Heer und tüchtige Feldherren. Er selbst verließ Rom nicht, weil ein Orakel ihm geweissagt hatte, außerhalb Roms Mauern werde er seinen Tod finden. Constantin zog mit geringen Streitkräften aus Oberitalien heran und lagerte sich in der römischen Campagna vor der Milvischen Brücke am Tiber, die jetzt Ponte molle heißt und allen Reisenden, welche von Norden kommen, wohl bekannt ist, weil sie gleichsam die letzte geschichtliche Station vor der ersehnten Porta del Popolo, durch die man in Rom einfährt, bildet.

Constantin betrachtete sein schwächeres Heer, die Leiden des römischen Volkes, wenn er dem Maxentius erliegen sollte, die Schicksale der Imperatoren seiner Zeit, welche sämmtlich, trotz ihrer Macht und Herrschaft und Gewalt, ein klägliches Ende gehabt hatten, seinen eigenen Vater Constantius Chlorus ausgenommen, gerade den, welcher nur einen Gott verehrt und niemals für den Götzendienst Blut vergossen, vielmehr die Christen geehrt und beschirmt hatte. Und Constantin begann diesen einen Gott anzurufen und zu beten, Er möge sich ihm zu erkennen geben und ihm seinen Schutz gewähren. Darauf zog er an der Spitze einer Truppenabtheilung durch die Campagna und siehe! — über der Sonne, die sich zu ueigen begann, erschien ihm ein leuchtendes Kreuz mit der

Umschrift: „Siege durch dieses!“ Und was er sah, das sah sein ganzes Heer mit ihm, und noch nach Jahren betheuerte er dem Geschichtschreiber Eusebius durch Eidschwur diese wundersame Erscheinung. Damals aber hatte Constantin in der folgenden Nacht ein ähnliches Traumgesicht. Christus hielt ihm dasselbe Zeichen vor und befahl ihm, es nachbilden und seinem Heer vorantragen zu lassen. Das geschah; Constantin machte daraus sein Banner, das berühmte Labarum. Es war ein langer vergoldeter Speer mit einem Querstab in Kreuzesform, an dessen beiden Armen die Fahne, wie unsere Prozessionsfahnen, von kostbarem Stoff hing. Auf der oberen Spitze des Speeres prangte aber nicht der alte Adler Jupiters und Roms, sondern die beiden verschlungenen griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Christi X und P, von denen der erste ein Kreuz bildet. Ein Kranz von Edelsteinen umgab dies Monogramm. Fünfzig Mann der tapfersten und treuesten seiner Leibwache mußten das Labarum in allen seinen Schlachten vor ihm hertragen und umringen. Später ließ er für alle Legionen ähnliche machen; das Monogramm Christi ward das Feldzeichen, das er auf seinem Helm und jeder Soldat auf seinem Schilde trug, und da das erhabenste Siegeszeichen kein Strafwerkzeug sein durfte, so schaffte Constantin später für immer den Tod durch Kreuzigung ab.

Ermuthigt und froh war Constantin, entmuthigt und beängstigt war Maxentius. Um die Götter und das Volk günstig zu stimmen und um Verachtung Constantins auszudrücken, gab er zur sechsten Jahrestagsfeier seiner Herrschaft glänzende Spiele im Circus. Wäre er beim Volk beliebt gewesen, so hätte es ohne Zweifel über dem Schauspiel von Krieg den wirklichen Krieg vergessen; allein bei dem verhaßten Tyrannen rügte es den unpassenden Einfall, innerhalb der Mauern Gladiatoren kämpfen zu lassen, wenn außerhalb ein Heer zu bekämpfen war, und plötzlich ergoß sich der Unwille in dem einstimmigen Ausruf: „Constantin ist unüberwindlich!“ Maxentius erschrack, verließ den Circus und befahl, die sybillinischen Bücher zu befragen. Deren Ausspruch für den

Tag lautete: „Der Feind Roms wird elend umkommen.“ Maxentius deutete dies zu seinen Gunsten und gegen Constantin; schöpfte Muth, stellte sich an die Spitze seines Heeres, zog hinaus, überschritt den Tiber, so daß er den Fluß im Rücken hatte, und begann die Schlacht. Sie war lang und blutig; aber Constantin siegte. Maxentius ward in der Flucht seiner Reiterei fort- und zum Tiber zurückgerissen, dann im Getümmel von der Brücke herabgedrängt. Er stürzte mit seinem Pferd in den Fluß; Viele von seiner Leibwache nach ihm und, halb ertränkt, halb erstickt, fand er seinen Tod im Schlamm des Flußbettes am 23. October 312. Rom öffnete jubelnd dem Sieger die Thore. Senatoren, Große, Volk, Weiber, Kinder strömten frohlockend ihm entgegen und begrüßten ihn als den Befreier. Ganz Italien schickte ihm Glückwünsche und der römische Senat errichtete ihm zu Ehren einen Triumphbogen, der noch heutzutage neben dem Coliseum sich erhebt.

Constantin vergaß nicht das Zeichen, durch welches er gesiegt hatte. Er begnügte sich nicht damit, den Christen völlige Glaubensfreiheit mit allen daraus sich entwickelnden Rechten durch seine Edicte zu sichern. Er berief auch Bischöfe zu sich, nahm Kenntniß von der christlichen Lehre und der heiligen Schrift, sorgte mit kaiserlicher Freigebigkeit für Bau und Ausstattung der Gotteshäuser und für Unterstützung der Armen, besonders der Wittwen und Waisen, befreite die Geistlichkeit von allen öffentlichen Lasten, damit sie sich ungestört dem Dienste der Kirche widmen könne; mit einem Wort: er fing an zu verstehen, daß allmälig der Götzendienst verschwinden müsse, da die Götzen gefallen waren.

Nachdem er im Jahre 324 seinen Schwager und Mitkaiser, den wortbrüchigen Licinius, besiegt hatte und nun auch Herr des Orients und Alleinherrscher des ganzen Römerreiches war, sprach er in öffentlichen Proclamationen aus, daß Gott überall die Majestät Seines Namens verkündigen und die Welt von dem Jammer befreien wolle, in welchen sie durch die Gottlosigkeit der Christenverfolger gestürzt sei;

daß Gott zum Werkzeug Seiner erhabenen Absicht ihn, Constantin, auserwählt und deshalb vom fernen Westen nach dem tiefen Osten geführt, und Alles vor ihm niedergeworfen habe, was ihm im Wege gewesen sei. Daher glaube er fest, daß er Leben und Seele und Alles, was er besitze, daran setzen müsse, um diese große Absicht Gottes durchzuführen. In die Provinzen des Reiches schickte er meistens christliche Statthalter. Denen, die es nicht waren, gebot er, keine Götzenopfer für sein Wohl oder in seinem Namen darzubringen, und derselbe Befehl erging an alle hohe Beamten, sogar an die mächtigen Präfecten der Prätorianer, die bis dahin um geringerer Ursachen willen Kaiser ab- und eingesetzt hatten. Der Polytheismus war nur noch eine Ruine; Constantin untergrub sie bedachtsam mehr und mehr; gewaltsam sprengte er sie aber nicht und zwang auch Niemand zur Annahme des Christenthums. An solchen Orten, wo wenig Heiden waren, ließ er die Tempel schließen, oder Dach und Pforten ausheben, damit sie verfielen; oder er gab sie den Christen zum gottesdienstlichen Gebrauch; ließ auch die Götzenbilder auf die Straßen stellen, um sie jedes Zaubers zu berauben. Später gab er ein Gesetz, das er mehrmals neu bestätigte, daß kein neues Götzenbild geweihet werden dürfe. Die Auguren und Haruspizen, Zeichendeuter, die zur heidnischen Hierarchie des alten Rom gehörten und aus dem Flug der Vögel und den Eingeweiden der Thiere zu weissagen behaupteten, bezeichnete Constantin mit ihrem Treiben als Aberglaube, unterwarf sie gewissen Einschränkungen, verbot sie aber nicht; so kamen auch sie in Verfall. Im Jahre 321 schon gab er das Gesetz der allgemeinen Sonntagsfeier. Der erste Wochentag war der, an welchem der Heiland auferstanden und der heilige Geist herabgekommen war; er blieb seit den apostolischen Zeiten der Tag des Herrn, an welchem die Christen gern vereinigt blieben, um das Lob Gottes zu singen, sein Wort zu hören, seinem Opfer beizuwohnen, seiner heiligen Communion theilhaft zu werden. So wurde er von selbst für sie ein Feiertag, an dem die gewöhnlichen Arbeiten auf-

hörten und der sich fast ganz in den Gotteshäusern verlief. Da die Aufnahme und der Unterricht der Katechumenen hauptsächlich auch am Sonntag statt fand (daher unsere sonntägliche Christenlehre), und da diese Belehrungen jetzt öffentlich in den Gotteshäusern gegeben wurden, damit Juden und Heiden daran Theil nehmen konnten, so hatten auch die Heiden allmälig die Sonntagsfeier angenommen und das Gesetz Constantins bestätigte nun den allgemeinen Gebrauch. Alle Gerichte waren Sonntags geschlossen; jede werktägliche Arbeit sollte ruhen, nur der Ackerbau nicht unbedingt, weil da ein Tag oft sehr wichtig für die ganze Erndte ist. Die christlichen Kriegsleute durften den ganzen Tag, frei vom Dienst, in den Gotteshäusern zubringen; die heidnischen befahl Constantin im Freien zu versammeln zu einem kurzen Gebet, das an den einigen Gott gerichtet war. In einer Proclamation von 324 sprach Constantin entschieden den Wunsch aus, es möchten sich all' seine Unterthanen vom Polytheismus ab- und dem christlichen Glauben zuwenden. Doch warnte er die Christen, die Anhänger des alten Götzendienstes in dessen Ausübung nicht zu stören. An entschiedener Bevorzugung der Christen ließ er es keineswegs fehlen, beförderte sie zu den höheren Aemtern, machte ihnen reiche Geschenke, ertheilte ihnen Privilegien und schloß alle häretischen Secten gesetzlich von den Rechten der katholischen Kirche aus. Ortschaften, die sich ganz zum Christenthum bekehrten, erhob er zu Städten. Nirgends aber rief die Zurücksetzung der Heiden irgend einen kleinen oder großen Aufstand hervor. Bevollmächtigte des Kaisers reisten ungestört durch das ganze Reich, von Britannien bis Numidien, vom Atlantischen Ocean bis zum Antilibanon, um seine Verfügungen in Ausübung zu bringen. Die Gräuel der letzten heidnischen Kaiserzeiten waren nach allen Seiten hin so groß, so abschreckend, so empörend gewesen, daß die Heiden selbst unter dieser neuen Regierung frisch aufathmeten.

Für Rom als Residenz hatten die letzten Imperatoren, die alle in der Fremde, viele unter den Barbaren geboren waren, gar keine Theilnahme mehr; sie lebten lieber in Nico-

medien, Alexandrien, Mailand und Trier. Es war als hätten sie eine Ahnung davon, daß Einer, der mächtiger sei als sie, seinen Sitz in Rom aufgeschlagen habe. Auch Constantin war für Rom ein Fremder, war in Mösien geboren, in Nicomedien erzogen, hatte in Gallien und Britannien die Herrschaft gehabt und Rom nur erobert. Als er fand, daß ein bedeutender Theil des Senates und der höheren Stände in Rom beharrlich dem alten Götzendienst treu blieb, beschloß er ein neues Rom zu gründen und dahin den Sitz der kaiserlichen Macht zu verlegen. Er wählte Byzanz, das unvergleichlich anmuthige, welches sich über die sieben schönsten Hügel der Welt am malerischen Bosphorus und am schönsten Meer der Welt, dem Marmora-Meer (Propontis), lagert. Er nannte es Constantinopel und machte es zu einer christlichen und kaiserlichen Stadt, in welcher er weder heidnische Tempel, noch Götzenopfer, -Feste, -Bilder duldete, Letztere etwa nur zum Schmuck, wenn es große Kunstwerke oder Siegeszeichen waren. Er schmückte diese Stadt mit zwei Kaiserpalästen, mit öffentlichen Gebäuden, Aquaducten, Portiken, Amphitheatern, Circus, Badehäusern, Gerichtssälen, vor Allem mit christlichen Gotteshäusern. Die überaus prachtvolle Kirche der zwölf Apostel bestimmte er zu seinem Begräbnißort. Die Friedenskirche wurde von Kaiser Justinian später neu gebaut und der heiligen Sophia geweiht. Die Ausstattung und Ausschmückung dieser und noch anderer Kirchen war kaiserlich. Um correcte Exemplare der heiligen Schriften für sie zu erhalten, schrieb Constantin an Eusebius, Bischof von Cäsarea, der des heiligen Martyrers Pamphilus auserlesene Bibliothek geerbt hatte, und ersuchte ihn, fünfzig schöne und correcte Abschriften der Evangelien anfertigen zu lassen und durch einen Diakon nach Constantinopel zu schicken.

Dieses und unzähliges Andere that Constantin für das Christenthum, nur nicht das Eine, was für ihn selbst die Hauptsache hätte sein müssen: er ließ sich nicht taufen. Bis zum Ende seines Lebens hielt ihn das Vorurtheil, welches so viele Kirchenlehrer jener Zeit zu bekämpfen hatten, außerhalb

der Kirche: es sei gerathen, die Taufe so lange wie möglich zu verschieben, um nicht durch neue Sünden in Gefahr zu kommen, die Taufgnade wieder zu verlieren. Erst als er im Jahre 337 in eine Todeskrankheit fiel, ließ er sich auf dem Schloß Achyron bei Nicomedien von den versammelten Bischöfen die Taufe ertheilen und starb bald darauf am Pfingsttage desselben Jahres.

Einige Jahre vorher hatte seine Mutter, die fromme Kaiserin Helena, eine Reise nach Palästina gemacht, um dort all' die Stätten zu besuchen und der gläubigen Andacht zu bezeichnen, welche durch den Sohn Gottes geheiligt waren. Die Götzentempel und anderweitigen Profanationen, wodurch die Heiden sein Andenken vertilgen wollten, gerade sie erhielten es, und Helena ließ diese Orte vom heidnischen Unwesen säubern und Kirchen darauf erbauen; eine über der Grotte von Bethlehem zu Ehren der Menschwerdung Gottes; eine zu Jerusalem über dem heiligen Grabe zu Ehren des bitteren Leidens und Sterbens des Gottessohnes; eine auf dem Oelberg zu Ehren der Rückkehr in den Himmel des menschgewordenen Gottes; Alle zum Gedächtniß der welterlösenden Liebe, die sich auf diesen drei Stätten am strahlendsten kund gegeben hat: Er ward Mensch für uns, litt für uns und führte die Menschheit verklärt mit sich in den Himmel zurück.

Durch die Ausgrabungen, welche man bei dieser Veranlassung auf dem Platz der Kreuzigung und der Auferstehung machte, entdeckte man — so erzählt die uralte und beglaubigte Ueberlieferung — das Kreuz, die Nägel und die Schrift; und das Kreuz dadurch, daß dessen Berührung eine Sterbende gesund machte. Helena sendete einen Theil des Kreuzes dem Kaiser nach Konstantinopel; einen anderen nach Rom in die von ihr gestiftete Kirche zum heiligen Kreuz von Jerusalem, und der dritte Theil blieb in des Bischofs Obhut, von einem silbernen Schrein umschlossen zu Jerusalem, wo er Einmal im Jahre, am Charfreitag, den Gläubigen zur Verehrung ausgestellt wurde. Dies ist der Ursprung der erhabenen und süßen Ceremonie der Adoratio Crucis (Verehrung des

Kreuzes), welche am Charfreitag in unseren Kirchen in der Weise stattfindet, daß ein Cruzifix auf den Boden gelegt wird und Klerus und Volk knieend die Wundmale küssen.

Und so hatte denn das Kreuz gesiegt! Kaiser und Völker beteten es im Staube an! Während drei Jahrhunderten war es „den Juden ein Aergerniß," „den Heiden eine Thorheit;" wurde es mit derselben Wuth verfolgt, geschmähet, getreten, verleumdet, verhöhnt, mit welcher der göttliche Heiland in seiner Passion gemartert wurde; waren alle weltlichen, irdischen und dämonischen Mächte innig dagegen verbündet; suchten Roms Imperatoren, dieser Inbegriff allgewaltiger Herrschaft, durch Legionen von Richtern, Soldaten, Henkern, Götzenpriestern es zu entwurzeln; strebten die scharfsinnigsten Philosophen vom Orient bis zum Occident, es verächtlich zu machen; donnerte der Jupiter vom Capitol dagegen; lehnte sich die ganze üppige Götterwelt des Polytheismus, die in jedem Menschenherzen eine Neigung zu ihren Tempeln findet, dawider auf; fluteten Ströme von Blut darüber hin; begruben es Berge von Martyrerleichen; umsonst! es stand fest; der Calvarienberg war dessen sicheres Fundament. Inmitten der letzten Verfolgung zweifelte Kaiser Diocletian nicht an seinem Siege über das Christenthum und ließ eine Denkmünze prägen mit den Worten: „Nach Vernichtung des Namens der Christen." Und bis zu den fernsten Gränzen seines Reiches sollten Denkmäler seinen Triumph verewigen! In Spanien trägt eine Säule die Inschrift: „Diocletian Jovius, Maximian Herculeus, Cäsares Augusti wegen Ausbreitung der römischen Herrschaft in Osten und Westen, und wegen Vertilgung des Namens der Christen, welche der Republik den Untergang bereiteten." Und eine andere Säule: „Diocletian Cäsar Augustus wegen Adoptirung des Galerius im Osten, wegen allgemeiner Abschaffung des Aberglaubens Christi, wegen Ausbreitung der Verehrung der Götter." Umsonst! all' diese Denkmale verkündigten und bezeugten nichts, als eine ohnmächtige Lüge: das Kreuz stand fest und der Gekreuzigte wurde angebetet. Als die blutigrothen

Wolken der Verfolgung schwanden, welche drei Jahrhunderte lang die Sonne des Christenthums verhüllt hatten: da kam es zum Vorschein, wie tief, wie weit, wie mächtig Licht und Glut dieser Sonne vorgedrungen waren, welche Keime sie geweckt und befruchtet hatten, denn nicht Einzelne und auch nicht eine confuse Masse, sondern eine wohlgeordnete, geregelte und gegliederte Welt betete den gekreuzigten Gott an; eine Welt, die sich auf eine feste Glaubenslehre gründete, und sich nach einer festen Sittenlehre, welche aus dem Glauben floß, bildete; eine Welt, die sich in der christlichen Familie zertheilte, um sich in der christlichen Gemeinde zusammenzuschließen, und sich in der christlichen, der katholischen Kirche, christlich ihrem Wesen und katholisch ihrer Bestimmung nach, zu einem großen lebendigen Ganzen zu vereinigen. Und eine innere Gemeinschaft verband dieses Ganze, gab ihm einen wesenhaften Kern nach Innen, eine feste Geschlossenheit nach Außen: Einzelne, Familie, Gemeinde hatten das Bewußtsein derselben Abstammung, derselben Lehre, derselben Sacramente. So etwa sind im natürlichen Leben die Kinder *einer* Mutter verbunden: dasselbe Blut fließt in ihren Adern, dieselbe Erziehung wird ihnen zu Theil, an demselben Vermögen haben sie Anrecht. Um so viel höher das Gnadenleben über dem natürlichen Leben steht, um so viel inniger ist diese übernatürliche geschwisterliche Gemeinschaft, da nicht das Blut einer irdischen Mutter, sondern das Blut Jesu sie beseelt. Fest, unverbrüchlich und über das Leben hinausreichend, wie diese Gemeinschaft war, trat sie aber zugleich auch nach Außen in die sichtbare Welt, in die menschliche Gesellschaft, als eine klare und bestimmte Einheit, als *die sichtbare Kirche* hinein. Dargestellt und getragen wurde diese Einheit durch den Episcopat, der eine Fortsetzung des Apostolats ist. Jeder Bischof war über eine Gemeinde, einen Theil der Kirche gesetzt, aber so, daß er, indem er für deren Wohl sorgte und wachte, das Wohl der gesammten Kirche nicht aus den Augen verlor, sondern daß er ein Ring in der Kette der Einheit blieb. Darum sagt der heilige Cyprian:

„Wir sind der Hirten viele, aber nur eine Heerde weiden wir, und alle Schaafe auf der ganzen Welt, die Christus durch sein Blut und seine Leiden verlangt, sollen wir sammeln und erwärmen.“ In jedem Lande oder jeder Provinz war gewöhnlich in deren Hauptstadt die erste christliche Gemeinde gegründet, und dann von dort aus durch den zuerst dort eingesetzten Bischof die weitere Verbreitung des Glaubens in andere Orte bewerkstelligt worden, so daß die allmälig zahlreich erblühenden Gemeinden an jenem ersten Ort einen Anhalts- und Mittelpunkt fanden. Wie jeder Bischof in seiner Gemeinde (Sprengel, Diöcese) die Einheit der Gläubigen darstellte und das Haupt seiner Geistlichkeit war: so war der Bischof in der Hauptstadt des Landes oder der Provinz Repräsentant der Einheit mehrerer Bischöfe, in deren Mitte er als Erzbischof (Metropolit) stand. Und endlich hatten alle Kirchen und alle Gläubigen einen Schlußstein für ihren Bau des Glaubens und der Liebe in dem Mittelpunkt und Oberhaupt der gesammten christlichen Kirche, in dem Nachfolger des Apostel Petrus, dem Christus mit klaren Worten die höchste Autorität in derselben übertragen hatte. Wie der Bischof in seiner Diöcese und der Metropolit in seiner Provinz, so stand der römische Bischof an der Spitze des ganzen Episcopates und war der Knotenpunkt, der alle Bischöfe und in ihnen alle Gläubigen zur Einheit verknüpfte. So hatte sich denn unter den Stürmen, Martern und Verfolgungen die christliche Lehre nicht blos in einzelnen Seelen fortgepflanzt, sondern sie hatte sich zu einem gefestigten und geschmeidigen Organismus entwickelt, der seiner Bestimmung entsprach, das Werk Christi auf der ganzen Erde und für alle Zeit fortzusetzen, und durch den Glauben die Menschen selig zu machen. Hätte nicht der heilige Geist in ihr gewirkt, wie wäre das der Kirche möglich gewesen! Ohne Gegenwehr, ohne Schutz; zwischen Römern, Juden und Barbaren; in römischen Katakomben, in germanischen Wäldern, in griechischen Städten, in numidischen Wüsten; in ihrem eigenen Schooß Keime des Todes tragend durch Namenchristen, die nur äuf-

serlich bekehrt waren, und heidnische Ansichten und Lehren einschleppten oder die reine Lehre verdrehten; durch Abfall betrübt, durch Spaltungen bedroht; immer gezwungen, neben Worte des Friedens und des Segens auch Worte ernster Rüge und Strafe zu setzen; von eigenen Kindern gekränkt und verschmäht; nach menschlicher Ansicht nicht sicher des nächsten Tages und eines Fußbreites Erde; überdies eine Lehre verkündigend, welche dem natürlichen Menschen ein Gräuel ist: durch welche irdische Mittel des feinsten Verstandes, der klügsten Berechnung hätte sie wohl eine so unerhörte Ungunst aller Verhältnisse besiegen können? Durch materielle Gewalt, und indem man den Gelüsten des niederen Menschen schmeichelt und nachgibt, können allerdings große Umwälzungen herbeigeführt und aufrecht gehalten werden: das ist dann ein Sieg irdischer Art und Natur. Aber bei der Kirche war es gerade umgekehrt; die materielle Gewalt war wider sie und sie war wider die Gelüste des niederen Menschen; und dennoch besiegte sie zugleich die materielle Gewalt und den Sinnenmenschen!! Dies war ein Sieg himmlischer Art, und wer ihn davontrug, das war Christus! Seine Menschwerdung, sein Leiden und Sterben, seine Liebe zog den heiligen Geist in das Werk dieser Liebe, in die Kirche hinein, deren Tabernakel Ihm Selbst ein Thron sein sollte — und von der und zu der Er sprach: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ Diese Schöpfung des ewigen Wortes gestaltete, vollendete, erhielt sich, ergoß sich über den Erdkreis, legte den Grund einer neuen Weltordnung, sänftigte die Seelen in diese Ordnung hinein, bildete das Angesicht der Erde um, wirkte und waltete segenvoll, — immer angefeindet und immer siegend, immer geschmäht und immer liebend, immer gekreuzigt und immer erlösend — durch den heiligen Geist, der bei ihr war und ist und sein wird jetzt wie zu den ewigen Zeiten. Amen.